

Im Todesrachen

Die deutsche Seele im Weltkriege

Von

Franz Schauwecker

Erstes bis fünftes Tausend
Umschlagzeichnung von Eva Schauwecker

Halle (Saale)
Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung
1919

Vorwort eines Freundes

Vier Kriegsjahre hindurch hatte ich vergebens auf eines deutschen Mitkämpfers Buch gewartet, worin die deutsche Soldatenseele ihr ungeheures Erleben ausspräche. Schilderungen von Schlachten in allen Zeitungen, zumeist von Nichtsoldaten; gute Aufsätze verschiedensten Inhalts und Gehalts besonders in unsern überwiegend vortrefflichen Heereszeitungen; daneben unendliches politisches Gerede von den Zuhausegebliebenen. Aber mir schien die geistige Gefahr zu drohen, daß die unvergleichliche Umwälzung der Seelen von Millionen nicht ihren würdigen, namentlich nicht ihren unmittelbar aus dem Leben geschöpften Ausdruck finden solle. Aus dieser Sorge schrieb ich einem jungen dichterischen Freunde, dem Studenten Franz Schauwecker aus Deutsch-Krone, ins Feld, er möge den Verlust von vier Jahren Menschenlebens ausgleichen durch eine Darstellung dessen, was er und mit ihm ein ganzes Volk reisiger Männer in Sieg und Not, Sturm und Ruhe, Hoffnung und Verzweiflung mit allen Fibern der Seele gelebt und gelitten, auf daß uns allen nicht verloren ginge, was das Ewigbleibende dieser Qualenjahre wäre: das innere Erlebnis des deutschen Riesenheeres im gewaltigsten und furchtbarsten Kriege aller Zeiten.

Franz Schauwecker hat dieses Buch im Felde geschrieben, hat mir Abschnitt für Abschnitt von den Schlachtfeldern im Osten und Westen zugesandt, hat seine bis zuletzt treue

Kompagnie als aufrechter Offizier in die Heimat zurückgeführt und dann sein Werk abgeschlossen, das festhält, was hinterher von keinem mehr so lebensrecht aufgezeichnet werden könnte: die zitternden Eindrücke der Stunde, der Minute. Deutsche Soldatenseele im Weltkriege — die will und soll unser unbesiegt unterlegenes Heer und Volk kennen lernen und nimmermehr vergessen. Ich denke, die Leser von Franz Schauweckers „Todesrachen", seine ehemaligen Mitkämpfer und die, für die er gekämpft, geblutet, geschrieben, werden es ihm danken, daß er die Seele des Krieges und des Kriegers aus dem betäubenden Getöse der Zeit vernommen hat und zu uns sprechen läßt.

Was äußerlich geschah, davon werden Tausende von Kriegsbüchern melden, noch in den Zeiten, in denen nicht einer der Weltkriegsstreiter mehr lebt. Das innere Geschehen könnte schon jetzt von keinem wahrheitsgetreu berichtet werden, der mit seinem Bericht nicht fertig war, als aus bebender Gegenwart abklingende Vergangenheit zu werden begann.

Schauweckers „Todesrachen" war ein notwendiges Buch; möchte es ein bleibendes sein!

Bornim (Mark), September 1919.

Eduard Engel.

Inhalt

Deutsche Infanterie.

Das ist die geduldige Infanterie.
Die watet im Dreck bis an die Knie,
Die schleppt Gewehr, Tornister und Koppel
Durch Wälder und Felder, über Stein und Stoppel.
Über Berge und Felsen, durch Sumpf und Fluß
Geht sie mit unaufhaltsamem Fuß
Die graue, geduldige Infanterie.

Das ist die hungrige Infanterie.
Und wenn der Magen auch eben noch schrie,
Wie im Fegefeuer die arme Seele,
Sie schnürt ihm zu mit dem Koppel die Kehle,
Sie hängt ihm vors Maul das Koppelschloß,
Und schon ist er ruhig, der treue Genoß
Der grauen hungrigen Infanterie.

Das ist die schlaflose Infanterie.
Schlaf und Ruhe gibt es nie,
Aber Arbeitsdienst, Appells, Exerzieren,
Posten, Patrouillen und Marschieren
Und zum Schluß als den letzten Schliff
Auf die feindliche Stellung den Sturmangriff
Der grauen, schlaflosen Infanterie.

Das ist die tapfere Infanterie.
In der vordersten Linie findest du sie.
In Trichterfeldern und Schützengräben
Verbringt sie ihr ganzes Feldzugsleben.
Am nächsten dem Feind, am nächsten dem Tod, —
Besser kennt keiner Gefahr und Not
Als die graue, tapfere Infanterie.

Das ist die deutsche Infanterie.
Dreck, Hunger und Mut, die zieren sie.
Aber vor ihr auf allen Bahnen
Müssen sich senken die stolzen Fahnen.
Unser Ruhm, unser Stolz, unser Trost ist sie,
Die schlichte, deutsche Infanterie.

Einleitendes

Fahrt zur Front Wildes Durcheinander auf dem Güterbahnhof, wirres Gedränge von Uniformen, Frauenkleidern, Zivilanzügen und verweinten, hoffnungsleer starren oder krampfhaft lachenden Gesichtern, jauchzenden Marschklängen, alles überbrüllenden Rufen, Befehlen, Singsang, — das Ganze überflackert von trübem Gaslicht, getaucht in qualmige Dämmerung und begleitet vom eintönigen Takt des Kolbengestampfs der Dampfmaschine.

Jetzt! Die Maschine zieht an, der Lärm schwillt und brandet empor, das „Muß i denn, muß i denn“ überjubelt alles, und der letzte, armselige Faden, der an Heimat, Angehörige und Kultur bindet, wird rasch und gewaltsam zerrissen. Wie in einer ungeheueren Erstarrung bleibt das eben noch wimmelnde Gewühl zurück und blickt mit den tausend Augen der Sehnsucht dem Zuge nach, gefesselt von einem namenlosen Gefühl, das eher Druck, Dumpfheit und Betäubung ist als wirklich bewußt empfundener Schmerz.

Das war das Letzte für unbestimmte Zeit. Vielleicht komme ich bald, vielleicht spät, vielleicht niemals wieder; vielleicht als Krüppel, vielleicht gesund, vielleicht in einem Zinksarg. Sekunde, Monate, Ewigkeit. Vielleicht.

Für Augenblicke packt einen das Gefühl grenzenlosen Leichtsinns und schrankenloser Freiheit. Fernste Zukunft

schnellt in greifbarste Nähe, wie auf rasender Eisenbahnfahrt dem Blick die Telegraphenstangen heran- und vorbeizucken. Früher währte das Leben vierzig, fünfzig, sechzig Jahre und war eine Größe, mit der man rechnete. Jetzt? Alles Rechnen, Sorgen, Planen ist Sinnlosigkeit voll spaßhaften Ernstes. Weiß ich, was morgen ist? Morgen ist heut, Sonnenschein, Wetterschlag! Komme, was kommen mag!

Man fängt an, in den Tag, in die Stunde, in die Minute drauf los und hinein zu leben. Von nun an ist der Mensch eine Insel, die sich selbst versorgen muß, ein Wesen, das zusehen mag, wie es mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst fertig wird. — Das macht einem der Güterwagen binnen einer Sekunde mit wuchtiger Gründlichkeit klar.

Platz? Ich hocke zwischen zwei Riesen wie zwischen den Stempeln einer Wasserdruckpresse. — Bequemlichkeit? Die Bank ist hartes Holz, und eine Lehne gibt es nicht. — Wärme? Es ist Winter. Am Wagendach glitzern giftig die Eiszapfen, und ein Ofen fehlt. — Weiches Schlaflager? Ich fühle heute im versöhnenden Schleier der Erinnerung noch nicht die zwanzig Strohhalme von damals unter mir, dafür aber die Bretter und einige besonders gut gelungene Eisenbeschläge der Ecke, in der ich lag. — Unterhaltung? Über die Griffe des Schmiedehandwerks, Vor- und Nachteile künstlichen Düngers, Behandlung herrschaftlicher Pferde und Wagen, bestenfalls über doppelte Buchführung oder die Pflichten des Kellners in besseren Gasthäusern hätte ich zur Aussprache Gelegenheit gehabt, aber mich verlangte nicht danach. Überdies war der Ansturm des Neuen zu groß. — Ein Buch? Lächerlich!

Da saß ich meiner Ecke weit ab von den beiden Schiebetüren des Viehwagens, den einzigen Lichtspendern unseres Wohnraumes. Waren sie geschlossen, so herrschte Nacht und

Grauen, öffnete man sie — und meistens standen sie tagsüber weit offen —, so erreichte mich mit einem kargen Lichtschimmer ein froschpfotiger Wind und eine kieferrüttelnde Kälte. In der Mitte der Wagendecke baumelte an einem Stück Draht eine handtellergroße Metallbüchse, deren Zweck mir erst in der Nacht flackernd und trübe genug aufging: unsere Beleuchtung — eine Scheibe Hartspiritus.

Die Nacht, die erste Nacht! Uhrpendelhaft schaukelte der Rumpf hin und her, auf den Schultern trieb der Kopf sein schlaffes Spiel für sich, der Wagen stieß und ruckte, und wäre ich nicht zwischen meinen Nachbarn willenlos festgeklemmt gewesen, — im Sturz auf den Boden hätte ich Arme und Beine gebrochen, wenn zum Fallen Raum genug gewesen wäre. Ich habe im Sitzen nie schlafen können, damals lernte ich's. Der Wagen schaukelte, der Körper pendelte, das Licht baumelte und —.

Ein Ruck wie eine Ohrfeige! Der Zug hielt, und es gab Mittagessen nachts um 1 Uhr. Ein schlafschwerer, därmeverwickelnder Satz von Meterhöhe aus dem trittbrettlosen Wagen auf die Erde, elend langes und verflucht mühseliges Gestolper über Eisenbahnschienen und -schwellen, Kohlenhaufen, Weichenstangen, heimtückische Drähte und Kabel, Antreten, ein kahler Bretterschuppen und eine lärmvolle Massenabfütterung. Mein Tischnachbar spuckte freundlich die Knochen, Knorpel und Sehnen neben meine waschbeckengroße Erbsenschüssel, kitzelte mit dem Messer den Gaumen und aß geräuschvoll, hustete und sprach, alles auf einmal. Rasch einige Karten auf suppenüberspritztem, knochenbesätem Tisch gekritzelt, und schon überschmetterte den Bahnhof das Trompetenzeichen: einsteigen! —

Fünf Tage und fünf Nächte hausten wir in unserm rollenden Eispalast. Fünf Tage und fünf Nächte ununter-

brochen schlug das überwältigend Neue wie mit Keulen auf einen los, und es war gut so. Es ließ nicht viel Zeit zum Nachdenken, zu weichen Empfindungen, zur vollen Erkenntnis der Lage, es riß, zerrte und schleifte einen darüber hinweg.

Und leise und allmählich begann jene Umwandlung des Innern, des Seelenlebens, die bei einem zart empfindenden und gebildeten Menschen so qualvoll zögernd und langsam sich abspielt, jene bis zur Grausamkeit harte Schule, die so oft mit den nackten Fäusten urzeitlicher Lebensformen erzieht, und eben darum so furchtbar ist, weil sie nur das Körperliche und Triebmäßige im Menschen entwickelt und fortbildet. Der weiche Ton der Seele erhärtet in diesem vorbereitenden Feuer.

Der Mensch der unteren Schichten des Volkes stellt keine besonders hohen Forderungen an das Leben. Die Erleichterungen, die dem andern selbstverständlich und gewohnt sind, erscheinen ihm oft weniger als erstrebenswert denn als seltsam, verweichlicht und albern, weil er an Körperarbeit gewöhnt ist. Das sind ihm große Helfer in dieser unerbittlichen Schule. Er leidet auch, aber er leidet weniger, mit vielen Genossen seiner Klasse, und er hilft sich mit Kartenspiel, Witzen, Fluchen und Lachen darüber hinweg.

Der Gebildete duldet unvergleichlich viel mehr, erträgt es einsam und schweigend. In dieser erzwungenen, stummen Einsamkeit liegt viel Erschwerung und eine große Gefahr. — Wer nicht die Erhabenheit und den großen, emporstrebenden Schwung dieses Welterlebnisses, einen Hauch dieser Jahre wahrhaftig in seinem Herzen fühlt, der erliegt der Gefahr und verkümmert unter der kleinlichen, grauenhaft-stumpfen Last des Feldlebens oder ihn erschüttern grundlagenwendende Umwälzungen und stoßen ihn auf Wege, die in vorurteilsvolle Verbitterung, Gehässigkeit und Verneinung, nie aber zu einem freudigen Anerkennen und Bejahen führen.

Der Fußsoldat Da kommen sie anmarschiert: erst eine Kompagnie, dann das Bataillon, das Regiment, — Brigaden und Divisionen, — endlose, feldgraue Züge. Der weiße Kalkstaub der Champagne, die zähe Lehmkruste Polens, der fette Humusboden Flanderns, gelber Staub der Sinaiwüsten und arabischer Einöden, der schwarze, fressende Moorschlamm der Rokitnosümpfe, — der Schmutz, Staub, Schlamm und Dreck der ganzen Erde klebt und krustet an ihren Stiefeln und Tuchhosen. Staub und Schweiß überzieht grau die Hände und die Gesichter. Nur die Augen und Zähne blitzen weiß aus dem tiefen Braun der Haut.

Sieh sie dir genau an! Da ist kaum eine Uniform, die nicht geflickt, die nicht ausgeblichen wäre von Sonne, Luft, Regen und allen Mächten der Erde. Schön sieht das nicht aus, aber es *sieht* nach etwas aus, nach so viel sogar, daß dir das Lächeln vergeht. Du lachst auch nicht über die Stahlhelme, wenn sie auch bunt beklext sind wie ein Narrengesicht im Zirkus und wenn sie auch von draufgeschmiertem Lehm und drumgebundenen Grashalmen starren wie eine tolle Niggerfrisur oder ein indianischer Kopfputz.

Sieh genau hin! Der Hemdärmel, der da und dort vorguckt, ist nicht sauber, und du würdest das Hemd vielleicht nur mit der Feuerzange anfassen. Du tust auch gut daran, denn du bekämest sonst wahrscheinlich Läuse.

Hebe das Gewehr einmal, — nur für eine Sekunde und nur zum Spaß. Es wiegt nur neun Pfund. Nur? Ja, nur! Der Tornister wiegt zwanzig Pfund. Der Stahlhelm drückt mit zwei Pfund auf den Schädel, und das ist recht viel für einen so empfindlichen Gegenstand, in dem alle Nerven sich treffen. Und dann vergiß das Koppel nicht! Es hängt voll von Allerhand wie ein Baum von Blättern: Brotbeutel, Feldflasche, Spaten, Seitengewehr, Gasmaske

und zwei Patronentaschen mit 120 Patronen. Das alles zusammen wiegt seine sechzehn Pfund. — Die Stiefel sind auch nicht leicht und sitzen obendrein noch an den Beinen, die auf einen Kilometer Weges bei einem durchschnittsgroßen Mann etwa 1160 mal hochgehoben und vorgesetzt sein wollen. Bei vierzig Kilometer Marsch macht das 46 400 mal, und das Gepäck will mit. Und der Schlamm liegt handhoch und zieht wie ein beseelter Stiefelknecht.

Ja, sieh sie dir nur an: allesamt, wie sie gebacken sind, laufen sie jetzt schon am dreißigsten Kilometer und kommen aus einem Gefecht und gehen in ein anderes.

Frage den ersten besten, wann er zuletzt gegessen hat. — Gestern abend. — Und wieviel? — Einen Deckel voll. — Und war's dick? — Nee, dünne, spinnendünne!

Aber dafür hat er gewiß gut geschlafen. Ja, das hat er, — eine halbe Stunde in einer zerschossenen Scheune. Dann ist er alarmiert worden.

Wie geht's denn zu Hause? — Wie soll er das wissen? Den letzten Brief hat er vor einer Woche bekommen, und da war er schon vierzehn Tage alt. Er weiß ja nicht mal, ob das erwartete Kind schon da ist, ob's ein Junge oder ein Mädel ist und was die Mutter macht.

Aber er wird wohl bald auf Urlaub fahren? — Ach, du lieber Gott! In sechs bis sieben Monaten! Bis dahin kann jede Sekunde ein „Ding" angepfiffen kommen und durch ihn durchhauen, als ob er Luft wäre. Sechs bis sieben Monate! Rechne aus, wieviel Sekunden die haben. So viele Gelegenheiten zum Sterben sind da. Sechs bis sieben Monate, — sechs bis sieben Jahrhunderte! Soweit denkt ja kein Frontsoldat!

Achte einmal auf ihre Unterhaltung. Die Worte sind so unbehauen und wahllos wie Felsen. In der „guten

Stube" jagst du damit alles zur Tür hinaus, so kräftig sind sie. — Horch! Sie singen Lieder. Nicht wahr, das hättest du ihnen gar nicht zugetraut, so zarte, sehnsuchtsvolle Verse, so traurige, entsagende Strophen?! „Hübsch und rührend" sagt Nietzsche, den mancher von ihnen im Tornister trägt. Die Vaterlands- und Kampflieder passen deiner Meinung nach schon besser zu ihnen. Deine Meinung! Was verstehst du als Frau oder Zivilist davon. Deine Meinung! Dann hör lieber gar nicht erst hin auf das, was sie jetzt singen. Jeder Staatsanwalt würde dies Lied berufsfreudig beschlagnahmen, wenn er's gedruckt sähe, und Drucker und Verleger würden ganz scheußlich reinfallen, so saftig und volkskerngesund ist es.

Da marschieren sie hin: Offiziere, Unteroffiziere und sie, die Gemeinen, die Soldaten! Und es wird gar nicht allzu lange dauern, dann hörst du vor dir, weit hinter den blauen Hügeln und Wäldern dumpfe Schläge und helle Knalle. „Es geht los!" Um deine kleine Geringfügigkeit und ihre Sicherheit hinterm Ofen dreht sich's dabei auch. Vergiß das nicht, — niemals! Und wenn du sie morgen weitermarschieren siehst, dann sind es nicht mehr so viele, — sonst aber ist alles beim alten.

Vier Jahre marschieren sie nun schon so, — vier Jahre. Das ist eine große Sache! Vier Jahre Krieg! Das kannst du gar nicht wüdigen. Für dich sind's nur vier Jahre Brot-, Fleisch-, Fett- und andere Marken. Papierschnitzel, Papierschnitzel! Und du bildest dir darauf gewiß noch etwas ein! Papierschnitzel, Papierschnitzel! —

Wenn du mir recht gibst, dann sei nicht so töricht und lobe und preise den Infanteristen als Helden und Retter und weiß Gott was sonst noch. Das sind nur Worte, und im Kriege der Front haben wir gelernt, was Worte sind,

weil wir endlich einmal gelernt haben, was Taten bedeuten. Der Infanterist würde dich erst groß und dann verlegen ansehen und dich künftighin ängstlich meiden, kämest du ihm mit großen Lobesworten. Gib ihm lieber zwanzig gute Zigaretten, drück ihm die Hand und sprich mit ihm von seiner Frau und von seinem Kornfeld oder seiner Drehbank oder was es nun gerade sein mag. Willst du ein übriges tun, dann lade ihn dir zum Abendbrot ein und rede einfach über einfaches. Ganz zum Schluß aber kannst du ihm so nebenbei und unauffällig zwischen zwei Zigarren sagen:

„Ich bin zwar nicht im Felde und nicht Soldat gewesen, aber ich ahne — ich ahne —! Möge Gott uns vor einem zweiten Kriege fürs erste bewahren!"

Dann wird er nachdenklich vor sich hinsehen, mit dem Kopf nicken und vielleicht nur sagen: „Ja." Aber wie er dies „Ja" sagt, *wie* er es sagt, das wird dir ins Herz gehen.

Und wenn er fort ist, dann kannst du ruhig das Gefühl haben, den wahren Helden des größten Krieges aller Zeiten kennen gelernt zu haben, den deutschen Infanteristen von 1914 bis 1918. Dann nimm heimlich die edelsten Worte deutscher Sprache und umgib ihn mit dem Schimmer höchsten Ruhmes und vollster dichterischer Verklärung. Du gibst es keinem Unwürdigen, und der Kranz senkt sich auf eine vielleicht schweißtriefende und darum würdige Stirn.

Hüben und drüben Deutsche, österreichische, ungarische, türkische, bulgarische, englische, französische, amerikanische, russische, italienische, portugiesische, belgische, indische, ägyptische, afrikanische, kanadische, australische Soldaten haben im Weltkriege an den Fronten gestanden. Das Unerhörteste, das Niegeleistete, — der deutsche Soldat allein

hat es geleistet, — geleistet und gelitten. Die andern nicht, soviel ihrer sind.

Wo der Deutsche an der Front stand, — 10 deutsche Geschütze schossen gegen 100 feindliche; 100 deutsche Granaten flogen hinüber, aber herüber heulten 1000 feindliche; er hatte nur eine Bedienung am Geschütz, die bis zum Umfallen lud und schoß, der Gegner arbeitete am Geschütz mit drei Bedienungen in drei Schichten Tag und Nacht; ein Fesselballon beobachtete, ein Flugzeug klärte auf, ein Geschwader warf Bomben für den Deutschen, 10 Fesselballons äugten, 40 Flugzeuge spähten, 10 Geschwader warfen Bomben für den Feind; kein Tank rollte dem Deutschen bahnbrechend voran, hunderte von Tanks ebneten dem Engländer und seinen Bundesgenossen die Wege; Brot, Fleisch, Speck, Butter, Wein, Schokolade, Milch flossen und rollten überreich in die feindlichen Stellungen, der Deutsche wartete vergeblich auf seine Schokolade, seine Milch, seinen Wein, und sein Fleisch, seine Butter, sein Speck, sein Brot waren knapp und mager; in dauerhaftem Leder und Gummi ging der Engländer, der Franzose, der Amerikaner, und sie froren nicht in ihrer Wolle und Baumwolle, die deutsche Uniform war fadenscheinig und schlecht in wenigen Wochen, sein Leder ward rasch brüchig, und neues gab's nicht; alle vier bis fünf Monate fuhr der Gegner drei Wochen auf Urlaub, alle zehn Monate fuhr der Deutsche 14 Tage nach Hause und zitterte vor dem telegraphischen Rückruf; Urlaubssperren hatte der Gegner nie außer einer einzigen, dem Deutschen wurde der Urlaub — wie oft gesperrt; wenn der Gegner drei Tage im Gefecht war oder wenn er eine große Leistung vollbracht hatte, zog man ihn zum Lohn heraus und brachte ihn in Ruhe, der Deutsche kam aus dem Schlamassel, aus der dicken Luft heraus, wenn seine Division abgekämpft

war, wenn sie so ungeheure Verluste hatte, daß sie als Division selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht mehr genügte, wenn der einzelne unfähig zum Kampf war, weil die Nerven versagten; 1/4, 1/2 oder 1 Jahr kam der Gegner weit, weit hinter der Front in wohlgepflegteste Ruhe, für Wochen lag der Deutsche mehr oder weniger dicht hinter der Front in Ruhe, stets alarmbereit und oft genug alarmiert nach vorn; eine zielbewußte, rücksichtslos für das Volk eintretende Regierung trat für des Gegners Volk ein, hinter dem Deutschen redete, zankte, stritt, zögerte, schwankte eine unentschlossene, farbenwechselnde Regierung, die den Feind nicht allzu sehr reizen wollte.

Und der Deutsche sah die Unvermeidlichkeit all dessen ein und stand freudig an der Front, brach siegesgewiß, siegreich zum Angriff vor, schlug den Feind in hundert Riesenschlachten, hungerte, fror, schwitzte, marschierte, lag in Dreck, Sand, Wasser und Schmutz, blutete und starb den Heldentod in Frankreich, Belgien, Rußland, Serbien, Albanien, Mazedonien, in der Türkei, im Atlantischen und Stillen Ozean, im Eismeer und im Kanal, in der Irischen See und in der Nordsee, in der Ostsee und im Finnischen Meerbusen, hoch in der Luft und tief unter den Wogen. Er siegte, siegte, siegte, bis er unterlag, nicht dem höheren Geist, der höheren Sittlichkeit, — nein, der stumpfen Masse. Und dann nahm er sein Gewehr über die Schulter und marschierte mit Gesang und Blumen, Fahnen und Schleifen, Stolz im Herzen in seine wunde Heimat, in die Revolution derer, die nichts für ihr Vaterland getan als geredet, gezankt, geschimpft und gescholten.

Überblicke

Körper und Seele Der Gewaltsamkeit des Kriegslebens kommt der Mensch des Friedens entgegen und setzt sich gütlich mit ihr durch einen Vertrag auseinander, wobei er, wenn er auch Bedingungen annehmen muß, sich doch vor dem Untergange rettet. Der Mensch paßt sich an. Die Schmiegsamkeit seines Körpers, seiner Seele und seines Gefühls ist erstaunlich. Der Körper erhält sich seine Gesundheit, und das Seelenleben, das auf der festen Grundlage des gesunden Leibes ruht, bewahrt sich einen zwar herabgeminderten, aber desto unerschütterlicheren Gleichmut.

Gesundheit, Gleichmäßigkeit der Seele und des Gefühls, sie sind die Magnetnadel, die dem Schiff auf wegelosem, marklosem Meer den Weg in der einzigen, gleichmäßig fortstrebenden Richtung weisen, und wie der Kompaß in seinem Gehänge trotz allen Stürmen, trotz allen Schiffsschwankungen verhältnismäßig in gleichschwebender Lage bleibt, wird Körper und Seele von allen Gewaltsamkeiten des Krieges weniger erschüttert, als der Unerfahrene zu meinen berechtigt ist. Es ist einleuchtend, daß dieser Vorteil notwendig ist. Eine einzige Schiffsschwankung, und der nicht befestigt und schwebend aufgehängte Kompaß stürzte und würde beschädigt; eine einzige Überstärke eines Eindrucks, und der Körper erkrankte, die Seele versagte.

Die Macht der Gewohnheit spielt die Hauptrolle zur Herbeiführung und Erhaltung dieses Gleichgewichts. Damit ist aber vorerst nur ein Zustand der Duldung erreicht, mit dem man in einem so aufs Handeln gestellten Leben wie im Frontleben nur einer gewissen Stumpfheit verfallen würde, die sich dann auch in allen ruhigen Abschnitten sofort zu zeigen beginnt und im Lauf der Zeit durch Grübelei zu Unzufriedenheit und mürrischer Tadelsucht entwickelt. Mit dieser durch Gewohnheit angepaßten Gleichgewichtslage kommt der Soldat also nicht weit, sie beschützt ihn nur, wie das nach Sibirien versetzte deutsche Pferd dort zu seinem Schutz eine reichere Haardecke ausbildet. Aber dieser Schutz gibt die Möglichkeit, sich in dem neuen Zustand zu betätigen. Auf dieser Grundlage, dieser Schutzwehr des herabgemäßigten Gefühlslebens — „Dickfälligkeit" ist ein nicht unpassender Ausdruck dafür — setzt die tätige Kraftäußerung der Seele ein: der Wille. Hier ist es der Kampfgeist, die Kampfsittlichkeit, die handelt.

Gesundheit Eine der verblüffendsten Tatsachen des Frontlebens ist die des allgemeinen guten Gesundheitszustandes der Truppen. Man wird an der Front nicht krank trotz Wind und Wetter und obwohl das Dach überm Kopf und die Wände zu allen Seiten meistenteils fehlen. Wer zum ersten Male hinausging, erwartete Lungenentzündung, Gliederreißen, Typhus, Fieber, zum mindesten Husten, Schnupfen und starke Erkältung. Nichts von alledem trat ein, nur hier und dort zeigte sich vorübergehender Husten und Schnupfen wie in dem geregelten Leben der Heimat. Was sonst an Erkrankungen eintrat, hielt sich durchaus in den Grenzen des Friedens und der Heimat. Schutzimpfungen und gesundheitliche Überwachung

peinlichster Art haben gewiß großen Anteil an der Verhütung von Seuchen. Dennoch bleibt das Fehlen von Krankheiten auffallend. An der Front erklärt man es sich ganz richtig mit dem dauernden Aufenhalt im Freien, mit der Gewohnheit frischer Luft. Diese Einförmigkeit der Lebensweise verbürgt einen gewissen Ausgleich, der hauptsächlich in der Abhärtung liegt.

Vorurteilslos betrachtet, ist dauernder Aufenthalt unter freiem Himmel ja nichts Unnatürliches, sondern das Gegenteil: eine freilich arg verspätete Rückkehr zur Natur, aus der wir gekommen sind und in der unsere Urvorfahren ja einmal gelebt haben. Es ist bezeichnend für den Grad unserer Kultur und unsere Anpassung an sie, daß wir den Gedanken an ein Naturleben als Fremdheit und Unnatur betrachten.

Abgesehen vom ersten Übertritt aus dem Schutz des Hauses in mauerlose, unbedachte Felder und Wälder, vollziehen sich alle Witterungswandlungen von Hitze über Wärme zu Kühle und Kälte, von Trockenheit zu Nässe jetzt mit einer gewissen Langsamkeit, die die Gewöhnung daran erleichtert.

Zur Erhaltung eines gleichmäßigen Gesundheitszustandes wirkt die Ernährung mit. Die Speisen sind einfacher und ohne angreifende Wirkungen, sie bestehen aus Gemüse, Fleisch, Mehl und Kartoffeln, alle ausgeklügelt feinen Mischungen fallen fort. Diese Wirkung gilt selbst von der späteren Zeit des Krieges, in der die Ernährung doch reichlich knapp und einförmig wurde, — ein Beweis für ihre verhältnismäßige Zweckmäßigkeit, die nur durch die zu geringe Menge beeinträchtigt war und die Leistungsfähigkeit etwas herabsetzte. Nur die Marmelade hat an Gebissen Schaden angerichtet und mag zu manchen auffallenden Krank-

heitserscheinungen beigetragen haben, wie den Ruhranfällen, die manchmal ganze Kompagnien — fast immer in harmloserer Weise — befielen.

Auch die Unmöglichkeit zu größeren, regelmäßigen Ausschweifungen spielt mit. Weiber gibt es an der Front überhaupt nicht, und die Kantine ist ihren Vorrat an Bier, Wein und Schnaps in wenigen Stunden los, und dann ist Schluß damit für längere Zeit. Starken Kaffee habe ich draußen niemals getrunken, — leider! Vor Koffeïn brauchte sich niemand da draußen zu fürchten. Bleibt als einzige Gefahr: Nikotin. Geraucht wird an der Front ja in starkem Maße, aber von einer Nikotinvergiftung habe ich nie gehört. Vielleicht gleicht die frische Luft dies Gift aus, oder aber die Furcht vor der Gefahr ist größer als die Gefahr selber. Ich persönlich habe mich bei 20 bis 30 Zigaretten täglich während des ganzen Krieges sehr wohl draußen befunden und bin nur ein einziges Mal während der vier Jahre in vergnügter Weise an der Grippe krank gewesen, und auch dies nur für fünf Tage.

Man ist nicht allein draußen gesund, man fühlt sich auch gesund. Die mannigfachen Klagen über das Wohlergehen, die man an der Front manchmal zu hören bekommt, sind in fast allen Fällen Väter einer frommen Sehnsucht nach Heimat und Friede oder die Übertreibung gelangweilter Selbstbeobachtung gewesen. Das Gesundheitsgefühl hat sich an ruhigen Frontstellen oft als halb unbewußtes, fast tierisches Wohlbehagen geäußert, wenn man tagelang keine andere Seelenbeschäftigung hatte, als sich am Wohlgefühl des lang hingestreckten Körpers zu weiden und es von Grund aus mit halbgeschlossenen Augen zu genießen, immer in Gedanken an Alarm und spätere, schlechtere Zeiten.

Selbstverständlich gab es Gegenden, in denen der Ge-

sundheitszustand nicht so befriedigend war: in Flandern herrschte oft Rheumatismus, in den Wäldern der Rokitnosümpfe hauste Malariafieber, manche polnischen Gegenden bargen Ruhr und Durchfall, und in Mazedonien gab es alles drei zusammen. Aber wie viele hat es auch dort gegeben, die, wenn sie stunden- und tagelang im dicksten Dreck, in strömendem Regen lagen, wenn sie trübes Ziehbrunnenwasser unabgekocht feldflaschenweise hinuntergossen, wenn ihnen die Beine beinahe abstarben vor Kälte, — die da gesagt haben:

„Wenn ich nun aber nicht krank werde, dann weiß ich's auch nicht."

Und es geschah nichts. Schließlich tröstete man sein Erstaunen über die eigene Widerstandsfähigkeit mit den Worten:

„Na, wenn wir erst wieder zu Hause und längere Zeit im Bett sind, dann kommt in der Wärme alles nachträglich zum Vorschein."

Damit mag manch einer ein wahres Wort gesprochen haben.

Selbständigkeit und Freiheit Sobald der für die Front bestimmte Truppenteil die Kaserne verlassen hat, sobald er verladen ist, beginnt jenes Inseltum des einzelnen, jenes völlige Losgelöstsein von allem Haltenden und das Angewiesensein nur auf sich selbst, das selbst dem an berufliche Selbständigkeit Gewöhnten bis zur Mutlosigkeit schwer zu werden vermag in seiner eisenstarren Rücksichtslosigkeit und der erschreckenden Nacktheit, mit der es an den Menschen der Front herantritt.

Da draußen ist niemand, der mir ein gutes Wort gibt, mir einen Knopf annäht, mich ermuntert, wenn ich in böser

Stimmung bin, ist niemand, der mir bei den vielen ungewohnten Beschäftigungen hilft und ein verstehendes Herz für mich hat. Hier erst heißt es in Wahrheit: Selbst ist der Mann!

Gewiß: ich brauche mich um mein Essen nicht zu kümmern, ich werde gerufen, wenn es Zeit ist; ich brauche mich um den Marschweg nicht zu sorgen, ich werde geführt wie ein Blinder; ich brauche mir keine Gedanken über meine Kleidung zu machen, ich werde neu bekleidet, wenn meine Sachen hoffnungslos zerrissen sind. Wenigstens ist es unter einigermaßen ruhigen Frontverhältnissen so. Mit der Wohnung ist es schon eine andere Sache. Meinen Unterstand oder mein Erdloch muß ich mir selber ausgraben und notdürftig einrichten. Aber auch das mir Zuständige wird mir in kühler, unpersönlicher Art verabfolgt ohne jenes geheime Einverständnis der Seelen, das das Leben erst so lebenswert macht. Alle Handreichungen und Zuteilungen geschehen kurz, kalt, rasch, damit der Nächste zu seinem Recht komme und der Dienst vorbei sei. Fehlt dir was? Nachforderungen werden nicht berücksichtigt. Hilf dir selbst! Sonst bist du immer der Dumme!

Es gibt nur Rechte und Pflichten, aber keine Sorglichkeit, keine Freundlichkeit, keine Güte, keine Liebe. Hier sind nur Männer, die Versöhnung und Wärme, die in der Frau liegt, fehlt vollkommen.

Du mußt fortwährend auf der Lauer liegen, nicht in die zweite Reihe zurückgedrängt zu werden, und dich mit ruhiger Bestimmtheit, wenn es sein muß, mit den Ellenbogen wehren und an deinen Platz vorarbeiten. Ständig mußt du darauf achten, daß man dich nicht stillschweigend und in aller Eile über das Ohr haut, und vor einem derben oder saftigen Wort darfst du um Himmels willen keine

ästhetische Scheu haben, sonst kommst du aus dem Entsetzen und Gekränktsein gar nicht mehr heraus. Nein! Fluche selber, schimpfe, klaue, wehre dich, tritt nötigenfalls auch mal auf die Hühneraugen und puffe um dich, sonst bist du im Handumdrehen über den Haufen gerannt und hast die besten Aussichten, einmal der Sündenbock und Hammel der Kompagnie zu werden, über den sich jeder lustig macht. Nur nicht weich werden! Das ist ein geflügeltes Wort der Front. Nur nicht nachlassen, nur kein Waschlappen! Zähigkeit, Ausdauer, Mundwerk, Rücksichtslosigkeit, Frechheit und etwas Mutterwitz! Das braucht der Frontsoldat im Kampf ums Dasein.

Beruhige dich! Es ist nicht so bösartig, wie es aussieht! Keiner nimmt dir dein neues Wesen übel, sie alle treten genau so auf und wissen, daß es eine Notwendigkeit ist. Totgeschlagen wirst du nicht, und eine Grenze gibt es wohl, die peinlichst innegehalten wird und über die die ganze Kompagnie wacht. Der Unverschämte, der Flegel, der Rohling hat kein Glück, — das Handwerk wird ihm bald gelegt. Es gibt draußen eben keinen rohen, flegelhaften Ton, sondern den bekannten „rauhen, aber herzlichen Kriegerton"! Der ist menschlich nicht zu unterschätzen, und als Erziehungsmittel für den Verwöhnten ist er Gold wert.

Auf zarte Seelen und zurückhaltende Gemüter wird das Wesen der Front leicht abstoßend wirken, und manch feinempfindender Mensch wird sich nie in diesen Ton hineinfinden und sich zuerst unglücklich und verlassen vorkommen. Eines Tages aber wird auch ihm ein Fünkchen blitzen, ein Licht schimmern. — Er sitzt vielleicht in der Pause beim Arbeitsdienst und hat einen beißenden, wühlenden Hunger und die letzte Brotrinde hinuntergeschlungen. Da schiebt sich seitlich eine dreckige, rauhe Hand ihm vor die Augen und

hält ein Stück Brot, und jemand sagt mit unbeholfenem Mitleid: „Da! Mehr kann ich dir auch nicht geben.“ Oder plötzlich nimmt ihm jemand beim Stellungausheben den Spaten weg und sagt voll zornigen Erbarmens:

„Mensch, du hast aber auch gar keine Ahnung, wie man so'n Ding anfaßt. Sieh mal her: so!“

An den Mann wird er sich mit ängstlichem Eifer drängen, weil er in ihm einen Führer und Schützer fühlt, der ihm mit Rat und Tat gutmütig zur Seite steht, bis er den Rummel allein versteht, — und er wird sich nicht täuschen. An dem Tage wird der sich verletzt fühlende Neuling anfangen, sich einzuleben, an dem ihm zum ersten Male das entgegentritt, was da draußen „Kameradschaft“ genannt wird. Und sie wird an ihm das tun, was er so not hat, wird ihm helfen, raten, wegweisen und wird das bringen, was man draußen zuweilen so sehr vermißt: persönliche Wärme und die Sprache des Einverständnisses und der Herzlichkeit.

Dieser Zwang zur Selbständigkeit, gesteigert bis zur Andeutung eines „Kampfes ums Dasein“, ist rein menschlich; daneben gibt es eine militärische Selbständigkeit und Freiheit, die den, der aus der vorschriftsmäßig festgelegten Unfreiheit des Garnisonbetriebes zur Front kommt, so überaus wohltuend berührt, daß viele sich um ihretwillen freiwillig ins Feld gemeldet haben. Der Garnisondienst ist der Manneszucht halber unbedingt notwendig, die Front ersetzt ihn durch das Exerzieren und die Appells der Ruhestellungen, um die Zucht, die in der auflösenden Wirkung der Gefechte gelitten hat, wieder neu zu festigen. An der Front gibt es keinen geregelten Dienst bis auf den Posten- und Arbeitsdienst, der aber durchaus nicht in den vorgeschriebenen Formen der Garnison vor sich geht und einen kameradschaft-

lichen Ton im militärischen enthält. Überall sonst macht sich der freiheitliche Ton bemerkbar. Auf dem Marsch gibt es nur „Marschordnung“, die Rauchen und Unterhaltungen zuläßt, die Unterkünfte kennen keine Stubenordnung, Zapfenstreich verbietet sich von selbst, — es wird von jedem Mann erwartet, daß eigene Einsicht ihn zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Pflichterfüllung treibt und bestimmt. Seinem eigenen Pflichtgefühl bleibt die Reinigung des Gewehrs überlassen, seinem Selbsterhaltungstrieb die Aufmerksamkeit beim Postenstehen, seinem Gemeinschaftsempfinden das Mitlaufen beim Angriff. Es ist gleichgültig, wie er im Gefecht die Handgriffe des Ladens und Sicherns ausführt, wie er zielt und schießt. Die Hauptsache ist, daß er was trifft! Auf Spähgängen kann er nicht nur, sondern er muß nach eigenem Antrieb zum eigenen und der Kameraden Besten sich verhalten.

Nicht das Wie, nicht die Ausführung gilt, maßgebend allein ist der Erfolg! Ein Gefreiter ist plötzlich genötigt, eine Gruppe zu führen, ein Feldwebel führt eine Kompagnie, ein Leutnant ein Bataillon und ein Hauptmann ein Regiment. Hauptsache: es klappt! Alles andere ist Nebensache! In der Garnison kann alles noch so schön klappen, der „Feind“ noch so glänzend umgangen und geschlagen werden, — wenn das Antreten voll Lärm, der Anzug voll Flecken und die Marschordnung nicht einwandfrei war, dann hat es eben nicht geklappt! Viel Vergnügen macht das ja nicht, aber der Einsichtige wird am Erfolg solchen Dienstbetriebes seine Notwendigkeit erkannt haben. Einmal muß man gründlich lernen, um es nachher wie im Schlaf zu können. Überlegungsloses Arbeiten an der Maschine ist Vorbedingung für den Erfolg. —

Diese Freiheit der Front stärkt in erwünschtem Maße

das Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen des einzelnen, der sich nicht mehr als gleichgültige Nummer einer Riesenzahl, sondern als unentbehrliches Glied eines von einem Geist beseelten Ganzen empfindet. Er weiß jetzt, wie unendlich wichtig jedes Gewehr im Gefecht ist, wie das Vergehen der Drückebergerei nicht nur ein sittliches, sondern auch ein praktisches Verbrechen gleich dem Diebstahl ist. Das weckt den Stolz und Ehrgeiz und schweißt und hämmert die Massen zusammen in dem Geist der „Kameradschaft", der nicht bloß im Teilen einer Brotrinde und in der Bergung eines Verwundeten besteht, sondern zugleich in der unbedingten Einsetzung eines Lebens für alle Leben, gehoben und beflügelt durch jenen Hauch der Freiheit und Selbständigkeit.

Und dann gibt es draußen noch eine andere große Freiheit und Selbständigkeit: die persönliche. Ich meine damit jene völlige Loslösung von der Heimat und dem, was sie birgt. Alle Berufs- und Zukunftssorgen fallen an der Front vom Menschen ab wie tote Dinge. Die völlige Unmöglichkeit, etwas für das zivile Wohlergehen tun zu können, spielt eine große Rolle, und mit ihr zusammen wirkt in gleicher Richtung das ständige Gefühl: „Was sollst du dich kümmern und sorgen. Weißt du, ob du morgen noch lebst?!" Die äußerste Unsicherheit jeglichen Dinges beherrscht alles! Ich bin weder meines Lebens, noch meines Gepäcks sicher, kann weder für heute, noch für morgen, nicht einmal für die nächste Stunde mit irgendeiner Sicherheit einen Plan machen und bin dazu gezwungen, das zu tun, was man nennt: in den Tag hineinleben.

Diese Freiheit zieht weitere Kreise. Wenn mich in der Heimat friert, dann muß ich mir Kohlen kaufen, wenn ich einen Tisch brauche, muß ich ihn mir ebenfalls kaufen, —

manches überlege ich, denke an den hohen Preis, unterlasse es lieber und entbehre. Und an der Front? Du lieber Gott! Es ist kalt im Blockhaus oder Unterstand? Gut! Der Wald steht voll Bäumen! Ich haue eben einen um, zersäge ihn, und ich habe kostenlos Holz. Im russischen Dorf habe ich es noch erheblich einfacher: ich mache mich bei Einbruch der Dunkelheit an den nächsten Zaun, und schon habe ich eine Fülle trockenen Holzes. Es ist Vormarsch, und ich habe Hunger. Die Dörfer sind voll von Vieh aller Art, Kartoffeln wachsen auf den Feldern. Wieviele Hühner, Gänse, Enten und Schweine wurden da „gefunden"! So ist es mit vielen Dingen.

Die große Gefahr der Entsittlichung, die in dieser persönlichen Freiheit lauert, ist unverkennbar. Die Manneszucht, letzten Endes der Staat bannt und fesselt sie. Wehe, wenn sie fiele! Dann kommt der Trieb, die Natur, der Urmensch, und mit ihm die Herrschaft rücksichtslosester Gewalt, in der weder Deutscher, noch Engländer, noch Russe über die Erde herrscht, sondern das Tier „Mensch" aufrecht über die Felder stampft.

Gegensätze Zu den vielen Bürden stofflicher Natur, die auf dem gemeinen Soldaten im Felde ständig ruhen, legt sich bei den gebildeten unter ihnen ein Gewicht geistiger Natur hinzu: die Entbehrung geistigen Verkehrs mit Gleichgestellten und die daraus sich ergebende Vereinsamung. Das ist viel schwerer zu ertragen, als manch Fernstehender meint. Robinson auf einer unbewohnten, aber bewohnbaren Insel zu sein, wird selbst für philosophisch gelassene Seelen der Schrecken genug haben, aber das jahrelange Leben auf einer bewohnten und doch unwirtlichen Insel unter Menschen, die an einem vorbeigehen, vorbei-

sprechen, vorbeihandeln, denen man nichts zu sagen hat, in die man hineinruft, ohne einen Widerhall zu hören, die in der Sonne stehen, ohne einen Schatten zu werfen, das macht nicht nur matt und verzweifelt, das macht stumpf und teilnahmsarm. — Geistig gelitten hat immer, wer mit regem geistigem Leben in Reih und Glied gestanden und so Jahre in der Etappe oder Front verbracht hat, gewaltsam niedergedrückt in die schnurgerade Linie der Kompagnie und hineingezwängt in den grauen Rock. Verloren aber wäre der Narr, der die Notwendigkeit dieses Zwanges nicht einsähe und gedankenleer sein „Militarismus“ schimpfte und lallte. Er mag sich über persönliches Unglück, über mißgesinnte Vorgesetzte beklagen, nie aber Persönliches mit dem großen Allgemeinen vermengen. —

Es gibt in den Zeiten der Ruhe, namentlich im Stellungskrieg, so viele leere Stunden. Man sitzt im Unterstand oder im Blockhaus zusammengepfercht mit Menschen, die nur für den Stoff ein Ohr und eine Zunge, für den Geist ein Achselzucken, ein Gelächter oder, wenn es hoch kommt, ein scheues, wortloses Staunen haben, niemals aber ein Verständnis.

Nach den körperzermürbenden, geisterstickenden Tagen des Vormarsches kräuselt zum ersten Male wieder eine leise, scheue Regung die träge Oberfläche des Denklebens. Man erwacht wie aus einem Albdruck, ist fast erstaunt, sich noch lebend und lebensfähig wiederzuhaben, und besinnt sich allmählich und schwerfällig. Richtig! In der Heimat laufen die Menschen in Zivil umher und können hingehen, wohin sie wollen. Du selbst bist Student und hast mal gesungen: „Frei ist der Bursch!“ Jetzt bist du wieder in so eine Art verschärften Fuchsentums hineingeraten. Ferner gibt es daheim Wesen mit langen, hängenden Kleidern und langen,

aufgesteckten Haaren, die mit einer hohen Stimme sprechen und damit manchmal entzückend-liebe Dinge sagen..... —

Das ist der Anfang. Das eingerostete, versandete Gedächtnis setzt sich langsam Rad um Rad wieder in Bewegung. — Unwillkürlich, in einer gewissen Angst vor den gefährlichen Folgen des Weiterdenkens macht das Gehirn eine Pause. Vergiß nicht, wo du bist! Beginne nicht zu träumen! Gewiß, gewiß! Ich sitze auf der schneidenden Kante meines rohbrettrigen Doppelbetts und habe die gefalteten Hände wie zur Sammlung nach all dem Wirrwarr zwischen die hochgezogenen Kniee geschoben. Unter mir ist gelber Lehm, über mir rieselt zwischen den Spalten des Deckenbelags feine Erde und fällt mir in den Kragen. 200 Meter weiter liegt der Feind. Gewiß, — ich denke daran. Aber ich denke auch ganz vorsichtig an meine Bücher zu Hause. Die schwärzlichen Bände, in die Gottfried Kellers lauteres Gold gefaßt ist, könnte ich gleich aus der Reihe der anderen nehmen. Drüber steht der Goethe, links im Mittelfach Ibsen. Ich weiß, daß ich im Unterstand hocke. Was soll ich schließlich mit Gedichten, Romanen und Dramen? Es gibt Wichtigeres. Mit meinem Studium bin ich nicht fertig geworden, — heute stehe ich ihm ferner denn je. Vom Gotischen habe ich keine Ahnung mehr, wie Rousseau den Begriff „Gesetz" auffaßte und was die Revolution daraus machte, wie Ezzelino da Romano zu Manfred, dem Hohenstaufen, stand, was Pliozän und Miozän ist, die Witterungsursachen eines Taifuns der südlichen und eines Cyklons der nördlichen Halbkugel, wie man es anfängt, eine genaue Karte zu zeichnen, — das habe ich alles, alles vergessen. Wenn es bei den Universitätsprüfungen keine Erleichterungen gibt, dann kann ich noch mal von vorn anfangen. Vorläufig hocke ich allerdings noch

im Unterstand, an Frieden ist gar nicht zu denken, und die Bettkante ist verflucht hart und schmal. Das fühle ich. — Dann kenne ich auch noch ein schlankes Mädchen. Ihre Locken sind schwarzbraun, und sie ist so hübsch, daß sogar im Berliner Landespark die Leute von den Bildern der Kunstausstellung fortgesehen und ihrer lebendigen Schönheit nachgeschaut haben. Wenn mich nicht alles täuscht, sitzt sie nebenan im Musikzimmer und beobachtet mich durch den Spalt der Schiebetür und tut so, als ob sie läse. — Ein Schuß knallt, und der Sand des Grabenwalls stäubt breit auf. Bevor ich nach Hause komme, kann ich tausend Male erschossen werden.

Die Langweile leerer Stunden schleicht heran. Gedanken über dies und das, über ein Buch, ein Ereignis, eine große Hoffnung kommen und drängen. Gut! Ich denke darüber nach. Aber ich möchte zu gern wissen, ob diese Folgerung stimmt und jener Einfall gut und der nächste Gedanke neu und richtig ist. Die Antwort vermisse ich, die Anregung! Die Berufe meiner Unterstandsgenossen werden begrenzt durch einen „Kaufmann", der eine kleine Selterwasserbude besitzt, und einen Pferdeknecht, der seine Gäule ganz ausgezeichnet gefüttert, gestriegelt und aufgezäumt hat. Ob sich mit einem von ihnen über den grundlegenden Unterschied zwischen Schillerscher und Ibsenscher Dramatik, den Zusammenhängen zwischen Schopenhauer und dem Buddhismus und das Künstlertum des Mimen oder aber über die Gefahren einer Ehe zwischen Angehörigen verschiedener Staaten sprechen ließe? Ob man das wenigstens mal versucht? Lieber nicht! Die Schießscharte weiß auch keine Antwort, und mein Gewehr hat zwar eine Mündung, aber keinen Mund, und sein Verschluß ist kein Verstand!

Halt! Ein Buch! Aber wenn ich auch den ganzen

Graben 20 Kilometer weit laufe, — ein Buch ist hier so selten wie eine Frau. Einmal hatte ich das Glück und entdeckte den Anzeigerteil von Königs Kursbuch auf einem auch im Schützengraben unvermeidlichen Ort. Ich steckte das rotbraune Pack Blätter ein und schwelgte in den dort verheißenen Gasthausbequemlichkeiten.

Abwege! Der Geist versinkt in ein Meer von Stumpfsinn, in einem Sumpf von Öde und Langweile.

Ein Rechtsanwalt in meiner Kompagnie, dessen nähere Bekanntschaft mir durch seine Zugehörigkeit zu einem andern Zuge unmöglich gemacht wurde, beschäftigte sich, wie er mir einmal in schwacher Stunde anvertraute, nach Kinderart. Er unternahm die zwecklosesten Berechnungen. Nachdem er die wahrscheinliche Länge sämtlicher, von allen kriegführenden Staaten hergestellten Schützen-, Lauf- und Verbindungsgräben, Brücken und Knüppeldämme berechnet hatte, stellte er mit großer Freude die Zeitdauer fest, die ein Mensch bei fünf Kilometer Stundengeschwindigkeit brauchen würde, um diese Strecke zurückzulegen, die Zeit, die ein Eisenbahnzug von 60, 70 und 90 Kilometer Geschwindigkeit dazu nötig hat, verglich das Ergebnis mit der Entfernung des Mondes von der Erde, mit der Länge der Erdachse und verfuhr in dieser gehaltvollen Weise stundenlang. Auf den stillen Wahnsinn solchen Treibens hingewiesen, meinte er gleichmütig: „Das weiß ich auch. Aber ich kann morgen schon in dieser weltgeschichtlichen Erde ruhen, — da will ich mir zum Schluß noch ein bißchen die Zeit vertreiben."

Das Unausbleibliche kommt: die Langweile siegt. Man beginnt, sich nach einem Menschen umzusehen, der einer näheren Bekanntschaft lohnen könnte. Man sucht, und die Front gibt einem die praktisch-philosophische Lehre, man brauche durchaus kein Diogenes zu sein, um mit der

Laterne vergebens Menschen zu suchen. Man entäußert sich eines Anspruchs nach dem andern und verzichtet entweder mit raschem, hartem Entschluß oder langsam und unmerklich auf die gewohnte Umwelt der Gedanken, Wünsche und Vorstellungen. Hat man sich so aus dem eigenen Hause fortgestohlen, dann erst ist man wirklich frei und einer Enttäuschung schwer mehr fähig. Die Leute erscheinen einem nicht mehr so unzugänglich und verkapselt, und bald hat man einen gutherzigen Menschen von leidlichem Unterhaltungsvermögen gefunden.

Wenn ich meine Kriegsfreunde an mir vorüberziehen lasse, so finde ich darunter einen Schneider, einen Schiffskoch, einen Handelsmatrosen, einen Seiltänzer und Schlangenmenschen, einen Werftarbeiter und einen angeblichen Schauspieler, der aber höchstens auf einer Wanderschmiere einmal als stumme Person geduldet gewesen sein kann.

Der Schiffskoch vor allen ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Er war auf einem großen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie gefahren, hatte zuweilen Fahrten auf Frachtdampfern gemacht und war auf Segelschiffen und Personendampfern aller möglichen Staaten in abenteuerlichen Reisen in Indien, Australien und in Afrika gewesen. So war sein Geist geweckt, seine Beobachtungsgabe gespitzt und ihm neben einem nicht zu verachtenden Wissen auch Lebensform und eine gewisse Kritik, ein Feingefühl für Lebens- und Menschenunterschiede gegeben. Seine Freundschaft hatte in allen ihren Äußerungen etwas rückhaltlos Herzliches durch den Eifer und die offen eingestandene, geistige Unterlegenheit, die sich darin kundgab. — Nie werde ich den Abend vergessen, an dem er neben mir am Feuer saß und nach längerem Schweigen plötzlich begann, die

Dinge und Menschen von meinem Standpunkt aus zu betrachten, und zwar in einer so fein und sicher wägenden Weise, daß ich von diesem jähen Blick in sein Gefühlsleben aufs äußerste überrascht und von seinem verstehenden Verständnis aufs tiefste berührt wurde. Als er sich selbst in seine Betrachtung mit einschloß, fiel ich ihm ins Wort und sagte ihm das, was ich in jenem Augenblick und auch heute noch als wahr empfinde, ich sei froh, in ihm einen guten Freund gefunden zu haben, und bat ihn, mich als den seinen zu betrachten. Bald darauf erhielt er beim Sturm auf die Vorwerke der Festung Rozan einen Lungensteckschuß. Unglücklicherweise war es eines jener niederträchtigen Sprenggeschosse, das ihm den linken Lungenflügel völlig zerriß und ihn, wie ich später hörte, nach qualvollem Leiden viel zu früh und grausam unter die Erde gebracht hat.

Nicht jeder hat das große Glück, eine solche Ausnahme zu finden. Manchen mag auch die Eigenwilligkeit und Unlenkbarkeit seiner Natur oder eine dauernde Mißstimmung daran hindern. Persönliches Unglück ist eine trennende Schranke.

Als ich nach Jahren in die Etappe kam, meldete sich auf der Schreibstube, auf der ich mit Listenschreiben beschäftigt wurde, als neu zugeteilt ein Mann, dem man den Schauspieler von weitem ansah. Es war ein junger Sänger, dem es nach langen Jahren voll Arbeit und Sorge mit der Unterstützung eines Kunstverständigen gelungen war, an einer größeren Oper unterzukommen. Das war kurz vor Kriegsausbruch geschehen.

Seit einem Jahre hatte er nun mit einem Landsturmbataillon der Etappe in den luftigen Hütten polnisch-russischer Dörfer umhergelegen, war bei Wind und Wetter zur Arbeit, zum Exerzieren und auf Posten draußen gewesen, und im

Wechsel von Schnupfen, Husten und Heiserkeit hatte seine empfindliche, verwöhnte Kehle die Gesangsstimme eingebüßt. Das erfuhr ich erst später.

Anfangs sah ich ihm mit Staunen zu, wie er wortlos seine Arbeit — Listen abschreiben und Soldbücher zählen — verrichtete und in der Freizeit meistens stumm mit unbewegtem Gesicht und gänzlich beschäftigungslos am Fenster saß oder vor sich hinstarrte. Jeden Verkehr wies er von sich.

„Ich lasse mich mit den Leuten gar nicht erst ein", sagte er auf meine verwunderte Frage. „Ich bin nicht wie sie, und ich weiß aus hundertfacher Erfahrung, daß man mich für eingebildet, albern, übertrieben oder unverständlich hält. Ich verliere leicht die Geduld, — wozu soll ich da jemand kränken! Nein, — danke!"

Und er verharrte in seiner Zurückgezogenheit, nachdem er mir einmal in einer vergeßlichen halben Stunde seine Geschichte erzählt hatte. Jeder braucht im Elend einen Trost, und er machte keine Ausnahme.

Eines Tages hatten wir die seltene Gelegenheit, mehrere Flaschen Arrak, Rum und Kognak zu kaufen. Der Sänger erhielt den Löwenanteil. Zuweilen stand er mit verlegener Hast von seiner Arbeit auf, verschwand und kam mit strahlendem Gesicht wieder zum Vorschein, gesprächig, umgänglich und mit einer ausgeprägten Neigung zum Erzählen von erstaunlichen Witzen. Des Nachts hörte ich ihn manchmal sich im Bett aufrichten, ächzend, murmelnd auf dem Wandbrett herumtasten und leise vor sich hin fluchen. In Pfropfenquietschen und Kognakplätschern erstickte die geheimnisvolle Tätigkeit. Das geschah fünf-, sechsmal in einer Nacht und endete mit einem seufzenden Selbstgespräch: „Wie bin ich bloß in diese verdammte Räuberhöhle gekommen! Hol der Satan die Schufte! Daß auch mir gerade

das passieren muß!" Was aus dem Mann wohl geworden wäre, wenn er an die Front und in Gefechte hineingeraten wäre! Hier versank er langsam und widerstandslos in Ekel, Schnaps und Stumpfsinn.

Solche Zusammenbrüche wie dieser sind sehr selten, aber sie sind ein Beweis für das Unheil, das der Krieg im bloßen Vorbeigehen und leichten Anstreifen anrichten kann. —

Nach Monaten endlich lernt man's, sich in den allgemeinen Unterhaltungsstoff und -ton zu finden. Man gibt seinen Teil zum Gespräch bei, halb gedankenlos, wie man einen Groschen in die Klingelbüchse gibt. Mehr wird ja auch nicht erwartet. Eine fast unüberwindliche Abneigung aber behält man vor der Auffassung gewisser Dinge. Nie werde ich das Entsetzen vergessen, mit dem ich die rücksichtslos vorgetragenen Ansichten eines sonst nicht rohen Arbeiters über eheliche Liebe und die zweckmäßigste Brauchbarkeit der Frau anhörte. Als ich später des öfteren auf eine derartig vergnüglich-naturhafte Anschauung stieß, fand ich sie ganz angemessen und natürlich und verlor mein Staunen im Lachen. Die Gleichberechtigung der Frau erschien mir dann freilich immer etwas gewaltsam und widerspruchsvoll, wenn ich aus dem Munde dieser Vertreter des Sozialismus seelenruhig die negerhaftesten Ansichten hörte. — Ab und zu geht der Gesprächston in eine saftige Derbheit über, gegen die Rabelais vielgerühmte Natürlichkeit nur eine jammervolle Lappigkeit und eine scheue Umschreibung der groben Tatsachen ist.

Meist geht die Rede über Ernteaussichten, Familienangelegenheiten, Friedenshoffnungen, Urlaub, das jeweilige Wetter, Vorgesetzte, Verpflegung, Regierung und eigene Kriegserlebnisse. Niemals erhebt sie sich über die einförmigen Niederungen der Alltagsbetrachtung. Irgendeiner

erzählt plötzlich einen Witz, und das Gespräch wird heiter und lustig. Zuweilen zog solch ein kleines Witzwort das sonst so ängstlich versteckte Heimat- und Naturgefühl des einfachen, unverbildeten Deutschen an einem zufällig erwischten Zipfelchen aus seiner Verborgenheit hervor und ins helle Tageslicht. Mit Fluch und Faustschlag wurde es dann aus einem gewissen Ärger und Schamgefühl über so viel verratende Entblößung zurückgejagt. Das sind versöhnende Eigenschaften. Einen Ersatz für aufgegebene Ansprüche können sie leider nicht bilden.

Zum Teil verständliche und mit Kritiklosigkeit und Vorurteil entschuldbare Mängel erschweren das gute Zusammenarbeiten aufs äußerste. Noch kürzlich erlebte ich folgende Geschichte.

In dem ungezieferfreien Blockhaus, in dem ich viele Wochen lag, befand sich ein Einjähriger, der eines Tages nach allerhand üblen Vorzeichen eine Laus in seinem Hemde fand. Er wartete einen Tag ab, und am folgenden Abend entdeckte er etwa zehn. Unüberlegt und töricht erzählte er das den Kameraden und fügte hinzu, er werde morgen sich sofort entlausen lassen. Kaum hatte er den Raum verlassen, so brach ein Sturm über den Ahnungslosen her.

„So ein feiner Max! Aber das kommt davon: zu Hause von vorn und hinten bedient, immer einen feinen Anzug an, die große Schnauze auf, Tasche voll Geld, von Sorgen und Entbehrungen keinen Dunst, eingebildet auf das bißchen, was er mehr gelernt als wir, und unsereins in Zivil und Frieden nur über die Achsel angesehen! Jetzt, wo er auf sich selbst angewiesen ist, da hat das Muttersöhnchen ja die Mama nicht da, die ihm die Läuse absammelt und die Hemden kocht und wäscht! Hier heißt es: selbst ist der Mann! Einjähriger, Bildung, Reichtum! Da sieht man's

mal wieder, was das heißt! Nischt! Fauler Zauber. Wäscht er sich die Wäsche allein? I Gott bewahre! Dazu hat so'n Luder ja viel zu feine Fingerchen. Er schickt sie nach Hause und läßt sie das Dienstmädchen waschen. Feine Leute! Aber uns die Bude verlausen, — das kann so ein Herrchen! Die Jacke vollhauen, — das wär das richtige. Geht mir los mit Bildung und Einjährigen!"

So ging das endlos weiter. Durch die dünne Wand meiner „Stube" konnte ich jedes Wort deutlich verstehen. Dabei war der Unglücksmensch ein stiller höflicher Mensch und auf irgendeine ganz unverschuldete Weise zu seinem Tierpark gekommen. Im übrigen war er die Läuse in den nächsten Tagen los und von einer Verlausung der Räume war gar keine Rede.

Jahrelang habe ich fast ununterbrochen mit unsern gemeinen Leuten in einem Zimmer oder Unterstand gelebt, habe sie in allen erdenkbaren Lagen ständig beobachtet und war fortwährend auf sie angewiesen. Das berechtigt mich, ein Urteil über sie abzugeben.

Dem Gebildeten wird von vornherein Vorurteil und Mißtrauen entgegengebracht. Er wird als ein Mensch betrachtet, der sich unbedingt mehr zu sein dünkt, als sie es sind, der sie mit Geringschätzung betrachtet und dazu nicht den geringsten Grund hat, also dummstolz. Der wahre Grund seiner Überlegenheit, die Bildung und die durch sie entwickelte feinere Empfindung, Wissen und Kritik sind ihnen Bücher mit sieben Siegeln und hokuspokusartigem Inhalt, der aber zur Erlangung staatlicher Ämter gemeinerweise als unentbehrlich vom Staat gefordert wird, ohne doch notwendig zu sein. Geistige Arbeit wird gewöhnlich für eine dünkelhafte Tagedieberei und besseren Müßiggang angesehen; ihre Bewältigung erfordert weniger wirkliche Mühe und Be-

gabung als eine gewisse, allerdings erstaunliche Geschicklichkeit und taschenspielerhafte Gewandtheit. Der Wert, ja auch nur der Zweck eines auf geistiger Arbeit beruhenden Berufes wird von vielen nicht erkannt, abgesehen von den praktischen Berufen des Ingenieurs, Chemikers oder Arztes.

„Was hat man Erdkunde, Deutsch, Mathematik, Tierkunde nötig?“ sagte mir ein Mann. „Das ist ja Unsinn. Jetzt im Kriege sieht man endlich, was not ist: Ackerbau, Viehzucht, Geschützgießen und so was. Kannst du so gut 'nen Unterstand bauen wie ich? Kannst du einen Stamm so glatt spalten und zuhauen wie ich? Was?! Geschichte, Erdkunde! Blech! Damit hilft man keinem aus der Klemme. Die Welt lebt ohne dem. Aber ohne Häuser, Brot, Kleider, Eisenbahnen kann sie nicht leben. Und das — das machen wir: Bäcker, Maurer, Weber, Schneider, Dreher, Gießer, Zimmerleute, Fabrikarbeiter! Aber Zeitungsschmierer, Professors, Pfarrer, Bibliothekare, Rechtsanwälte! Was ist das alles! Schmarotzer sind das! Bildung! Ich habe bloß nicht das Geld und das bißchen Zeit dazu, sonst würd' ich auch mal gern die Beine 'n paar Monate faul unter den Tisch halten und den Krempel lernen!“

Selbst die Vorstellung von der langen Dauer, die zur Erwerbung selbst oberflächlich abgeschlossener Bildung gehört, von der Schwierigkeit der Aneignung einer Wissenschaft fehlt sehr vielen. Dafür herrscht eine ungeheure Begriffslosigkeit und eine damit verbundene lachende, spöttische Geringschätzung der Bildung. Andere haben einmal wieder etwas läuten hören und sind seitdem von rundäugigem Staunen und übertriebener Ehrfurcht erfüllt. Ihnen ist die Wissenschaft eine unverständliche, aber höchst machtvolle Art Hexerei: die ins Ungemessene gehende Überladung wissen=

schaftlicher Sprache mit überflüssigen und schwer verständlichen Fremdwörtern hat die Hauptschuld an dieser bedauerlichen und gefährlichen Begriffsverwirrung, die weite Kreise unsers Volkes irreführt und manch einen bildungshungrigen Menschen in erzwungener Unwissenheit hält. Das haben mich viele Beobachtungen gelehrt.

Ein andres, nicht minder wirkungsreiches Vorurteil ist die festgewurzelte Ansicht vom bequemen Leben und Reichtum des Gebildeten. Im Felde gesellt sich dazu oft die leise Schadenfreude, einen von diesen sonst so gut gekleideten „Faulenzern" endlich in ihrer Mitte zu gleicher Lebensführung im gleichen Rock verurteilt zu sehen. Das wird ihm auch hin und wieder kräftig zum Bewußtsein gebracht. Viel Freude macht das nicht, zumal da der Kopfarbeiter in körperlicher Arbeit unerfahren und ungewandt zu gleicher Arbeitsleistung einen weit höheren Kräfteeinsatz braucht und dennoch in gleicher Zeit weniger und schlechteres leistet.

Aus all dem ergibt sich ein starkes, aufmerksam betrachtendes und stummes Mißtrauen von selbst, das in 95 von 100 Fällen selbst bei weitgehendstem Werben um Vertrauen nie ganz schwindet und eine freimütige Aussprache am entscheidenden Punkt nach entgegengesetzten Zielen sich trennen läßt. An diesem Punkt scheiden sich auch die Geister, und eine Verständigung ist nicht mehr möglich. Geht das Gespräch um politisch-gesellschaftliche Fragen, also um Grundansichten und Überzeugungen, und versucht man's mit höchster Vorsicht und sokratisch fragender Art, dem Mann unzweifelhafte Gegenbeweise gegen verallgemeinerte und krasse Anschauungen zu geben, so lacht er halb ungläubig, halb ärgerlich und entgegnet auf eindringliches Befragen etwa folgendes:

„Ja, ich kann nicht so gute Worte machen wie du. Das

hab' ich nicht gelernt. Könnte ich's, dann würd' ich dir schon eine Antwort geben, — das glaub' man."

„Aber die Tatsachen, die Tatsachen!"

„Ach, Tatsachen! So siehst du das von deinem Standpunkt."

Ich bin den Leuten entgegengekommen, habe Zugeständnisse gemacht, die mir gegen die Überzeugung gingen, und bin wieder und wieder auf die beharrlichste Ablehnung gestoßen, die ich für eine durch politische Parteiwut und durch persönliche Erbitterung erzeugte Unbelehrbarkeit halte. Den Leuten sagt die verheißungsvolle Lehre der Partei zu wie keine andre, und sie freuen sich diebisch über die Hiebe, die der beneidete oder gehaßte Bürger, Kapitalist und Landwirt erhält. Erklärungen der Gegenseite werden nicht gelesen oder von vornherein mit spöttischem Bedauern aufgenommen. Es ist ja natürlich: der Unzufriedene ist leicht zu reizen, und die ungebildete Masse läßt sich durch Brot, Speck und Schinken entflammen und bleibt kalt beim Anblick eines reinen Gedankens. Bauch und Hirn, Magen und Seele!

In diesem politischen Gegensatz liegt der erste Grund für die Unmöglichkeit innigen Vertrautwerdens zwischen gebildeten und ungebildeten Soldaten. Der zweite ist der: eine Ahnung von der großen geistigen Überlegenheit des Gebildeten schlummert im Verstande auch des eingeschworensten Bildungsverächters. Das gesteht er ein, indem er mit der Zeitung zu seinem gebildeten Kameraden kommt und um eine Erklärung dieser Fremdwörter, jener nur angedeuteten Tatsache bittet oder ihn bei einem Streit über irgendeine Vermutung zu einer Auskunftsstelle oder einer Art Orakel macht. Dann aber stellt er zuweilen Anforderungen an einen, die ungefähr eine einwandfreie Beherrschung aller

Wissensgebiete erfordern. Er bittet einen mit demselben Vertrauen in einer verwickelten Prozeßangelegenheit um Rat, mit dem er eine eingehende ärztliche Auskunft und eine Erläuterung der englischen Verfassung oder einen technischen Vortrag über die Einrichtung eines U-Bootes verlangt. Lehnt man dieses oder jenes ab mit der Begründung, man sei dazu aus Mangel an Büchern oder als Nichtfachmann außerstande, so reißt Erstaunen die großen Augen auf und zuckt die Achseln über so fragwürdige Bildung.

Man glaube nicht, daß die Schwierigkeiten einer Verständigung so grundverschiedener Welten allein in der einen von ihnen lägen. Der Gebildete ist es, der entgegenkommen muß. Er steht allein für sich und wünscht Verkehr. Die andren stehen ihm als geschlossene Masse entgegen, die an sich selbst vollauf genug hat und seine Gesellschaft weder braucht noch vermißt noch begehrt. Mit dem Gefühl größter Hilflosigkeit unternimmt man Annäherungsversuche, die gewöhnlich über das nun folgende Verhältnis zueinander entscheidend sind. Und eben bei diesen Versuchen begeht man gar zu leicht Ungeschicklichkeiten, die nur geeignet sind, eine an sich schon schwierige Stellung nur noch mehr zu erschweren.

Ich weiß es aus eignen Erfahrungen und Beobachtungen an andren, daß man an den einfachen Mann des Volkes bei der ersten Berührung mit ganz falschen Vorstellungen herantritt und sich so grundverkehrt wie nur möglich benimmt. Arglos und unwillkürlich gebraucht man das gewohnte „Sie" und die übliche Reihe von Höflichkeitsformeln wie „bitte", „danke", „erlauben Sie", „Verzeihung" und viele andere aus der Alltagssprache gesellschaftlichen Lebens. Dem Soldaten ist beides, Anrede und Formel, neu und ungewohnt, und er hat sogleich den Eindruck des Absichts-

vollen, Gezierten und Unnatürlichen, das ihnen angesichts der Verhältnisse mit einem gewissen Recht so erscheint und auf lebhafte Gemüter lächerlich wirkt. Mehr als einer wittert dahinter die aufregende Absicht, dieser so geschnörkelt redende Soldat, der genau so gekleidet geht und nicht mehr ist als sie, wolle durch seine Redensarten von Anfang an einen beleidigenden Abstand festlegen und bürgerliche Klassenunterschiede ungehörig betonen. Sticheleien, laute Andeutungen, verzerrende Nachahmungen werden mit gewohnter Treffsicherheit laut, und der Neuling macht seine ersten trüben Erfahrungen.

Wenn es hier schon die äußere Form ist, die Anstoß erregt, was soll man dann erst von der eigentlichen Behandlungsart erwarten, bei der es doch zum mindesten auf eine einigermaßen richtige Kenntnis des Denk- und Gefühlslebens der Masse ankommt. Auf diesem entscheidenden Gebiet herrscht eine erschreckende Unkenntnis, ja eine selbstgefällige Ahnungslosigkeit, die mancher monatelang zu bereuen hat. Der Hauptfehler, aus dem alles andre hervorgeht, ist immer wieder derselbe: Unterschätzung. Man glaubt zu leicht, der Bauer, Arbeiter oder Knecht werde sich ohne weiteres dem höheren Wissen, der reicheren Bildung unterordnen und womöglich noch glücklich über so unverhofft belehrende Bekanntschaft sein. Dasselbe setzt man als selbstverständlich bei dem kleinen Kaufmann und Handwerker voraus. Da spielt denn einer den Leutseligen, der aus der Fülle seines geistigen Besitzes Gaben spenden will. Mit mühsam verhehltem Mitleid tritt er als Lichtbringer unter die in geistiger Dämmerung Tastenden und wartet nur auf eine passende Gelegenheit, um belehrenden Tones aufklärend und bessernd zu wirken. Das „Sie" hat er sich rasch abgewöhnt, und so sagt er denn:

„Hör' mal, du mußt aber nicht glauben, daß deine Ansicht richtig und maßgebend sei", oder: „Mäßige dich doch etwas, — wenn man so erregt ist, wie du es bist, sieht man vieles in falschem Licht", oder: „Siehst du, — das ist so eine gefährliche, sozialdemokratische Ansicht."

So mag er im Frieden von der Mauer seines Berufs und im Bürgerrock sprechen, hier aber wäre es ihm besser, er sagte dafür:

„Du bist ja verrückt, Mensch. Das hat dir doch nur ein andrer gesagt oder du hast es in deiner Zeitung gelesen. Nachquatschen kann ich auch."

Mit der logisch-freundlichen Belehrung und dem höflichen Unterton bewußter Überlegenheit erreicht man hier gar nichts. Der Soldat hat eine unglaublich feine Nase für derartige Seelenregungen; seine derbe, grundehrliche Natur empfindet sie als Hinterhältigkeit und als alberne Unnatur. Er hat keine Lust, sich bemitleiden zu lassen, und überdies trägt und hebt ihn das sichermachende Gefühl, in dieser Umgebung, in der allein körperliche Eigenschaften die ausschlaggebende Rolle spielen, der unbedingt Überlegene zu sein. Das ist er auch. Daher hat das Pochen auf Bildung im Feld auch nur einen sehr zweifelhaften Wert. In den seltensten Fällen wird es gelingen, sich damit durchzusetzen.

Ein andrer nimmt es sich vor, den Leuten gleich beim ersten Zusammentreffen die nötige Achtung beizubringen. Sein Auftreten ist gekennzeichnet durch großen Aufwand an Schneid und bestimmte Schärfe in Sprache und Bewegung. Das hat seine Vorteile, wenn man der Mann danach ist, auch in seinen Handlungen dementsprechend zu verfahren. Im Anfang oder gar ohne diese Unterlage wirkt solch Auftreten meist als belustigende Prahlerei auf die Leute.

Der deutsche Soldat aus der Masse des Volkes ist ein ruhig abwartender Mensch, der die Dinge erst einmal an sich herankommen läßt. Nichts ist ihm so widerwärtig als selbst der Schein der Künstlichkeit und eine Schaustellung von Eigenschaften, mögen sie noch so gut und wertvoll sein. Er gibt sich einfach und offen, und das einzige, was er vielleicht übertreibt, ist eben diese derbe Ehrlichkeit, die alle Dinge beim rechten Namen nennt und in der Grobheit vor allem unverfälschte Wahrheit sieht. Die ruhige, in sich selbst sichere Bescheidenheit und Selbstgenügsamkeit des Benehmens und Wesens verlangt er auch von andern.

Nach meinen ersten, bitterbösen Erfahrungen habe ich es mir ein für alle Male zur Regel gemacht, meine geistigen Ansprüche auf die der Leute einzustellen, mich still und ernst neben sie zu setzen, mir das Gespräch in Ruhe anzuhören und dann, wenn sich die Gelegenheit zum Reden ungezwungen ergibt, mit den einfachsten Worten und Sätzen meine Meinung zu sagen. Damit habe ich immer Erfolg gehabt.

Sind so die Schranken gefallen, die der Standesunterschied ohne weiteres zu Beginn aufgerichtet hat, ist das Zutrauen und die nötige Achtung fest begründet, dann mag man in der nämlichen Weise die Überlegenheit, die größeres Wissen und Kritikfähigkeit verleihen, mit gelassenster Selbstverständlichkeit geltend machen. Ein Heraufbeschwören solcher Anlässe wäre aber auch jetzt noch eine Torheit, die alles Gewonnene wieder zerrinnen lassen könnte. Es ist viel besser, die Leute kommen zu einem, als daß man selbst zu den Leuten geht. Es ist immer eine mißliche Sache, den anpreisenden Reisenden zu spielen. Freilich wird immer, wie bei allen Dingen der Welt, die Persönlichkeit das entscheidende Wort sprechen.

Dienstgrade Innerhalb der großen, geschlossenen Gesellschaft, die sich „das Heer“ nennt, bilden die Armeen die Bundesstaaten, die Armeeabteilungen die Provinzen, die Divisionen die Regierungsbezirke, die Brigaden die Kreise, die Regimenter Gemeinden und die Kompagnien die Familien im umfassenden Sinn, die nun wieder in kleine Familien, die Gruppen, zerfallen. Wie das bei großen Familien so ist: ohne Reibungen geht es nicht ab. Die eine Linie drückt sich mehr als die andere, und auch der Bürgerstand spielt mit dem deutschen Erbübel, dem Kastengeist, ein wenig mit herein.

Da gibt es vor allem aktiv gediente Leute: diejenigen, die bei Kriegsausbruch grade ihre zwei Jahre „abrissen“, die Reservisten und die Landwehrleute, die beide schon ihre aktive Dienstzeit hinter sich haben. Das ist der eine Stand, für den dann eine ganze Weile gar nichts kommt, immer noch nichts, noch immer nichts, bis endlich irgendwo dahinten im Nebel etwas heranlatscht, das sich beim Näherkommen als Männer entpuppt, die nicht aktiv gedient haben und doch durchaus Anspruch auf den Titel „Soldat“ erheben. Das sind die Ersatzreservisten, die ungedienten Landsturmleute, die Rekruten und die Kriegsfreiwilligen. All das ist für den aktiven Soldaten eine steuerlose Bande von uniformierten Zivilisten ohne Murr in den Knochen, schlapp und aufsässig.

Zwischen dem Aktiven und dem Nichtaktiven besteht an der Front ein ungeheurer Unterschied, der durch den immer größer werdenden Ausfall der Aktiven im Laufe des Krieges sich immer mehr verwischte.

Aber wer zu Kriegsbeginn als junger, ungedienter Ersatz zu einem aktiven Feldregiment kam, der hatte nichts zu lachen. Ein Ableger jener Friedensanschauung, die die

Kraft ungeschriebenen Gesetzes hatte, nach der der Rekrut der persönliche Bediente des „alten Mannes“ ist, dem er nur in Ehrfurcht und unter Wahrung feierlicher Formen nahen darf, ein Ableger davon trieb damals noch kleine, verschüchterte Blüten. Von Bedienen war allerdings keine Rede mehr, aber die „Aktiven“ standen zusammen, und eine Würde, eine Höhe entfernte jeden Versuch plumper Vertraulichkeit; der Abstand wurde gewahrt. Nur in Form herablassender Teilnahme, gütiger Belehrung, freundlichen Mitleids wurde dem Neuling der Verkehr mit den Alten, Erfahrenen gestattet, und er hatte dankbar dafür zu sein. Er durfte nie vergessen, daß der alte Mann erstmal aktiv gedient hatte, was er in seiner ganzen Bedeutung doch nie erfassen konnte, und daß er zweitens schon an der Front was mitgemacht hatte, während er, der Schnappsack, von beiden Dingen, mithin von Tuten und Blasen, keine blasse Ahnung besaß und gar nicht besitzen konnte. Der Aktive grinste und lachte sich halbtot, wenn er dem Ersatz beim Exerzieren zusah und die „rauschenden“ Griffe, den jammervollen Exerziermarsch, die schiefe Richtung, das schlappe Ausführen eines Kommandos beobachtete. Das Herz im Leibe drehte sich ihm dabei um. Dann mußte er eines Tages eintreten und zusammen mit diesen „Aluminiumsoldaten“ exerzieren. Das empörte ihn, zumal da man auch ihn anschnauzte, und er schob die Schuld nicht mit Unrecht auf die Neuen, die er in allen soldatischen Tugenden für Idioten und in zivilistischen Eigenschaften, wie Reinlichkeit, Pünktlichkeit, für Schweine und Bummler erklärte, denen der Sinn für Sauberkeit und Pünktlichkeit eben beim Militär niemals beigebracht worden sei.

„Was ist das für einer?“ wurde gefragt.

„Ach — ’n Ersatzreservist.“

„Ach so, — na dann ist es kein Wunder."

Der Ton war halb verächtlich, halb mitleidig. Jeglicher Fehler des ungedienten Neulings wurde mit seinem Nicht-gedient-haben erklärt und teilweise verziehen. Er war vorbestimmt, nie was Vernünftiges zu werden, und seine Vorgesetzten vom Gefreiten bis zum Kompagnieführer zeigten ihm das und ließen ihn das mit mehr oder weniger Takt auch fühlen.

Manchmal wurde ein alter Mann gnädig und setzte sich zu den Neuen, um ihnen mal zu beweisen, daß man sie nicht bloß so auf blauen Dunst „Hammel" nennte, sondern daß sie auch wirklich „Hammel" seien. Dieser Beweis kleidete sich in die Form einer kraftstellenreichen Erzählung von der Ausbildung in der aktiven Dienstzeit des Friedens, und der grüne Neue hörte mit Entsetzen und offenem Munde schauerliche Sachen von Appells, die die Hälfte der Kompagnie regelmäßig drei Tage ins Loch brachte, von Exerzierstunden, die mit derart durchgeschwitzten Hemden und Unterhosen endeten, daß man die Nässe in Strömen aus ihnen herauswinden konnte, von messerscharfer, keulenhafter und dolchspitzer Vorgesetztenstrenge, von Besichtigungen, die das Herz der Besichtigten mit Grauen, ihren Körper mit Schweiß und Zittern, die Seele des Besichtigenden mit Kummer, Schmerz und Mut erfüllten, und die mit Strafen endigten, die den ägyptischen Plagen glichen und Gipfelpunkte menschlicher Sportleistungen zeitigten. „Aber schön war's doch!" Damit endete die Belehrung.

Und der Neue fühlte den Abstand und wußte, daß keine Macht der Erde jemals diesen Abgrund ausfüllen könne.

Der jämmerlichste aller Neulinge und das heimlich verachtetste und gehaßte Geschöpf der Front war aber doch der Kriegsfreiwillige. Der Aktive nannte ihn „Kriegsmut-

williger", der ahnungslos wie ein eitler Gänserich in den Krieg gezogen sei wie in eine Konditorei, die statt Kuchen und Schlagsahne nur Begeisterung, Heldentum, Orden, Auszeichnungen und Ruhm enthielte und in vier Wochen beendet sei, wobei er, der Kriegsfreiwillige, natürlich am Leben bliebe und umjubelt, angebetet, vielgeliebt in die Heimat einzöge und jedes Mädchen als persönliches Eigentum betrachten dürfe. Schadenfreudig stellte man nun die Enttäuschung fest, lachte über seine Dummheit, spottete über seine Schlappheit im Dienst und auf den Märschen, fragte auch nicht eine Sekunde nach der Berechtigung solcher Verurteilung und nach den Gründen solcher Minderleistungen im militärischen Leben. Der einzelne war nach dem ersten Gefecht immer besser angesehen, da er nun „was mitgemacht" hatte, aber die Gattung blieb beständig scheel angesehen.

Natürlich rächte sich der Mißachtete. Er erklärte den Aktiven für einen „Kaffern", der einen übertriebenen Wert auf Soldatentum lege und es leicht habe, jetzt sich selbst als Muster hinzustellen und auf andre, die's nicht so gut könnten, hinabzusehen. Im übrigen wußte er nicht viel vorzubringen und besaß die leise Einsicht, daß hier, wo soldatischer Geist entscheidend sei, der tüchtige Soldat eben auch mit Recht auftrumpfen und eine Rolle spielen dürfe.

Die verächtliche Ansicht des gedienten Mannes besteht zum Teil mit Recht. Der ungediente Ersatzreservist, Rekrut und Kriegsfreiwillige, — ihnen allen ist die harte Schule des Friedensdienstes gänzlich unbekannt, und sie sind allesamt schlechte Exerziersoldaten, mit denen durchaus kein Staat zu machen und kein „Eindruck zu schinden" ist. Pünktlichkeit, Strammheit, Unterordnungsgefühl, Leistungsfähigkeit sind teilweise mangelhaft. Eine Abteilung ungedienter Leute ist sofort als ungedient zu erkennen. Es klappt wirk-

lich nichts, weder Griffe, noch Wendungen, noch Bewegungen. Der Manneszucht fehlt das Peinliche, Betonte, Unpersönliche. Es ist viel Gemütlichkeit, Harmlosigkeit in ihnen, zuviel Mensch, zuwenig Maschine. Für einen strammen, aktiven Soldaten ist das mit Recht ein Greuel und Scheuel, der ihm die Bürgerwehr der Biedermeierzeit oder der „roten Garden" der Revolutionen vors Auge zaubert, die im Ernstfalle glänzend versagen, weil sie kein Soldatentum im Leibe haben, weil sie versagen müssen.

Aber der aktive Soldat vergißt eines: Der Wille des Freiwilligentums, die Siegesgewißheit, das Bewußtsein des Rechtes, der großen Sache, des Vaterlandes, das ererbte Gefühl erhabener, geschichtlicher Überlieferung breitet Schwingen in den Seelen auch derer, denen in den wenigen Wochen überhasteter Ausbildung das Soldatentum nicht fest genug in Hirn und Glieder gegossen werden konnte. Es ist vorgekommen, daß junge Kriegsfreiwillige und Ersatzreservisten im ersten Entsetzen vor den Schrecken der Schlacht versagt haben. Sie haben bewiesen, daß das die erste Erstarrung eines nicht daran gewöhnten Menschen war. Die Erstarrung ging vorbei.

An der Abwehr der englischen Flandernanstürme, der Sommeangriffe, der Sommerschlacht von 1918, bei unsren Frühlingsangriffen von 1918 sind ungediente Soldaten der Infanterie zum mindesten in gleicher Zahl beteiligt gewesen wie gediente. Das ist ein Beweis ihrer Tüchtigkeit, die in dem kriegerischen Sinn des Deutschen liegt, der in den Tagen der vaterländischen Entscheidung im Bewußtsein der Einigkeit aller selbst mangelndes Friedenssoldatentum zu ersetzen vermag und das Höchste leistet.

Eines ist ja selbstverständlich: so leistungsfähig wie

das Friedensheer von 1914 ist das Heer von 1916 bis 1918 nicht mehr gewesen, aber jenes Heer war auch das hervorragendste Heer aller Zeiten und Völker, das an Schlagkraft und Schnelligkeit wahrhaft Übermenschliches geleistet hat. Insofern ist der Stolz all derer, die ihm anzugehören die Ehre hatten, vollständig berechtigt und die Mißachtung der später Gekommenen, minder Tüchtigen zwar verständlich, aber ungerecht, weil diesen Leuten keine Schuld daran beizumessen ist.

Lebensalter in einer Kompagnie Zeitweise waren in den Regimentern alle Dienstgrade und Lebensalter so durcheinander gewirbelt, daß der Unterschied zwischen aktiven, Reserve- und Landwehrregimentern nur noch in der Bezeichnung bestand. Ganz ist diese Vermengung nie verschwunden, aber aus begreiflichen Gründen hat man eine Scheidung der Lebensalter angestrebt und teilweise erreicht. Die jüngsten Leute fanden sich in den aktiven Regimentern zusammen. 1916 und 1917 kam es vor, daß der älteste Mann einer Frontkompagnie 43 und der jüngste 19 Jahre alt war. Zwischen diesen Grenzen waren alle Lebensalter vertreten.

Im Gefecht trat der Unterschied wenig hervor. Jeder tat seine Pflicht, wenn es auch dem einen schwerer als dem andern fiel. Beim Exerzieren aber waren die Abstände so groß, daß schon dadurch die Einheitlichkeit und Strammheit der Griffe, Wendungen und Bewegungen von vornherein zu einem frommen Wunsch gestempelt wurden. Vom ältesten Mann der Kompagnie wurde das gleiche verlangt wie vom jüngsten. Verlangen konnte man es wohl, aber erzwingen nicht. Hier war ein Fehler der Zusammensetzung im Getriebe, und es war unvermeidlich, daß die

Maschine nicht einwandfrei arbeitete. Wenn eine Frontkompagnie etwas Gutes im Exerzieren leistete, so entsprach das vielleicht der Durchschnittsleistung einer Rekrutenkompagnie des Friedens, an eine dem Friedensmuster entsprechende gute Leistung war nicht zu denken. Dem ist von allen einsichtigen Vorgesetzten auch stets Rechnung getragen worden, die verständnislosen machten sich selbst und ihrer Kompagnie das Leben unnötig sauer und schufen mit der Zeit Erbitterung.

Das persönliche Verhältnis der einzelnen Altersstufen untereinander ist so gut und reibungslos, als es nur sein kann. Geistiges Wachstum ist bei dem Durchschnittsmann des Volkes meistens nur auf dem Gebiet des praktischen Lebens zu beobachten; mit geistigen Dingen gibt er sich nicht ab. Jung und alt leben in der Luft gleicher Ansichten und unterscheiden sich nur durch die praktische Lebenserfahrung voneinander. Da ist ein Gespräch nicht schwer in Gang zu bringen und in Fluß zu halten. Der Jüngere ordnet sich gern den bessernden Belehrungen des Alten unter, und tut er das nicht, so bleibt er einfach stehen. Gegensätze arbeiten sich hin und wieder heraus und enden mit beiderseitigen Vorwürfen.

„Hör' mal", meint der Ältere wohlwollend, „Du könntest beinahe mein Sohn sein. Ich würde mich an deiner Stelle doch ein bißchen schämen, einem älteren Menschen gegenüber den Schnabel so weit aufzureißen. Lerne das Leben erst einmal von andern Seiten kennen!"

Und der Jüngere geht und wirft ein paar Worte in die Luft: „Ich bin schon zwei Jahre im Felde und habe auch was durchgemacht! Das wäre ja noch schöner, wenn einer, bloß weil er 15 Jahre älter ist, immer recht

behalten muß. Wir sind hier alle Kameraden und gleichgestellt."

Nach einer Stunde ist alles vergessen, und sie sind alle wieder Kameraden. Die gleichmacherische Uniform, der ebnende Dienst beseitigt Alters- und Standesunterschiede und läßt sie selbst dem Unbeteiligten wenig zum Bewußtsein kommen.

Neuheit und Gewohnheit, Leichtsinn und Gleichgültigkeit Wer zum erstenmal an die Front kommt, ist in Unkenntnis der Gefahr vielfach zu unvorsichtig. Obwohl der Neuling allerhand über die Wirkung von Gewehrgeschossen und platzenden Granaten gehört hat, kann er sich doch durchaus kein richtiges Bild von ihnen machen, die ununterbrochene Vorsicht vor Geschossen, das Gehen in gebückter Haltung ist er nicht im mindesten gewöhnt, und er vergißt sich leicht, bis der erste Anblick eines Getroffenen und die erste in seiner Nähe einschlagende Granate ihn mehr als alle Erzählungen und Warnungen eines Besseren belehrt.

Da kommt der junge Ersatz in der Reservestellung an, zum Teil etwas verlegen und beklommen vor all dem Unbekannten, das er vor sich hat; zum Teil froh, dem strengen Garnisondienst entronnen zu sein. Er will nicht gern vor den alten Frontsoldaten den Unerfahrenen, Ahnungslosen spielen und tritt zuweilen mit gewollter Flottheit auf.

„Ach, das werden wir schon schmeißen. So schlimm ist das nicht. Abwarten und Tee trinken!"

Ein 20 Meter langes Stück des Grabens liegt unter dem Seitenfeuer eines feindlichen Scharfschützen, hier kann man nur schnell und tiefgebückt langhuschen. Langsames, aufrechtes Gehen kann den Tod bedeuten. Als der Ersatz

zum ersten Male im Graben ankommt, warnt ein Gefreiter die jungen Leute vor jener Stelle.

„Nanu", meint einer, „so schnell wird es doch gleich nicht kommen."

Er wird sich doch nicht bange machen lassen und den Ängstlichen spielen. Also geht er zwar nicht ganz so langsam und steifaufrecht, wie er sich das vorgenommen hatte, aber doch nicht schnell und gebückt durch die gefürchtete Stelle.

„Erst mal zur Probe", denkt er.

Er bedenkt nicht, daß es da vorne kein Probieren gibt. Nirgends! Entweder — oder! Tot oder lebendig!

15 Meter hat er hinter sich, ohne daß es geknallt hatte, aber mit einem Male wird ihm doch etwas unbehaglich zu Mute, doch da spritzt und bricht ihm der Himmel in lauter Blitz und Feuer auseinander, und die Kameraden sehen, wie er vornüberhaut im Knall und klotzstarr liegen bleibt.

„Das ist der vierte von der Kompagnie an derselben Ecke", bemerkt der Gefreite. „Ich hab's gleich gesagt: nehmt euch in acht! Es ist schade, wenn einer so ums Leben kommt, für nichts und wieder nichts."

Die es gesehen haben, nehmen sich ganz höllisch in acht, mancher in übertriebener Weise; die es nicht gesehen und nur gehört haben, finden, daß die Geschichte wohl noch einen andern Haken gehabt haben wird und daß ihnen so etwas nie geschehen wird. Geschützfeuer wird ihrer Meinung nach immer noch zu sehr übertrieben, was durch alle die bewiesen wird, die es überstanden haben.

Hinter dem Graben liegen viele Schrapnellausbläser, und jeder von ihnen hat einen Kupferring um den Leib. Diese Führungsringe sind sehr begehrt, weil sie sich zu allerhand Schmucksachen verarbeiten lassen und außerdem eine

hübsche Erinnerung an die Front darstellen. Jungen Mädchen überreicht mit einigen lässig-andeutenden Worten von Not und Tod — der Eindruck ist groß, tief und echt. Selbst hier im Graben kann man es zu Ansehen bringen und sich gleich von vornherein eine gute, schwer zu erschütternde Stellung als Mann von Mut und Unerschrockenheit verschaffen, denken die Neuen, — man braucht bloß bis 20 Meter hinter den Graben zu kriechen und solch einen Ausbläser oder zwei, drei von ihnen mitzubringen. Es soll zwar höchst gefährlich sein, aber grade deswegen —! Sonst kann's jeder!

Und zwei dieser jungen Narren gehen hin, klettern vorsichtig aus dem Graben und kriechen wie die Indianer zu der bewußten Stelle. Endlich sind sie da, ohne im geringsten von Kugeln oder Granaten belästigt zu sein. Also ist es doch nicht so schlimm! Sie wünschen beinahe, daß ein paar von den Dingern in nicht allzuweiter Entfernung einschlagen, damit doch etwas Gefährlichkeit und Ruhm bei dem Unternehmen sei. Aber es geschieht nichts. Sie finden die blitzblanken Stahlmäntel und suchen sich die schönsten heraus.

Plötzlich ein ferner Krach, noch einer und noch einer und dann Rauschen und Sausen in der Luft, das näher zischt, schwillt und pfeift. Das scharfe Puffen von drei Schrapnells, eine Spritzflut von Hunderten von Bleikugeln, und drei harmlos hinwehende Wölkchen.

Der eine ist sofort tot und der andere jammert noch ein halbe Stunde, bis man ihn in den Graben holt. Er kann froh sein, daß er nur mit zerschmettertem Arm ins Lazarett kommt.

Bewunderung, Anerkennung, Heldentum? Wer sein Leben vorne für eine Spielerei einsetzt, es sinnlos nur für

sein Ich und nicht für die Gesamtheit in die Schanze schlägt, der wird weder geachtet noch gepriesen, in dem sieht man den Toren und Dummkopf, — und tut er es gar in Unkenntnis der Gefahr trotz allen eindringlichen Warnungen, dann nennt man ihn einen Narren, der vom Schicksal selber bestraft sei, weil er mit dem höchsten Gut der Front, mit dem Leben, über das ihm keine freie Verfügung hier zusteht, nichts andres zu beginnen gewußt, als mit ihm zu spielen.

Dieser Leichtsinn ist indes rasch überwunden. Dann setzt bei vielen eine gewisse Gleichgültigkeit ein, namentlich bei denen, die hin und wieder an ruhigen Frontabschnitten ein gefahrenarmes Leben führen durften. Gewohnheit führt zur Unterschätzung und Gleichgültigkeit. Wer lange unverletzt durch alle Gefahren gegangen ist, der beginnt sie zwar nicht zu verachten, aber sie weniger zu achten. Das Gefühl der Sicherheit führt ihn — „mir geschieht schon nichts" —, bis es ihn eines Tages doch verführt und das Geschoß ihm im Leibe brennt. Das Sausen und zwitschernde Pfeifen des Gewehrgeschosses geht allmählich fast ungehört und unbeachtet an seinem Ohr vorbei, der krachende Einschlag der Granaten verliert mit der Zeit viel von der überwältigenden Eindrucksstärke der ersten Wochen, die Gefahr wird an der Größe früherer schwerer Tage gemessen, und es heißt ruhig und ergeben:

„Dies hier geht an. Aber damals vor Verdun, damals an der Somme, — das war etwas, da konnte man verrückt werden."

Und der weniger Erfahrene ist erregt und nervös und denkt: „Allmächtiger! Dies hier soll angehen! Ich danke!"

Wer nie an der Westfront war und dann zur Zeit der bis aufs äußerste gesteigerten „Material-

schlachten" hinüber- und gleich hineinkam, und Gelegenheit hatte, beispielsweise die englischen Flandernstürme, die Großkämpfe an der Somme und dann die Sommerschlacht von 1918 mitzumachen, der wird den Unterschied zwischen erfahrenen Westkämpfern und erfahrungsärmeren Ostkämpfern gesehen haben, zwischen Gewohnheit und Neulingtum. Hier war eine gewisse Gleichgültigkeit, die, auf Erfahrung gestützt, mit sicherer Vertrautheit und bewußtem Wollen an eine Aufgabe heranging, auf deren Lösung sie sich gut verstand; dort zauderte eine ratlose Unentschlossenheit, die auf Erfahrungslosigkeit beruhte, und verließ sich auf die so oft unmögliche höhere Führung, und die aufs äußerste erregten Nerven bebten unter dem nie zuvor empfundenen Ansturm gesteigertster Kampfmittelwirkung. Das ist selbstverständlich, und es ist kein Wunder, daß oft genug der Kampfgeist der frischen Truppen vor den alle ihre Vorstellungen übertreffenden Schrecken versagte. Das ist wohl der tiefste Grund, der die oberste Heeresleitung zu dem Grundsatz bewog, eine Division so lange im Feuer zu lassen, bis sie abgekämpft war: das berechtigte Mißtrauen gegen die Leistungsfähigkeit einer frischen, kampfungewohnten Truppe.

Redeknappheit, Bescheidenheit und Prahlsucht

An der Front ist die Tat alles, das Wort nichts. Befehle, Berichte und Meldungen sind geizig mit Worten. Der Frontsoldat redet nicht, er handelt und tut es schweigend. Wenn die Heimat und die Etappe überkochen von den wildesten Gerüchten, Klatschereien und Befürchtungen, und die Menschen, die in aller Lebenssicherheit und Ruhe leben, an Kofferpacken und andre Geschichten

denken, — die Front handelte still und schweigsam und wußte weder etwas von Gerüchten und Sorgen, noch von Ausreißen und Packen. Es tauchen ja auch manchmal solche verflogenen Krankheitskeime in der vordersten Linie auf; aber man nennt sie bezeichnenderweise „Latrinenparolen" und sagt „es stinkt wieder mal". Glauben finden diese unbegründeten Erzählungen höchst selten, und Furcht verbreiten sie nie. Die Fronttruppen zerbrechen sich auch nicht den Kopf über Dinge, die sie nicht wissen können, weil sie den klaffenden Unterschied zwischen Tat und Wort kennen. Nur die öffentlichen und heimlichen Vorgänge in der Heimat haben zuweilen — und mit der vorschreitenden Zeit in immer stärkerem Maße — große Redeschlachten, trübe Gedanken, abfällige Äußerungen und schließlich eine stille Wut entfesselt.

Das einzige, worüber draußen gesprochen wird, sind im allgemeinen nur Eigenerlebnisse und Kampfhandlungen des Regiments. Darüber wird streng sachlich und mit Kritik geredet, nur den Angehörigen andrer Waffengattungen und Verbände gegenüber streicht jeder sein Regiment und seine Division mit Stolz heraus. Über das persönliche Erleben, z. B. über die Erwerbung einer Auszeichnung, wird knapp und in aller Bescheidenheit gesprochen. Jeder ist sich bewußt, daß seine Zuhörer ebensogut als er selber wissen, wie's draußen zugeht, und jeder weiß, daß seine Taten durchaus nichts so Bestaunenswertes, Nievernommenes sind, als daß es sich großer Beschreibungen und Redensarten lohnte.

„Zehn Schritte vor mir platzte eine 15,5 cm-Granate."

Das genügt den Zuhörern. Jeder weiß, was das bedeutet. Erklärung ist überflüssig.

Wie weit diese Knappheit geht, mögen nur zwei Bei-

spiele beweisen, die sich beliebig vermehren ließen. In einer von mir übernommenen Kompagnie fiel mir ein Mann mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse auf. Auf meine Frage, wie er sich das verdient habe, sagte er mir mit einiger Verlegenheit: „O, — ich habe vor einigen Monaten bei dem Soissons-Angriff einige Engländer in einem Steinbruch gefangen genommen. Ich hatte aber noch ein paar tüchtige und zuverlässige Leute bei mir."

Später erfuhr ich, daß er mit noch acht Mann, weit voran der Truppe, in 15 stündigem Gefecht etwa 40 Engländer zur Übergabe gezwungen, ihnen drei Maschinengewehre abgenommen und beides, Beute und Gefangene, glücklich zurückgebracht hatte.

In eine soldatenwimmelnde Kantine der Reservestellung trat ein Angehöriger eines andren Regiments, ein Mann mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse und einem am Kragen hängenden Orden. Das erregte bei einem Gefreiten Aufsehen.

„Was ist das für'n Ding?" fragte man.

„Kaiser-Friedrich-Orden 1. Klasse", war die Antwort.

„So? Und wofür?" —

„Ich bin den Engländern aus Calais im Auto eines englischen Generals ausgerückt, habe 'n Haufen Papiere aus dem Auto mitgenommen und bin dann in eine deutsche Stellung gekommen."

Das war das ganze.

Erst nach längerem Bitten ließ er sich zu einer genaueren Darstellung bewegen, die ohne die geringste Aufmachung gegeben und mit sachlich-kritischem Beifall aufgenommen wurde.

Zu vielen Worten ist draußen nicht Zeit, — in ge-

fährlichen Lagen, im Gefecht schon gar nicht, und in Bereitschaftstellung und Ruhequartier will jeder sich zunächst mal gründlich säubern und den äußern Menschen in Ordnung bringen, will er schlafen und Briefe schreiben. Die freie Zeit dieser „Ruhe“ ist ja auch durch Exerzieren und Appells reichlich mit Beschlag belegt.

Wer von der Front in die Heimat kommt, ist schweigsam. Er tritt aus einem Gebiet, in dem die Tat herrscht, in das Gebiet, in dem das Wort alles ist. Der Gegensatz schließt ihm den Mund, ein leises Gefühl der Fremdheit gegenüber diesem neuartigen Zustand überkommt ihn. Später wird man vertrauter und redelustiger, aber von Fronterlebnissen spricht man nicht gern; höchstens zu den näheren Angehörigen äußert man sich freier, aber auch da übergeht man vieles. Muß man wieder zurück ins Feld, dann will man die Sorge der Zurückbleibenden nicht unnötig durch Bilder des Jammers erhöhen. Und man selber? Schon die Erinnerung an schwere Stunden und Tage ist nicht angenehm. Wozu soll man Gewesenes in ausführlichen Gesprächen wieder aufwühlen?! In der Unterhaltung mit Bekannten und Fremden redet man von seinem Frontergehen am liebsten gar nicht und, wenn man's tut, so tut man's aus Höflichkeit. Man fühlt nur zu oft aus den Fragen eine bloße Neugierde statt innerer Teilnahme und eine Art von Sensationslust. Beide entspringen dem Unverständnis des Daheimgebliebenen, der kein Gefühl dafür hat und es auch nicht haben kann, daß auch Fronterleben geheimstes Persönlichkeitsleben sein kann, das zu enthüllen man sich ebenso scheut, wie man vor der offenherzigen Erzählung einer tiefgehenden Liebe, eines großen Schmerzes sich scheuen würde. Man sagt sich ferner, daß der Zivilist, der nie im Felde war, ebensowenig das militärische Ver-

ständnis und Gefühl wie das nahe Verhältnis eines ähnlichen Erlebens hat, um einer Erzählung von der Front richtig zu folgen. Wer nie eine platzende Granate gesehen, nie das Surren eines Gewehrgeschosses, nie das Schreien Verwundeter gehört, nie das Gefühl der Todesangst, nie die Qualen des Durstes und den unheimlichen Reiz des Postenstehens dicht vorm Feinde empfunden, — wie soll der meine Worte richtig auffassen können? Er unterschätzt oder er übertreibt.

Man hat das richtige Gefühl der Selbsteinschätzung, die einem sagt, daß eignes Erleben da draußen untergeht in der Überfülle des Massenerlebens, das stets denselben Inhalt hat, daß man persönlich durch nichts über Millionen andrer hervorragt. „Was ich erzähle, das kann jeder irbeliebige Frontsoldat auch erzählen und vielleicht noch mehr. Was ich aber ganz persönlich innerlich erlebt habe, was geht das einen Halbbekannten oder Fremden an?!"

In dieser Schweigsamkeit des Frontsoldaten liegt weder Stolz noch Bescheidenheit. Nur die Lumpe sind bescheiden, — das gilt auch für die Front. Was ich geleistet und gelitten draußen, das weiß ich selber gut genug. Das braucht mir niemand zu sagen, das brauche ich niemandem auf die Nase zu binden. Gegen jede Verwechslung aber mit einem „Etappenhengst" wehre ich mich ganz entschieden. Bloß das nicht.

Während und nach den Revolutionstagen betrachtete der Frontsoldat den Etappensoldaten als den kunstgerecht ausgebildeten Betrüger, Plünderer und Bolschewisten, dem seine ganze Wut galt. Ich für mein Teil habe nicht anders empfinden können, als ich mit dem Regiment durch Belgien und das rheinische Deutschland nach Hause marschierte.

Stolz empfindet der Frontsoldat nur einer Sorte von Zeitgenossen gegenüber: jenen Tagedieben, die ihn mit der Miene größter Besorgnis und in gedämpftem Flüsterton fragen, ob wir siegen oder verlieren werden, und ob Hindenburg wirklich einen Schlaganfall bekommen habe, und ob tatsächlich neulich ein ganzes Regiment von uns übergelaufen sei. Diesen Fragern dreht er mit schweigender und gründlicher Verachtung den Rücken, wenn er sich überzeugt hat, daß der hasenartige Gesichtsausdruck auch ein Zeichen des innern Menschen ist.

Prahlhänse unter den Frontsoldaten, — das ist eine Seltenheit! Es gibt welche, gewiß! Aber sie sind es nicht erst durch das Erleben der Front geworden, sie kommen mit dem Ersatz schon großmäulig und voll großer Selbstsicherheit des Auftretens beim Feldregiment an. Sie wissen alles, kennen alles und haben alles schon mitgemacht — in den Erzählungen anderer, die sie zu Hause gehört haben. Meine vorgebildete Ansicht habe ich bestätigt gefunden: Hunde, die bellen, beißen nicht. Neunundneunzig von Hundert sind Feiglinge und Drückeberger, die auf dem Marsch ins Gefecht schlapp machen und nach dem Gefecht urplötzlich wieder hungrig bei der Feldküche erscheinen und inzwischen immer Dinge erlebt haben, die alle Kämpfe der Kompagnie in den Schatten stellen und ihnen merkwürdigerweise kein Haar gekrümmt haben; Leute, die beim Vorgehen im Granattrichter liegen bleiben und die Kompagnie laufen und bluten lassen: die Pest der Front.

Bei meiner Kompagnie verschwand eines Tages ein Mann kurz vor Beginn des Gefechts und blieb verschwunden. Nach drei Wochen tauchte er plötzlich unter wunderbaren Umständen bei der Stellung unsers Nachbarregiments auf. Der Horchposten hörte nachts etwas vor seinem Loch

herumwimmeln, und auf seinen Anruf meldete sich sofort ein Deutscher, der aus russischer Gefangenschaft nach zwei Wochen entflohen war. Dem Offizier des Abschnittes erzählte er ein Ullsteinsches Kriegsabenteuerbuch, worauf dieser ihn unserm Regiment wieder zuführen ließ. Dort wiederholte er seine Geschichte, der man weder glaubte, noch nicht glaubte. Gegenbeweise gab es nicht. Nach wenigen Tagen kam das Regiment nach rückwärts zur Ruhe in ein von Bauern noch bewohntes Panjedorf. Da geschah es am nächsten Tage, daß eine im Dorf als fügsam und entgegenkommend bekannte ebenso junge wie häßliche Polin den aus russischer Gefangenschaft mühselig Entflohenen mit allen Zeichen des Wiedererkennens und der Freude begrüßte. Der Verdacht, der bisher auf ihm gelastet hatte, verdichtete sich, und einige empörte Leute meldeten die Sache. Eine Untersuchung bestätigte den Verdacht, und der Mann wurde schwer bestraft, leider nicht den Kriegsgesetzen entsprechend mit dem Tode, sondern nur mit einer längeren Freiheitsstrafe, d. h. mit der Anwartschaft auf den Vorsitz in einem Arbeiter- und Soldatenrat der späteren Revolution in Deutschland.

Manchmal findet man an den runden Stammtischen inmitten staunender Philister einen Soldaten, der gradezu haarsträubende Dinge von der Front zum besten gibt, Geschichten, die dem alten Münchhausen das Blut in den Adern erstarren lassen würden. Unter dem begeisternden Einfluß des Alkohols erzählt er Erlebnisse wie das von dem 42 cm-Ausbläser, der ihm bei der Belagerung von Lüttich in den Rücken gesauft sei und sich bei Witterungswechsel noch unangenehm, aber erträglich bemerkbar mache; von einem wunderbar ausgeheilten Querschläger durch das Herz; von zehn Zentner schweren Minen, die Löcher von

vierzig Meter Durchmesser und zwanzig Meter Tiefe reißen und Splitterwirkung bis zu fünf Kilometer haben, wobei es unergründlich ist, daß noch jemand an der Front am Leben ist. Das sind Harmlosigkeiten eines durch Alkohol begeisterten fröhlichen Gemüts, das die Sachlage erkennt und beherrscht.

Umwertungen Man erlebt draußen unter der unerhörten Offenbarung des Krieges an sich, im Verkehr mit einer Unzahl fremder Menschen, im fortwährenden Aufenthalt unter freiem Himmel, unter dem Faustdruck urhafter Zustände innerliche Umwälzungen, Überzeugungsänderungen. Vieles, woran man bisher gleichgültig vorüberschlenderte, ohne einen Gedanken darauf zu wenden, hält einen fest, schon weil man plötzlich dicht davorgestellt wird.

Eine der stärksten Umwertungen ist gewiß auf dem Gebiete gesellschaftlicher Überzeugungen vor sich gegangen. Als das Volk sich den grauen Rock anzog und ausmarschierte, lebte in aller Herzen monarchisches Empfinden, unbedingte Kaisertreue; als dasselbe Volk zurückkam, war es nur äußerlich dasselbe Volk, innerlich hatte es sich gewandelt. Das monarchische Gefühl war erloschen. In vier schweren Jahren war in vielen Seelen eine der für die Staatsform bedeutendsten Umwertungen vollzogen: an die Stelle der Monarchie war die Demokratie getreten, auch innerlich. Ich deute die Gründe nur in der Hauptlinie an, die genauere Darlegung behalte ich dem zweiten Teil dieses Buches vor, um die Übersichtlichkeit nicht zu verwirren.

Einer der stärksten Antriebe dieser Wandlung war ein vorbestimmtes, undurchbrechbares Untergebenenverhältnis,

dessen Ausnahmen die Regel beweisen. Wer vier Jahre hindurch nur gemeiner Soldat, günstigenfalls Unteroffizier sein muß und weiß, daß es nicht anders sein kann, der lehnt sich allmählich innerlich dagegen auf. Auf kurze Zeit, für wenige Monate läßt sich das ertragen, aber nicht für lange, schwere Jahre. Dieser Zustand des Untergebenenverhältnisses ist dem Zivilisten — und das Heer besteht aus Zivilisten — nur als Ausnahmezustand denkbar, und wenn die Ausnahme Gewohnheit wird, dann ist sie unhaltbar. Ein angeborenes Rechtsgefühl erwacht in der Brust des dauernd Untergebenen, und er sagt sich:

„Es muß eine fehlerhafte oder ausbeuterische Gesetzgebung, mithin eine ebenso beschaffene Regierung sein, die mich nicht hochkommen lassen will und mir mit der Unterdrückung etwas Unrechtes zufügt."

Die Regierung aber sieht der gemeine Mann im Kaiser verkörpert, und so gibt er ohne weiteres dem Kaiser und, unüberlegt folgernd, dem Kaisertum als Staatsform, d. h. der Monarchie, schuld. Immer nur zu gehorchen, ist für die Millionen eines gebildeten, kritischen Volkes auf die Dauer unerträglich. Ich bin überzeugt, daß auch im französischen und englischen Heer derartige Anschauungen im Begriff waren, Allgemeingut zu werden; der Sieg hat ihnen dort die Füße und Hände gebunden und einen Knebel in den Mund gestopft.

Eine andre Entdeckung, die draußen jeder gemacht hat, ist die vom Wert des Lebens. Bisher hatte jeder sein Leben und die Sicherheit des Lebens als etwas Selbstverständliches betrachten gekonnt. Was wären das für Zustände gewesen, die die Lebenssicherheit fraglich machten! Jetzt ist plötzlich das Dasein jedes einzelnen eine Sache, für die man keinen Pfennig mehr geben würde. Das Selbstverständliche,

der Kern, das Dasein selber schwebt plötzlich in der Luft, es ist so gut wie wertlos. Tausende treten nacheinander in meine Bresche. Es ist wie mit der Gesundheit: man schätzt sie erst, wenn sie in Gefahr ist. Erst an der Front spürt man, daß das Leben eigentlich doch eine sehr wertvolle Sache sei, — zehn Schritt vorm Tode vielleicht. Vor diesem „vielleicht" stutzt jeder, und weil ihm alles zu wanken scheint, klammert er sich im ersten Augenblick an das Wankende selber, ans Leben. All die Helden, die große, aus der Masse hervorragende Taten vollbracht haben, haben das Leben geliebt und seinen Wert empfunden, vielleicht mehr als andre, die sich zurückhielten. Man kann das Leben lieben, glühend lieben und es doch aufs Spiel setzen, wenn das Ziel dies wert scheint. Das Leben lieben, — das heißt nicht: den Tod fürchten. —

Das Leben ist wirklich eines der größten Güter: das ist eine der großen Lehren der Front. In einem Sammelband fand ich neulich ein Wort: das Leben ist der Güter höchstes. Es stammt von Alfred Kerr, und er hat es sehr hübsch und bequem Schiller im Munde umgekehrt, ohne an den Nachsatz zu denken. Wenn Kerr in der vordersten Linie gestanden hätte, hätte er ein Wahrwort für einen Sonderfall geschrieben; so hat er nur ein Wortspiel für die Allgemeinheit gedrechselt. Aber auch für die Front ist dies Wort nur in begrenztem Sinne richtig. Für „der Güter höchstes" tue ich alles, demnach wäre Fahnenflucht das Vernünftigste, sogar Ehrenpflicht vor sich selber. Und wenn ein Linksseitigster das Wort sagte, ließe sich die Fahnenflucht auch auf seine bewaffnete Horde anwenden, für die er natürlich die Ausnahme in Anspruch nähme. Die krasse, nahe Gefahr weist mich vorn ständig auf den hohen Wert des Lebens hin, ohne daß ich eines eignen Gedankens

bedürfte, so sprechend sind die Tatsachen. Überlegungen und Gefühle wirken mit. Der Gedanke an Urlaub, an ein Wiedersehen mit der Familie läßt einen wünschen: „Wenn du das noch erlebtest!" Die Vorstellungen des Friedens und eines ungestörten Lebens erregen den gleichen Wunsch, selbst der Gedanke an die Wohltaten und Bequemlichkeiten der Kultur, an allerhand Friedensgenüsse kann in dieser Richtung wirken. Und so kommt es, daß man so oft draußen so rücksichtslos starke Äußerungen der Lebensliebe hören kann: „Meinetwegen will ich ein steifes Bein haben, wenn ich sonst nur heil nach Hause komme." — „Ich verzichte auf alle Auszeichnungen, wenn ich nur mein Leben behalte."

Aber man glaube nicht, daß dies ein Zeichen der Feigheit sei, daß der, der so spricht, nun sein kostbares Leben möglichst wenig der Gefahr aussetzt, soweit sich das mit dem herkömmlichen Begriff von Pflicht vereinigen läßt, oder daß er gar sich drückt. So denken die meisten, aber so handeln die wenigsten. Wenn es darauf ankommt, dann setzt er sein Leben zum Wohl des Ganzen genau so rücksichtslos ein wie jeder andre, ohne daß ihm der Gedanke an sein Leben überhaupt in den Sinn käme. Das Leben lieben, — das heißt nicht: den Tod fürchten!

Der überwiegende Teil der Gebildeten ist im Frieden mit der großen Masse des Volkes niemals in eine nähere Berührung gekommen. Handwerker, Arbeiter, Bauern, Krämer sind ihm eine unbekannte Welt, deren Bekanntschaft sich nicht lohnte, die geistig nicht in Betracht kam und höchstens einen Seltsamkeitswert besaß. Das klingt erstaunlich, aber es ist so. Das einzige Band, das diese beiden Schichten verband, war, wenn es überhaupt bestand, geschäftlicher Natur. Gab sich einmal Gelegenheit zu einem persönlichen Gespräch, so mischte sich in den Ton des Ge-

bildeten sofort und unwillkürlich etwas Freundlich-herablassendes, fast Bemitleidendes, Belehrendes, worauf der Mann aus dem Volke sogleich mit der Ruhe dessen, der weiß, daß das so und nicht anders sei, einen zurückhaltend-höflichen Ton vorbrachte und sich zurückzog wie eine Auster in ihre Schale, etwa mit dem Gefühl:

„Ja, ja, du hast recht. Ich bin dir doch gleich. Also wozu sprichst du mit mir? Laß mich in Ruhe.“

Hier draußen im Felde ist der Gebildete mit ihnen zum ersten Male in einer Form und Weise zusammen, die die Vorbedingung zu wirklichem Kennenlernen ist: gleichgestellt und kameradschaftlich. Trotz mancher in der Derbheit und vollkommenen Offenheit liegenden Abstoßung werden die meisten Gebildeten mit einer andern Anschauung vom Volk und seiner Seele nach Hause gekommen sein als der, die sie übernommen und mitgebracht haben. Von Höflichkeit, Empfindlichkeit, Güte, feinem Verständnis, Rücksichtnahme werden sie bei dem gewöhnlichen Mann des Volkes nicht viel gesehen haben; aber sie werden wissen, daß das Volk ein weitaus besseres, auch auf Wissen beruhendes Urteil hat in Dingen praktischer Lebensansicht, z. B. in sozialen Lehren und staatsbürgerlichen Fragen, als sie bisher geglaubt; daß es in allen andern Sachen eine natürliche, sehr wohl zu rechtfertigende Anschauung besitzt, die sich auf sich selbst und eigne Beobachtung stützt und Berufung auf Gewährsleute verschmäht; daß es Mutterwitz und Humor, Mut und zähe Tüchtigkeit sein nennt und im geheimsten seines Herzens ein starkes Gefühl für die Dinge der Natur birgt. Namentlich in sozialen und staatsbürgerlichen Fragen ist das Volk vielfach glänzend unterrichtet, und mancher Hochgebildete hat, um unbequeme Fragen und peinliche Antworten zu vermeiden, vielleicht auch um sein Nichtwissen zu verstecken,

eine derartige Unterhaltung mit einer Ausrede oder Redensart abbrechen müssen.

Der Mann aus dem Volke aber wird seinen Begriff vom gebildeten Deutschen dahin verbessert haben, daß dieser Kopfarbeiter durchaus kein so verbohrter Gehirnnarr oder Hochmütiger im Geist sei, wie er sich das bisher gedacht, und er wird nebenbei ein wenig mehr Hochachtung vor Wissen, Bildung und Kopfarbeit mitgenommen haben.



Trost und Zuflucht

Tiere ≈ Die Kompagnie marschiert durch ein halb zerschossenes, verlassenes Dorf. Die Trümmer der steinernen Essen ragen wie kurze Fabrikschornsteine in die Luft, Balken, Sparren und Bretterwerk starrt schwarzkohlig und rissig über schwelende Glut durch blauziehenden Qualm, und ein beißender Dunstschwaden treibt über dem knisternden Gebälk. Kein Mensch irrt und sucht zwischen den Schutthaufen, kein Stück Vieh weidet verlassen auf den Kornfeldern neben der Dorfstraße, — hier ist grundgründlich aufgeräumt worden, hier hat der Russe reinen Tisch gemacht. Wo der Fuß des fliehenden Russen hintritt, da verdorrt das Gras, da versiegen die Brunnen und vergehen die Menschen. Hier hat ihn seine Flucht entlang gerissen. Alles, was seine Fäuste im Wurf der Brandbomben erreichen konnten, hat er niedergebrannt; alles, was sich zerschlagen ließ, hat er zertrümmert; alles, was laufen konnte, hat er vor sich her geknutet. Aber es lag doch zweckvolle Grausamkeit in solchem Tun und Wüten. Polen hätte mit seinen Bauern und Dörfern das deutsche Heer ernähren können, und die nichts schonende Grausamkeit der eignen Heere verhinderte das.

Gleichgültig durch die Gewohnheit solchen Anblicks marschiert die Kompagnie durch die endlose, niedergebrannte Dorfstraße. Hier ist nichts mehr zu holen außer Feuer für Pfeifen und Zigaretten. Plötzlich läuft ein Hund neben der Kompagnie. Woher er kommt, weiß niemand. Er ist eben

da und begleitet uns, — alles übrige schert ihn nicht und kümmert uns nicht. Einige Leute locken ihn mit selbsterfundenen Namen, andre werfen mit Steinen nach ihm. Er hört nicht auf das Locken und Rufen, und den Steinen weicht er mit einer leichten, eigentümlich federnden Bewegung aus, ohne in sinnlose Flucht zu geraten, als sei er das gewohnt. Die Anstrengung des Marsches, die Erwartung der kommenden Dinge und die neue Umgebung nach monatelanger Ruhe in eintöniger Gegend nimmt rasch wieder alle Gedanken für sich in Anspruch. Niemand achtet mehr auf den Hund, der lautlos mit langen, gleitenden Sätzen in einer Gangart neben der Kolonne läuft.

Es ist ein polnischer Dorfköter, ein Mischling und Nachkomme von sechs Hundegeschlechtern und zwölf Kreuzungsergebnissen. Weh ihm, daß er ein Enkel ist! Der jagdhundartige Kopf ist weit vorgestreckt, die großen Schlappohren sind rückhorchend eng angelegt, und unter den langen, verzottelten Haaren des weißgrauen, schmutzüberspritzten Felles stehen spitz und eckig die Knochen hervor. Schuldbewußt ist der buschige Schweif zwischen die dürren Läufe geklemmt, und ab und zu schießt er einen gedankenschnellen, scheuen Blick zur Kompagnie. Er überholt die Kolonne, bleibt stehen, sieht zurück und benutzt die Wartezeit, um nach irgend etwas Verdaulichem im grundlosen Morast zu wühlen. Stundenlang geht es so weiter.

Endlich hält die Kompagnie: es soll Mittagessen geben, und die Küche fährt auf einen einigermaßen trockenen Platz, wo die Leute „in Reihen gesetzt rechtsum“ zu einem Gliede antreten. Der Hund stutzt. In großem Bogen umkreist er die Essenausgabestelle. Scheinbar ist er mit ganz andern Dingen beschäftigt: hastig läuft er kreuz und quer, die Nase schnüffelt suchend über dem Boden, aber er ist aufgeregt und

voller Erwartung. Der Wind treibt gar zu verführerisch den Essengeruch aus dem offenen Kessel zu ihm hinüber, aus hundert Kochgeschirren steigt der Duft in feinen Wirbelwölkchen, und hundert volle Münder kauen. Alle essen, alle werden satt, nur er hungert neben voller Tafel. Armer Teufel! Armer Heimatloser, Buschklepper, Landstreicher, Verstoßener! Aber er ist geübt im Entsagen und ein großer Meister der Verstellung. Er wird sich nichts merken lassen, er wird so tun, als sei er schon satt, als sähe er das Essen gar nicht, und er wird mit einem faustgroßen Stein spielen, der da auf dem Felde liegt. Mit scharrender Pfote gibt er ihm einen leichten Seitenschlag und überfliegt den Rollenden mit leichtem Sprunge. Ein paar Leute lachen, — die unbewußte Anmut und harmlose Spielerei der Bewegung gefällt ihnen. Und noch ein Pfotenhieb, und der Stein kugelt dumm und gefühllos, wie ein Stein eben ist, geradenwegs auf einen der Essenden zu und bleibt dort liegen.

Achtungsvoll hält der Hund inne. Breitohrig, blankäugig und schwanzwedelnd beobachtet er bald den Stein, bald den Kauenden, aber näher heran wagt er sich nicht. Der Mann aber beachtet ihn weiter nicht, sondern ißt seelenruhig weiter, und da kommt der Hund auf andre Einfälle. Unaufmerksam läßt er den Schweif hängen und ist wieder der furchtsame Dorfköter, der er immer gewesen ist. Mit hoffnungslosen Mienen und schlaffen Ohren dreht er den Kopf.

Das Essen ist erledigt für ihn, er will nichts sehen und hören davon, und wenn —. Plötzlich wirft ihm der Windzug eine ganze Wolke von Fleischgeruch in die Nase, und vorbei ist es mit aller Verstellung. Wie ein Klappstuhl knickt er in den Läufen ein, und da liegt er bäuchlings auf der Erde, die dunklen Augen starr und blitzend auf den dampfenden, kleinen Kessel geheftet und zuckend vor Sprung-

bereitschaft. Irgend jemand wirft ihm einen ausgekochten Knochen zu. Der Hund erhebt sich wie ein Tiger, vorsichtig, lauernd, gierig, schleicht er auf die unerwartete Beute los. Vielleicht wittert er eine List, eine Falle dahinter, — aber da hat er sie schon mit einem Satz am Kragen und flüchtet mit ihr feldein.

Benagen, Splittern, Würgen — weg ist der Knochen! Ich stehe auf und gehe mit einem kärglichen Rest im Kochgeschirr auf ihn zu. Auf fünf Schritte läßt er mich noch herankommen, dann macht er Kehrt und jagt davon. Alles Rufen, Bitten, Locken ist vergebens; er hat seine bitteren Erfahrungen gemacht und kennt seine Pappenheimer. Kurz entschlossen gieße ich den Bodensatz auf eine trockene Scholle und gehe zurück. Wie ich mich umwende, leckt er sich die Schnauze und beschnuppert die Stelle, auf der das Wunderbare gelegen hat. — Hunger, armer Freund, Hunger, Hunger! Wir kennen das, die wir wie du flüchtig und unstet durch Polens ausgeplünderte Gefilde ziehen. Hunger! Der schreit oder ist stumm und bettelt nur mit den Augen, wie du zu betteln verstehst.

Es geht weiter, und der Hund läuft mit. Seine Scheu beginnt schon ein wenig, ein ganz klein wenig nur, nachzulassen. Er merkt, daß ein leerer Magen hier Antwort auf sein Knurren findet, er fühlt Verständnis, er spürt den gemeinsamen, alle Wesen umschnürenden Strick: Hunger!

Allmählich, wenn der Stellungskrieg beginnt und Zeit und Ruhe ist, wird er auch anderes spüren, etwas viel Wunderbareres als verschüttetes Essen auf einer Erdscholle, etwas Fremdes, Unbekanntes, nie Geahntes. Du wirst Liebe finden, armer Wegelagerer, Freundlichkeit und Liebe, du oft Geprügelter, mit Steinen Gehetzter! Laß nur erst Zeit und Ruhe sein! — Dann wirst du im

Unterstand oder Blockhaus auf einem zerschnittenen, alten Postsack liegen, und vielleicht wird sogar etwas Holzwolle unter dem Sack sein. Deine Furchtsamkeit wird verschwinden, und du wirst fühlen, wie gut es tut, wenn eine Hand über dein Fell streicht, über dein jetzt schmieriges, zottliges Fell, das dann glatt gekämmt und sauber gewaschen ist und mit seinem reinen Weiß allen, die's sehen wollen, verrät, daß du eigentlich doch ein ganz hübscher Kerl bist. Die Rassenmischung tut nichts zur Sache; wir sind auch keine reinrassigen Germanen mehr.

Es geschieht oft auf dem Vormarsch, daß ein Hund sich einer vorbeimarschierenden Truppe anschließt. Er macht kein Aufhebens davon, er läuft so zur Geselligkeit still und artig nebenher und wartet geduldig, ob etwas für ihn abfällt. Läßt man ihn unbeachtet, so verschwindet er still und bescheiden, und kein Mensch sieht ihn fortlaufen, wie keiner ihn kommen sah. Aber mitleidige Seelen finden sich oft, und zuweilen ist ein Hundeliebhaber darunter, der alles daran setzt, den scheuen Findling zutraulich zu machen und ihn an sich zu gewöhnen. Gelingt es, so wird die Mühe reichlich belohnt: diese Dorfhunde sind dann von einer rührenden Anhänglichkeit und Treue, die alle Unschönheit wett macht und vergessen läßt. Manch einer von ihnen hat später in Deutschland eine bessere Heimat und ein wohlverdientes, behagliches Leben gefunden.

Ich habe sehr selten einen Soldaten gesehen, der zu solch zugelaufenem Tier schlecht gewesen wäre oder es gemißhandelt hätte. Ein freundliches Wort, einen streichelnden Klapps hat jeder dafür übrig. Essenreste, Brotrinden, Knochen, Wursthäute werden gesammelt, und die Leute umdrängen den Essenden und betrachten ihn mit verständnisinniger Teilnahme.

Im Herzen jedes Mannes regt sich zuweilen einmal ein zartes, frauenhaftes Gefühl, eine freilich rasch unterdrückte, nie offen bekannte Sehnsucht, Liebe zu geben und Liebe zu nehmen. Ein Tropfen dieses überströmenden Gefühls fällt dann auf das Tier, und in manchen Augen hat es freudig und dankbar aufgeleuchtet, wenn der Hund eine flüchtige Liebkosung mit Schweifwedeln und Anschmeicheln vergalt.

„Da! Er kommt zu mir“, sagt der Mann und sieht sich triumphierend und stolz nach den Kameraden um. „Mich mag er leiden. Er hat gleich gemerkt, daß ich ihn gern hab'. Jawoll, jawoll, — du!“ Und er streichelt ihm mit Begeisterung den Kopf, indes die andern ihm fast neidisch zusehen und sofort auch ihr Heil versuchen.

Wer aber Hunde gern hat, der ergießt die ganze, volle Schale solcher Zuneigung auf den am Wege Gefundenen und findet in solcher Wechselbeziehung bei stundenlanger, einseitiger Unterhaltung und Befreiung vom Übermaß zurückgedämmter Gefühle eine wahrhaft gute Unterhaltung in öden Stunden und Vergessen trüber Gedanken. Manch Händestreichen über notdürftig geglättetes Hundefell hat gewiß unbewußt den weicheren Locken der kleinsten Tochter oder den Flechten eines unzweifelhaft sehr hübschen Mädchens gegolten, die alle beide über den rauhen, wedelnden, bellenden Ersatz in starres, rundäugiges Entsetzen geraten würden.

Neben diesen halbverwilderten, angelaufenen Hunden haben viele Kompagnien ihren planmäßigen Wacht-, Späh- und Meldehund, der in der Heimat ebenso gut seinen wochenlangen Ausbildungsgang durchgemacht hat wie jeder gezogene Rekrut. Fast ausnahmslos sind es ausgesucht reinrassige deutsche Schäferhunde oder Dobermanns, und ihrer

wichtigen Stellung sind sie sich vollkommen bewußt. Von den Soldaten werden sie in Anerkennung ihres Berufes und ihres Erlebens ganz als „alte Krieger" und mit Achtung und Zuvorkommenheit behandelt. Sie verdienen es vollauf.

Manch einer von ihnen hat mit seiner Witterung und scharfem Gehör eine drohende Gefahr schon von weitem erkannt und mit anerzogenem, klugem Verhalten und lautlosem, aufmerksam mahnendem Benehmen seine Leute rechtzeitig benachrichtigt und gewarnt. Der Patrouillenhund unsrer Kompagnie brachte eines Abends sogar zwei entflohene, russische Kriegsgefangene an, die er beim Versuch, unseren Drahtverhau zu überklettern, erwischt hatte. Mit hochgestellten Ohren ging er hinter den Niedergeschmetterten und ließ kein Auge von ihnen. Das zahlreiche Lob und die reiche Belohnung mit Lebensmitteln aller Art nahm er mit gelassener Selbstverständlichkeit entgegen, und seitdem schien er den Mannschaften gegenüber eine noch gemessnere Zurückhaltung zu bewahren und in seinem Benehmen einen gewissen Unterschied zwischen Offizieren und ihnen zu machen. Wie ich später hörte, soll er bei einem Gasangriff elend zugrunde gegangen sein. Hunde hatten damals noch keine Gasmasken.

Noch eine dritte Klasse von Hunden findet sich bei vielen Kompagnien: Hunde aller Rassen in persönlichem Besitz. Naturgemäß kann sich meist nur ein Offizier diese kleine Überflüssigkeit leisten, und die Rolle, die sie für die Kompagnie spielen, ist nur klein. Einen von ihnen habe ich nicht vergessen: den Teckel unseres Kompagnieführers. Beim Vormarsch sah ich ihn zum erstenmal. Wir kämpften uns wieder einmal durch sogenannten „Stiefelknechtsmorast", daß uns der Schlamm oben in die Schäfte quoll. Unser Hauptmann war weit voraus, und wir alle folgten in

aufgelöster Ordnung. Plötzlich erhob sich hinter uns ein gellendes, keifendes Gebell in den höchsten Tönen der Wut und Verzweiflung. Als wir uns umsahen, erblickten wir „Waldmann", den Hund des Hauptmanns, bis an den Hals in der dicken Brühe versunken, unfähig, ein Glied zu bewegen, und rasend vor Grimm und Angst. Zuweilen versuchte er einen krampfhaften, wilden Sprung nach vorn, aber er blieb elendiglich stecken und tanzte wie eine angenagelte Schießbudenfigur ruckweise und hüpfend auf und nieder, wobei ihm die großen, lappigen Ohren dreckschleudernd wirr und elefantenmäßig um den Kopf flogen. Wir brachen unwillkürlich in Gelächter aus, und einer von den Leuten stampfte mitleidig zurück und befreite den unseligen Teckel aus seinem zähen Gefängnis. Kaum hatte er ihn auf dem Arm, als der Kleine außer sich geriet vor Entrüstung über so plumpe Vertraulichkeit, wie ein Satan um sich zappelte, biß und bellte und kopfüber von neuem in den Schlamm stürzte. Vorsichtig und mit beruhigenden Worten hob ihn der Mann wieder heraus, und diesmal schien der Aufgeregte und Empörte die Zweckmäßigkeit des Getragenwerdens einzusehen. Geduldig und gnädig ließ er sich tragen, und während der Mann ihn mit gestreckten Armen weitab vom Leibe hielt, rann, troff und spritzte der Schmutz von dem schwarzen Fell. Der Hund sah wie ein Lehmkloß aus, als sei er bis an den Hals mit Erde gepanzert, und nur der schmale, spitzschnauzige Kopf sah mit unendlicher Verachtung und mit vor Ekel hochgezogenen Lefzen auf das Meer von Schmutz hinab. Später nahm ihn sein Hauptmann aufs Pferd, und damit war für Waldmann die große Frage des Weitermarsches erledigt.

Im Schützengraben pflegte dieser winzige Maulheld in unbewachten Augenblicken auf die Brustwehr zu klettern

und weithin sichtbar in seinem schwarzen, glänzenden Fell oben auf dem Wall spazieren zu gehen, die Schießscharten als Mäuselöcher zu behandeln, große Gänge zu wühlen und auf eigne Faust dort Sappen zu treiben und Gräben auszuheben. Trotz nachdrücklichster Verwarnung und empfindlichster Klapse unterließ er dies selbständige Treiben nicht, bis ihm eines Vormittags eins seiner schön gehenkelten Vorderbeinchen abgeschossen wurde.

Das schlug dem Faß den Boden aus. Einige Tage lag er im Revier und dann wochenlang im Unterstand, bis er eines Tages trübselig, aber unnahbar, mürrisch und grimmig wie immer, wieder erschien und gelenkig auf drei Beinen den Graben unsicher machte, diesmal aber nur die Grabensohle. Schließlich nahm ihn sein Herr auf Urlaub mit und kam ohne ihn wieder. — Die ganze Kompagnie vermißte den Hund und noch oft wurde seiner gedacht, wobei ihm seine Unnahbarkeit rühmend als Verstandskundgebung ausgelegt wurde.

In jedes Auge breitet sich ein ganz eigner Schimmer, eine leichte Verlorenheit des Nachsinnens beim Anblick des Hundes, der sich ahnungslos und unbekümmert mitten im ungeheuerlichsten Weltgeschehen bewegt und durch sein sorgloses Getreibe und ganz auf die Gegenwart und sich selbst gerichtetes Wesen einen heitren Gegensatz zum Ernst der Zeit, eine kleine Erlösung vom Druck der Front bildet und über manches hinweghilft, über so manches!

Und dann kommen sie, deren Verdienst und Heldentum ich als Fußsoldat nicht so würdigen kann, wie sie es verdienen: die Pferde. Ich habe sie nicht oft beobachten können, und unmittelbar haben wir Fußsoldaten ja nie mit ihnen zu tun gehabt. Das täglich vereinende Band fehlte. Aber eine Ahnung ihres — das Wort ist nicht

herabgewürdigt — ihres stummen Heldentums ging uns auf, wenn wir sie sahen, wie sie vor den schweren Munitionswagen, vor den Feldgeschützen dahergepreſcht kamen, wenn wir die dickgeflochtenen Lederpeitschen auf die nassen, fliegenden Flanken und die muskelgestrafften Schenkel niedersausen sahen und aufklatschen hörten, wenn ihre großen, menschlichen Augen in der Sekunde des Vorbeirasens wild und weit, weit aufgerissen vor äußerster Anstrengung und Qual aufleuchteten und aus den Höhlen traten und der Atem in schnaubenden Stößen durch geblähte Nüstern aus der Brust fuhr.

An einer rastenden Trainkolonne schleppt sich ein ermüdender Marsch vorbei, und die großen, grobknochigen Gäule stehen stumpf und gleichgültig vor ihren schwerbeladenen Wagen. Der Kopf hängt, der Atem rollt schwer und maschinenhaft, die Augen starren glanzlos in den Staub, und sie geben sich nur widerwillig die Mühe, die Bremsen, Fliegen und Mücken von Flanken und Bauch fortzuscheuchen. Selten nur wechseln sie müde das Bein und sehen mit gleichmütig ergebener Wendung des gesenkten Kopfes zu den essenden und schwatzenden Fahrern hinüber wie in leiser Furcht, es könne bald weiter gehen. Wie viel Hoffnung liegt in dieser Bewegung! — Dann deutet wohl ein Mann der vorbeimarschierenden Abteilung auf die geduldigen Tiere und sagt zu seinem schlappen Nebenmann: „Da! Die halten's auch aus und müssen noch mehr 'ran, Mensch! Donnerwetter, — nimm dich zusammen!" Und der nimmt sich zusammen.

Während des Bewegungskrieges taucht manchmal in der Dämmerung am Wegrand eine formlos gespensterhafte Masse auf, die weder Buschwerk, noch Steinhaufen ist, etwas Fremdes und doch Bekanntes, das die Seele mit einer

ahnenden Beklemmung erfüllt. Beim Näherkommen enthüllt sich's: ein gefallenes oder erschossenes Pferd. Das linke Bein ist im Knie gebeugt und steht rechtwinklig ab, die drei andern Beine ragen wie dürre Pfähle in die graue Luft, und im Todeskampf weit fortgereckt von der unförmlich aufgetriebenen Kugel des Bauches ruht mit magerm, gezerrtem Halse der eingefallene Kopf, über dem es trotz aller Stumpfheit und Verfallenheit des Ausdrucks wie ein Hauch der Erlösung liegt.

Man muß den gemeinen Soldaten gut kennen, um aus den sachlich und nüchtern klingenden Bemerkungen bei diesem armen Anblick den verborgenen mitschwingenden Ton des Mitleids herauszuhören. Gefühlsäußerungen sind ihm als Entblößungen persönlichsten Empfindens zuwider. Dafür verrät sich das Mitleid seiner Seele durch die Tat, wofern sie heimlich, unbeobachtet geschehen kann.

Als ich einmal spät am Abend bei unserm Lebensmittelwagen und vorm Pferdestall Posten stand, sah ich plötzlich aus der Dunkelheit einen Menschen sich lösen, der zögernd auf die Tür des Stalles zuging. Da es meine Pflicht war, ihn anzuhalten, forderte ich ihn zum Stehenbleiben auf. Er hielt inne, und ich sah, daß es ein Kamerad meines Zuges war, der ein Paket unterm Arm trug. Nach langem Verhandeln und nur weil er sah, daß er ohne mich doch nicht zum Ziel käme, sagte er mir endlich, was er wolle.

„Ja, sieh' mal", meinte er wie zur Entschuldigung, „ich habe ein bißchen Brot übrig und wollt' es dem braunen Gaul hier bringen, der so mager ist, weißt du. Na, und wenn nun die andern sehen würden, daß ich das Brot einem Gaul bringe, würden sie Krach schlagen, daß ich's nicht

einem von ihnen gebe. Eben! Und deshalb komm' ich jetzt. — Also, laß mich rein."

Natürlich ließ ich ihn 'rein.

Nebenbei: Das „bißchen" Brot war fast ein Tagesteil, ein halbes Brot, und wenn ich bedenke, daß wir damals bei strammem Arbeitsdienst nur knapp verpflegt wurden, so kommen mir noch heute Zweifel an der Wahrheit seiner Worte. Von „Brot übrig haben" war wohl bei keinem von uns die Rede. Aber auch mich hat ein leidendes Tier von jeher mehr gedauert als ein leidender Mensch. Ein Tier ist ohne den Menschen hilflos, der Mensch kann sich zur Not immer noch selbst helfen.

Beispielen der Aufopferung für das hungernde Tier, namentlich für das Pferd, bin ich draußen noch oft begegnet. Auf einer größeren Wache in der Etappe hatten wir ein russisches Pferdchen. Das Tier war so winzig und zierlich, daß wir es unbedenklich auf jedem Jahrmarkt für Geld hätten zeigen können. Die Hufe, die in jede Kaffeetasse hineingepaßt, waren allein des Anstaunens wert. Tagelang bin ich mit dem Kutscher, einem Deutschdänen mit einer knorpligen Kenntnis der deutschen Sprache, umhergestreift auf der Suche nach einem Wagen, der den Kräften dieses Zwerggeschöpfes angemessen gewesen wäre, bis wir schließlich unter den tausenden von Wagen des Wagendepots ein kleines Gestell auf zwei niedlichen Rädern entdeckten, den reinsten Kinderwagen.

Dann aber kam die schwierigste Frage: die Ernährung. Es war damals im ersten Frühling. Weide gab es noch nicht, und das einzige, was für unsern „Max" — so hieß das Mikroskoppferd — uns geliefert wurde, war Hafer. Der hatte einen so kleingewichtigen Satz, daß er selbst für „Max" zu gering war, — zwei Pfund. Da trieb sich dann

in der Dämmerung die halbe Wache bei den Proviantämtern umher und suchte Hafer und Heu zu „finden", damit Max, der Unersetzliche, in seiner ganzen Erstaunlichkeit der militärischen Welt erhalten bliebe. Auf dergleichen eigenmächtige Beschlagnahmungen standen hohe Strafen, und dennoch wagten die Leute um eines Pferdes willen so viel und setzten ihren guten Ruf, unter Umständen den winkenden Urlaub und eine Beförderung aufs Spiel. Für sich selbst wäre damals so leicht keiner von ihnen auf derartige Beutezüge ausgegangen. „Max" aber hatte seine Krippe stets wohlgefüllt, und die Leute standen befriedigt im Stall und beobachteten mit Genugtuung, wie er schwelgte und rund und schön wurde.

In den Unterständen und Blockhäusern ruhiger Frontabschnitte nur ganz vereinzelt, desto zahlreicher aber in den Bauernhäusern der Etappe streifen Katzen umher. Sie stellen sich ungerufen ein, gelockt von der Überzahl der Mäuse und Ratten, und sie verschwinden plötzlich, wenn man sie auch noch so gut behandelt. Das persönliche Verhältnis zwischen Mensch und Hund, Mensch und Pferd fehlt hier fast ganz. Die Katze ist als Nachttier bei Tage faul, und die ausgeprägte Raubtiernatur verhindert ein freundschaftliches Verhältnis. Meist ist es auch nur die praktische Erwägung, die den Soldaten bewegt, sie durch Freundlichkeiten und Füttern ans Haus zu fesseln, und bei den jungen Tieren belustigt ihn nur die täppische Zierlichkeit und Lächerlichkeit ihrer Bewegungen. Im innern Wesen aber bleiben beide sich fremd und langweilen einander nur.

Der Krieg hat Mensch und Tier aus ihren Wohnungen aufgescheucht und weithin vertrieben und zerstreut. Das Wild verließ seine Schlupfwinkel und Verstecke vor

der herandonnernden Walze der Heere und wanderte in Scharen aus wie vor einer ungeheueren Treiberkette. Nur in der Unzugänglichkeit der russischen Urwälder und Sümpfe haben sie sich in versprengten Rudeln gehalten. Blieb der Krieg aber dort stehen und nistete sich in Gräben, Trichtern, Sappen und Blockhäusern ein, dann verschwanden sie auch dort. Was entfliehen konnte, entfloh, — der Rest fiel unter den Kugeln von Freund und Feind. Hirsche, Elche, Rehe, Füchse, Hasen, selbst Kaninchen sind in jenen gemarterten Gegenden ausgerottet worden.

Nur eine Tiergattung hat sich überall und selbst unter den erschwerendsten Widrigkeiten gehalten, wenn man ihr nur nicht die Möglichkeit des Wohnungsbaues nahm: die Vögel. Selbst in der Schlacht beim Krachen der Schüsse, beim Heulen und Fauchen der Granaten, beim ächzenden Einschlag der Minen, beim Zischen und Pfeifen der Gewehrgeschosse trugen ihre Flügel sie hoch empor über das Gewimmel der Stürmenden, das Gewühl der Flüchtenden, fielen sie jubelnd ein mit ihrem zarten, heimlichen Gesang in das eiserne Gebrüll des Kampfes und überjauchzten das zornrasende, blutige Heldenlied der Schlacht mit dem zärtlichen Frieden ihrer Lieder.

Unser Schützengraben lief mitten durch ein sommerliches Stoppelfeld, das von Feldveilchen, Wicken, spannenhohen Gräsern, krausem Gekraut bunt und blühend bis an den Himmelsrand lag. Dort stand ich eines dämmernden Morgens auf Posten, den Blick durch die Enge der Schießscharte in die grüne Weite nach drüben gerichtet, wo eine dünne, lange Schlange den gewundenen Leib faul und schlafend regungslos ins Feld gelegt hatte: der feindliche Graben. Kein Schuß fiel. Die ersten Lerchen regten sich, und ihr verschlafenes Trillern klang hier und dort aus dem

morgengrauen, feuchten Felde empor. Plötzlich schwirrte etwas neben mir und warf wirbelnde Triller wie eine Handvoll Blüten in die kühle Luft.

Neugierig und vorsichtig sah ich zur Seite. Da lag mein Gewehr in der Schießscharte, und auf dem blinkenden Schloß saß eine Haubenlerche, den Hals gebläht, die feinen Federn gesträubt unter dem Sturm der Töne, das Köpfchen zurückgebogen. Der zierliche Haubenschopf zitterte leise mit, und mit halbgeschlossenen, lustfunkelnden Augen schmetterte sie mit aller Kraft sorglos alles hinaus, was ihr die kleine Brust erfüllte und bedrängte. Behutsam gab ich meinen Nebenleuten ein Zeichen. Aber sie sahen schon längst mit vergnügten Mienen und blitzenden Augen heimlich nur nach dem singenden Vogel; nach dem Feinde sah keiner. — Die Lerche schwieg und begann von neuem, schwieg und begann wieder.

Vielleicht ragte ein Helm über den Grabenwall, vielleicht hatte dort drüben jemand etwas Verdächtiges gehört, — plötzlich knallte hart und scharf ein Schuß, und die Kugel fuhr sausend und dumpf in den Wall, drei Handbreit neben dem Vogel. Der Sand stäubte hoch auf und übersprühte mit einer Wolke die Lerche. Allesamt zuckten wir mit den Köpfen unter den Rand, und die Lerche stieg schwirrend und singend steil in die Luft.

Dieses winzige Erlebnis ist uns noch lange durch die Seele gegangen und hat in all seiner unbewußten Gegensätzlichkeit selbst für die gedankenstumpfsten Leute einen tiefen Sinn gewonnen, der uns noch später ganz unvermittelt gepackt hat. Mir hat sich dies unbedeutende Geschehen im gewaltigen Ereignis der Zeit förmlich eingebrannt und ist vor mir aufgetaucht plötzlich — mitten im Trubel der Großstadt oder der Gesellschaft, in den Schmerzen und Schrecken

der Feldlazarette und auf einsamen Spaziergängen: die singende Haubenlerche auf dem Gewehrschloß und der staubwerfende Kugeleinschlag.

In den Urwäldern der Pripjetsümpfe war der Mensch für die wenigen Vogelarten, die es dort gibt, eine ungewohnte Gattung zweibeiniger Tiere mit seltsam schlotternder Haut und von großer Schwerfälligkeit und Dummheit. Uns allen fiel sofort die große Zutraulichkeit einiger Arten auf.

Da gab es einen dunkelbräunlichen Zwerg mit rotgetupften Flügeldecken, der ununterbrochen auf den Beinchen und Flügeln und auf der Hetzjagd nach Mücken war. Er hatte es bald heraus, daß die Mücken sich gern zu Menschen und Pferden finden, und so geschah es denn oft, daß einem plötzlich solch Knirps haarscharf an der Nase vorüberflitzte und im Flug eine saugende Mücke vom Kinn wegschnappte. Blieb man dann stehen und verhielt sich lautlos und unbeweglich, so flog einem das Tier auf den Kopf, die Schultern, ja auf den ausgestreckten Finger, wo es ruhig sitzen blieb und einem mit schiefem Köpfchen und blanken Augen forschend ins Gesicht sah, ob dort nicht eine Mücke zu schnappen sei. Ich habe stundenlang mir so die Zeit mit diesen Tieren vertrieben und mich so verloren in dieses unkriegerische Spiel, daß ich mich am Ende, wenn der Vogel plötzlich einem Kameraden zuflog, erst besinnen mußte, wo ich überhaupt sei. Der Krieg war dann eine ganz seltsame Wirklichkeit.

Der innerste Grund all dieser Verhältnisse ist die Tierfreundlichkeit des deutschen Wesens; aber den Soldaten berührt noch ein anderes mit leichtem, mahnendem Finger, wenn er einen Hund, ein Pferd, einen Vogel sich nahe sieht: die Heimat, der Friede. In jedem Haustier und in jedem zutraulichen Vogel wohnt ein Hauch der Heimat, mit

der anschmiegenden Vertraulichkeit des Hundes drängt sich auch ein Stück der Heimat an unsre Seele, aus jedem großen, gewölbten Pferdeauge leuchtet eine Heimatstadt, ein deutsches Ackerfeld, und in jedem Vogelsang, in jedem neben uns auffliegenden Vogel singt ein verwehtes Lied, rauscht ein verlorener Flügelschlag des Friedens. Das ist es, was uns Soldaten da draußen beim Anblick der Tiere oft so übermächtig und zwingend an das hart gewordene Herz faßt, was den eiligen Fuß hemmt und aufhorchen und lauschen läßt auf etwas — auf etwas — ja, auf ein wunderbares, vergessenes Etwas.

Blumen Das oberste Gesetz in allen Geräten der Front und in allen Arbeiten, die sie zu verrichten hat, heißt Zweckmäßigkeit. Nur was ihr dient, hat dort Wert, und nur das hat Wert, was dem Feinde Abbruch tut, ihm entgegenarbeitet und mithilft am Gemeinschaftsziele seiner Vernichtung. Einfachheit, Übersichtlichkeit muß alles beherrschen, damit jegliches Ding jederzeit sofort bereit sei und auch dem weniger geübten und schwerer fassenden Verstande des einfachen Mannes keine Schwierigkeiten in der Handhabung und Benutzung in den Weg lege. Aller Schmuck verbietet sich von selber, — sogar der Stahlhelm entbehrt des Adlers, der doch nicht einmal als Schmuck bezeichnet werden kann. Die Stellungsbauten jeder Art bedürfen keines Schmuckes. Jede dienstlich zu diesem Zweck angesetzte Arbeit würde mit Recht als lästige Überflüssigkeit nur widerwillig ausgeführt werden und die kostbare Kraft des einzelnen zwecklos vergeuden. Kampfdurchtobte Frontabschnitte verbieten Ausschmückungen von selbst. Und doch: aus den Ecken und Fugen des strengen Stahlbaues der

Front sprießt und drängt es hier und dort, und der unnachsichtigste Vorgesetzte läßt es wachsen, weil es ihn heimlich doch erfreut.

Die Kompagnie ist durch einen endlos gewundenen Laufgraben zum vordersten Graben gerückt, der sich quer durch ein sommerlich blühendes Feld windet. Die Stellung ist bis auf den üblichen Abendsegen von Granaten ruhig, und die Leute kauern und schlendern nach der Verteilung auf die Unterstände und den Belehrungen über alles Wissensnötige der Stellung in ihrem Abschnitt umher. Feindabwärts fällt das Gelände sanft ab. Wenn man platt auf dem Bauch dort herumkriecht, ist man in Deckung gegen Schuß und Sicht, was dem Feinde gegenüber ein sehr angenehmes Gefühl ist. Vereinzelte Gräben schlängeln sich rückwärts. Sie führen zu Wasserlöchern, Minenwerferständen, Unterständen, Latrinen und Telephonanlagen.

Einer der Leute geht sie entlang, und wie er am Ende angekommen ist, hebt er im Gefühl der Sicherheit neugierig den Kopf über den Wall und besieht sich die Außen- und Oberwelt: eine üppige, bunte Fülle von Feldblumen leuchtet und brennt wie mit hundert vielfarbigen Flammen aus dem dunklen Grün der Gräser und Blätter. Einen Augenblick stutzt und starrt er in die schweigende, bunte Wirrnis. Wie im Frieden: eine Wiese, Gras, Blumen, blauer Himmel, Sommerluft. Plötzlich hebt er sich höher über den Wall, und dann läßt er sich mit dem Oberleib in die hohen Gräser sinken und zieht vorsichtig die Beine mit den lehmigen Kommißstiefeln nach.

Da liegt er in einer grünen Flut von Halmen lang auf dem Rücken, die Arme unter dem Kopf verschränkt, den Blick in weiße Wolken und blauen Glanz versenkt. Fliegen und Käfer blitzen und surren ihm übers Gesicht, Schmetter-

linge taumeln vorbei, und ein Duft hängt und schwimmt in der weichen, lauen Luft. Die Gedanken gehen, gleiten und wandern nach der Heimat und zum Frieden und verirren und verlaufen sich, die Halmspitzen schwanken traumhaft vor den Augen, verworrene Stimmen, Blumen, Wolken, Wind — fließt und rinnt, webt und schwimmt wohlig ineinander über, bis sich alles löst in leises Murmeln und dunkle Bläue, weiße, schwebende Streifen und sinkende Regungslosigkeit.

Pack! Er fährt aus dem ersten Schlaf hoch.

Pack! Ein Geschoß summt mit tiefem Baß über ihm vorbei. Ach so! Vorsichtig sieht er sich um. Nichts als Blumen, Gräser, Blätter und Schmetterlinge. Hier ist er in Sicherheit, sehen können sie ihn nicht und treffen auch nicht. Aber es ist Zeit, in den Graben zu klettern. Es könnte Dienst sein, und er liegt hier und fehlt.

Beim Zurückkriechen kommt ihm ein Gedanke. Er reckt den Arm und greift und faßt mit allen Fingern, was er an Buntleuchtendem fassen kann. Behutsam zieht er's heraus, durch Erdlockern nachhelfend, damit keine Wurzelfaser zerrissen werde. Und mit Mütze und Arm voll Blumen springt er hinabgleitend in den Graben.

Vor seiner Schießscharte ist eine glatte Erdfläche von drei bis vier Handbreiten, die zum Hinauflegen von Munition dient, aber Platz für eine Handvoll Blumen ist doch noch da. Er pflanzt sie eine neben der andern ein, bis ein winziges Beet vor der Schießscharte entstanden ist. Ein Kamerad, der erst lächelnd von weitem zugesehen hat, kommt allmählich neugierig näher, um sich die Gärtnerei anzusehen. Schließlich wird er aufmerksam und fängt an, gute Ratschläge zu geben, bis er plötzlich verschwunden ist. Nach einer Weile kommt auch er mit Blumen und bemüht sich,

seiner Schießscharte einen noch schöneren Vorhof zu geben. Das Beispiel wirkt.

Am anderen Tage leuchtet der braungraue Graben an allen möglichen Ecken, Winkeln und Kanten von roten, blauen und gelben Blüten und grünen Blättern und Halmen. Ehrgeizige und Erfindungskluge suchen das Werk zu übertrumpfen.

Einer hat in stundenlangem Weg und Suchen aus dem weit zurückliegenden Walde Kiefernzapfen und Tannenzweige geholt, hat von irgendwo in einem Sandsack weißen Sand herbeigeschleppt und ihn auf abgeschrägter Fläche an einem Ausbau der Grabenrückwand zu einem Kreise ausgestreut, in den er nun die Zapfen der Größe nach gesteckt hat zu einem W mit einer Krone darüber und einer Schleife darunter. Die halbe Kompagnie drängt sich um das Werk und bestaunt es.

Ein anderer hat ein Gegenstück dazu gebildet: in dunkler, geglätteter Erde formt sich aus kleinen, regelmäßigen Steinen der deutsche Wappenadler.

Ein Feldwebel ist auf einen andern Gedanken verfallen. Aber er braucht Leute zur Ausführung. Einige, die Lust haben, melden sich. Vor einem rückwärtigen Unterstand wird ein großer, viereckiger Schacht ausgehoben. Links und rechts bleiben zwei lattengestützte Erdsockel als Bänke stehen. Große Kiefernzweige werden herbeigetragen und wölben sich von beiden Seiten zu einem grünen Sonnen- und Regendach. In die Erdwand getriebene Pfähle werden an den Spitzen mit blumendurchflochtenen Grasbüscheln umhüllt und ziehen sich als Straußkette rundum. Auf schmaler Erdleiste neben dem Eingang blitzt eine schnurgerade Reihe von Gänseblümchen, während auf einer zeltbahnüberdeckten Handgranatenkiste aus einem 15,5 cm - Ausbläser eine Fülle

aller möglichen Blumen und Gräser quillt als Ersatz für Schrapnellkugeln. Der Garten ist fertig.

Die Arbeiten waren freiwillig, und nur törichte Vorgesetzte befahlen dann in falschem Ehrgeize andernorts wieder eine gleiche Grabenausstattung in eigens dazu angesetzten Dienststunden. Die Folge war Unwille, Verdrossenheit und faules Arbeiten.

Anders lagen die Verhältnisse in den großen Reservelagern der Wälder. Dort war Schmuckwerk insofern kein Überfluß, als man in der verhältnismäßig großen Lebenssicherheit und der geringeren Zwangslage mehr Auge und Sinn dafür zu haben vermochte als in der vordersten Linie. Auch war hier solche Arbeit nicht so vergeudet, wie es vorn der Fall sein konnte, da in den Verstecken der Wälder die Blockhäuser und Hütten nicht so sehr der Zerstörung durch Artilleriefeuer ausgesetzt waren. Natürlich leistete da die Ostfront das Hervorragendste. Ich habe dort Waldlager gesehen, die, in einen deutschen Park oder auf eine Ausstellung versetzt, allgemeinste Bewunderung und Entzücken hervorgerufen hätten. Über den in einem Kreise regelmäßig angeordneten Unterständen wölbte sich die ausgeschaufelte Erde zu langen, flachen Hügeln, die mit Moos dicht und voll wie mit einem Teppich verkleidet waren. In der Mitte des Hügels erhob sich ein großer und an den beiden Enden stand je ein kleiner Wacholderbusch. Links und rechts neben dem Eingang standen moosverhüllte Gewehrstützen, deren Holz peinlich geglättet schneeweiß aus der braungrünen Moosdecke hervorblinkte. In großen Rindenkübeln umkreisten mächtige Wacholderbüsche den Platz in der Mitte, auf dem zwei gewaltige, aus einem riesigen Kiefernstamm herausgesägte Säulen Heeresbericht, Diensteinteilung und Kriegskarten trugen. An das Lager schloß sich eine Reihe

von Blockhäusern, die die Offizierswohnungen, Schreibstuben, Küchenräume und Lebensmittel- wie Munitionsspeicher enthielten. Alle Häuser waren aus sorgsam zueinander abgepaßten Kiefernstämmen von Armes- bis Oberschenkeldicke gebaut, von regelrechten Fenstern erhellt, das Dach mit Dachpappe sauber überkleidet, die Fenster mit blumenbestandenen Brettern versehen, Herd und Kamin aus lehmüberworfenen Steinen gemauert, gehobelte Bretter als Fußboden, Tische, Stühle, Schränke und Betten aus Kiefernstämmen und Brettern sauber und ansehnlich gemacht. Ein weißer, kunstvoll verschlungener Birkenzaun umgab einen kleinen Vorgarten von Wacholderbüschen, Blumenbeeten, Grasstauden, die Wege mit Weinflaschen, Ausbläsern oder Feldsteinen eingefaßt. Auf einem künstlich zusammengeschaufelten Hügel stand die Nachahmung eines 21 cm-Mörsers, das Rohr, Bremsvorrichtung und Vorbringer aus einem Fichtenstamm gesägt, Räder und Lafettenteile von einem Zimmermann geschickt zusammengehauen und das Ganze geglättet und grau gemalt. Die leeren Räume zwischen den Häusern waren durch Wacholderbuschreihen in Rindenkübeln gefüllt, und der etwa 200 Meter lange Weg auf solche Weise hübsch und betrachtenswert eingefaßt.

In solcher Umgebung vermochte man sich fast heimisch zu fühlen. In diesem Treiben lag weder Gefühlsseligkeit, noch Süßlichkeit; diese Gärten und Schmuckanlagen in ihren kärglich beschränkten Mitteln und ihrer großen Kindlichkeit hatten nichts Rührendes an sich, sondern etwas Ergreifendes, — hier in vorderster Linie oder wenige Kilometer hinter ihr, in einer frauen- und kinderlosen Umgebung, in der der Tod aus der Luft jeden Augenblick auf einen niederbrechen konnte. Die Heimat sollte beim Anblick von Photographien solcher Lager und vereinzelten Schützengrabenecken sich vor Verall-

gemeinerungen hüten und nicht mit behaglicher Freude ein rührend-liebliches Bildchen in ihnen sehen. Es sind — wenigstens in vorderster Linie — Seltenheiten, und was geboren ist aus tiefster Sehnsucht nach der Heimat, unbewußter Kindlichkeit und der deutschen Liebe zur Pflanzenwelt, das soll dem nicht zur heiteren Beruhigung werden, dem unentrinnbare Wucht eines stündlich von allen Schicksalsmächten bedrohten Lebens nicht Monate oder Jahre hindurch im Nacken gesessen und ihm dann nichts andres gelassen hat, an das er sich klammern, das ihm Heimat, Angehörige und Frieden ersetzen konnte, als Feldblumen, Moos und ein paar Birkenstämme.

Musik Wenn das Bataillon den 30. Kilometer hinter sich hat, wenn dabei die Verpflegung schlecht ist, dann fängt die Stimmung an, merklich und schnell zu sinken, bis alles wortlos und mürrisch tornisterschleppend, müde und durstig wie eine tausendbeinige Maschine vor sich hin vorwärts stapft. Die Front ist weit fort, es sind noch mehrere Kilometer zu laufen, und die Stimmung muß gehoben werden.

Mit einem Male kommt von vorne das dröhnende Rasseln der Trommeln und blitzhelles Dazwischengreifen und Jauchzen der Pfeifen. Die vornübergebeugten Rücken straffen sich, die Beine greifen den Boden sicherer, die Augen leuchten, und allerhand Zurufe übertönen das Getrappel der Kolonne. Das Locken der Knüppelmusik tönt. Freude, Erwartung, Aufatmen in allen Gesichtern. Krach, — klirr — Pauke und Becken, und der jubelnde Trotz des Preußenmarsches braust über die Wiesen und Felder und bricht sich brandend in den Gehölzen zu beiden Wegseiten. Ein Schlag geht durchs Bataillon, blitzschnell von Kompagnie

zu Kompagnie. Lachen, Rufen, Gespräche, brennende Zigaretten, — links — links — links — der linke Fuß klappt im Paukenschlag auf den harten Boden, und statt des wirren, schläfrigen Durcheinandergetrappels von tausend müden Beinen durchdröhnt jetzt ein Schritt, ein Tritt kräftig und fest die abendliche Luft. Die 30 Kilometer verschwinden aus den Beinen. Die Stimmung ist gut, und das ist die Hauptsache. Was war's? Die Musik!

Der Soldat kennt diese belebende Wirkung der Musik wohl, und er wacht auf den Märschen eifrig darüber, daß auch die Kapelle ja nicht zu wenig spiele. Allerdings: sie spielt immer zu wenig. Auf die Musiker wird immer und überall geschimpft: „Faule Bande! Tut den ganzen Tag nichts und wenn sie mal spielen sollen, dann muß man ihnen das erst sechsmal in die Ohren schreien!"

Solche Äußerungen kann man dauernd hören.

Wenn die Musik, wie das an der Front ja meist der Fall war, aufgelöst und als Krankenträger, Fernsprecher und Melder verwendet wurde, dann half sich der Soldat selber, kaufte sich eben seine Musik und steckte sie in die Tasche. Das war die gesegnete Erfindung der Mundharmonika. Auf dem Marsch, im Ruhequartier, in allen Unterständen krähten ihre hellen Blechzungen und -kehlen. Billige Dinger und teure Geräte gespielt von Stümpern, deren Können mit zwei Stücken zu Ende ist, von Durchschnittsspielern bis hinauf zum feinberechnenden Meister des Zungenblechs, die eine Mundgewandtheit und einen Spielplan besitzen, daß man staunt.

Wenn man in irgendeiner Scheune in Bereitschaft lag und in der Erregung der erwarteten Kämpfe keinen Schlaf zu finden vermochte, dann zog wohl einer seine Harmonika aus der Tasche und blies ein schwermütiges

Volkslied, in das vereinzelte Stimmen einfielen, die traurig und todesahnend durch die Finsternis klangen. Der ferndröhnende Geschützlärm spielte die Begleitung dazu, und ich habe mich dann jedesmal gewundert, wie die Leute die trübe Stimmung solcher Vorkampfstunden noch durch die Schwermut solcher Lieder steigern mochten. Es liegt aber wohl in der deutschen Seele, die gern die Sehnsucht nach Leid, die dunklen Ahnungen auskostet bis auf die Neige.

„Mensch, spiel' was Lustigeres", sagt endlich eine tiefe Stimme aus dunkler Ecke.

Im Nu schrillt und tollt ein wahnsinniger Zirkusgalopp durch den weiten Raum, und alles hört sich den Lippenkankan voll Befriedigung und Staunen an. Immer wilder rutschen die Lippen auf dem Blech hin und her, immer gellender histeln die Töne, immer rasender wirbeln die Klänge. — Schweigen!

„Gut", sagt einer, „noch so einen."

Ein Walzer mit Gefühl wiegt sich in den Hüften. Einzelne Leute plaudern im Flüsterton miteinander, wahrscheinlich von ihrem letzten Tanz. Und plötzlich spielt der Mann mit der Mundharmonika das Lied vom Reservisten, der glücklich und bei seiner Liebsten ist. Alles singt mit, der Geschützdonner draußen wird lauter und mit einemmal schwillt er schlagartig zum tobenden Trommelfeuer an. Jähes Schweigen. Wenn das man nichts gibt, denkt jeder. Und da poltern hastige, schwere Tritte vor der Tür. Eine Faust dröhnt an den schweren Planken.

„Fertig machen! In einer halben Stunde steht die Kompagnie!"

„Was ist los?" brüllt einer.

„Alarm!"

Weg ist der Meldeläufer.

„Mensch, das hörst du doch. Hör doch, wie sie schießen.“

Die Stimme, die das sagt, ist voll Vorwurf. Wildes Rumoren im Duftern, Taschenlampenblitzen, Schimpfen. Einer nach dem andern stolpert fluchend hinaus, und draußen spielt der Harmonikamann seinen Zirkusgalopp wie irrsinnig in die näher und näher krachenden Granateneinschläge hinein, während sich die Kompagnie zum Antreten in der Nachtschwärze durcheinander drängt. Der Kompagnieführer aber freut sich, wie er den Galopp hört. Die Stimmung ist gut.

Der Harmonikaspieler ist ein gesuchter und überall beliebter Mann in der Kompagnie. Auf dem Marsch, wenn alles nur maschinenmäßig dahinschleicht, jodelt plötzlich mitten im Trupp die Harmonika los, und die Lage ist für einen Kilometer gerettet. Beim Eisenbahntransport, wenn alles friert und sich ödet auf den harten Bänken und bei den offenen Schiebetüren des Viehwagens, spielt er seinen ganzen Plan von A bis Z herunter und hilft über den elenden Klimbim hinweg. Die Mundharmonika ist entschieden das verbreitetste Musikgerät an der Front.

Bedeutend seltener hört man die Handharmonika. Sie ist größer und schwerer zu befördern. Aber manchmal habe ich doch in einer vorbeimarschierenden Abteilung einen Mann außer Tornister, Gewehr und Koppelzeug noch eine Handharmonika schleppen sehen, die ihm taktmäßig an einem Riemen vor der Brust hin und her tanzte und pendelte. Abends im Graben klagten ihre schwermutvoll-gedehnten Klänge aus irgendeinem Erdloch, vor dem ein Schwarm stummer und eifriger Zuhörer in Reihe gesetzt den schmalen Graben entlang kauerte. Heimatgespräche füllten die Pausen

aus. Plötzlich setzte der Gegner eine Reihe von Gewehrsalven in den Grabenwall, und wenn das nichts nützte, eine Lage Geschützfeuer dicht vor und hinter den Graben. Dann spritzte alles auseinander wie wild.

Ab und zu traf man ein andres Instrument. So war ich eines Tages, als ich in einem fremden Kompagnieabschnitt zu tun hatte, aufs äußerste überrascht: aus einem Unterstand zitterten fein und zerbrechlich die singenden Töne einer Zither, und ein Lied in württembergischer Mundart wurde voll sehnsüchtiger Schelmerei dazu gesungen. Der Sänger war Brettlkünstler und machte seine Sache sehr gut. Er hing an seiner Zither mit zäher Liebe und schleppte sie treu und bieder in einer Lederhülle fest auf den Tornister geschnürt schon das dritte Kriegsjahr mit sich herum. Sprang eine Saite, zog er den nötigen Ersatz sogleich aus der Tasche, und war sein Gerät verstimmt, so fand sich der Schlüssel pünktlich und rasch aus dem Tornister zur Stelle. Des Nachts versetzte er zuweilen den halben Kompagnieabschnitt in andächtiges Staunen, indem er unter leisem Anschlag dieser und jener Saite die Zither in hohen Bogen um seinen Kopf schwang und also das schönste Heimatglockengeläut zustande brachte.

„Genau wie zu Hause", sagten die Dörfler, und die Großstädter meinten beifällig: „wie im Variété", wobei sich denn der Unterschied von Stadt und Land nebenbei in einfachster Weise offenbarte.

Die berühmten Grammophone und Klaviere des Schützengrabens habe ich nie gesehen oder gehört, selbst nicht im Schtscharaabschnitt der Ostfront. Und wenn ein Klavier irgendwo an der Front denkbar war, dann war der Schtscharateil am Oginskykanal bombensicher der Teil, der den meisten Anspruch auf ein Klavier hatte.

Die oft photographierten selbständigen Kompagniekapellen aber mit ihrem hervorragendsten, berühmtesten Instrument, der Teufelsgeige, die habe ich oft getroffen. Sowie die Kompagnie etwas weiter zurück in Ruhe lag, tat sich der Instrumentalmusikverein zur schmunzelnden Freude der Kompagnie auf und gab seine höllischen Konzerte. Eine Mund-, eine Handharmonika, ein großer Eisenblechtopf als Pauke, einige leere Weinflaschen als Xylophon und dann die Krone, der Anziehungspunkt, die Attraktion und Seele des Ganzen: die Teufelsgeige. Ein übermannshoher, derber Knüppel mit locker befestigten Blechdeckeln als Becken und Schellen, einigen von der Spitze bis zu einem unten quergenagelten Brettchen gezogenen Telephondrähten als Baßsaiten und ein Handstock als Baßbogen — das war die Teufelsgeige, die taktmäßig auf den Boden gestampft und zwischendrein mit dem Handknüppel kräftigst bearbeitet wurde.

Die Harmonikas gellten und krähten, der Eisentopf knallte und krachte, die Flaschen klingelten und klirrten, und die Teufelsgeige sprang und stampfte auf ihrem einzigen Holzbein rasselnd, klirrend und klappernd in die Höhe und brummte und grunzte unentwegt mit allen vier Drahtsaiten auf einmal. Aber die Kerls verstanden ihre Sache, der Takt stimmte haarscharf, der Schwung war gut und echt und alles übrige — alles übrige war meist falsch und haarsträubend; aber es war Schuld der Instrumente und nicht derer, die sie handhabten. Aus Hunderten von Metern im Umkreis strömte alles, was zwei Beine hatte, zusammen, und flüchtete alles, was vier Beine oder zwei Beine und zwei Flügel hatte. Es war voll wie im Symphoniekonzert, und die Andacht war ebenso groß und ganz gewiß bedeutend echter. Walzer, Polka, Schieber, Two-steps wurden getanzt,

und die Kapelle war bei solchen Stücken stets umwogt von einem Haufen bärenhaft Tanzender in lehmigen Kommißstiefeln, die mit fast religiöser Inbrunst dabei waren und auch manchmal in einer derart unbekümmert-freien Weise tanzten, daß der Tanzordner sie — selbst in einem Bumslokal der deutschen Großstadt — unweigerlich an die frische Luft gesetzt hätte. Aber da man hier nicht in Deutschland und schon sowieso in freier Luft sich befand, ging das naturmäßige Treiben ruhig weiter. Warum nicht? Öffentliches Ärgernis nahm kein Mensch, und damit verbot sich jedes Einschreiten schon von selber.

Von allem aber, was singt und klingt, am häufigsten zu hören war draußen der Gesang. Rußlands Feldwege, Belgiens und Nordfrankreichs Chausseen sind vier Jahre lang unaufhörlich überbraust, überjubelt, überklagt worden von den unzähligen deutschen, alten und neuen Soldatenliedern, in denen die Stimme des Volkes in unbeholfenen Rhythmen und herzrührenden Worten seine gute und starke Seele offenbart, wie sonst nur in den Volksliedern. „Wie ein stolzer Adler" — „O Deutschland, hoch in Ehren" — „Ist alles dunkel" — „Es war einmal 'ne Müllerin" — „Musketier' sind lust'ge Brüder" — „Drei Lilien" — „Unser Hauptmann, der ist gut" — „Lippe-Detmold" — eine überreiche Fülle von Liedern, die dem „Hunnen" und „Barbaren" seltsam zu Gesichte stehen.

Der Engländer sang dagegen nur sein ödes „It is a long way to Tipperaray", ein Lied, das von Anfang bis Ende ein schwungloser Blödsinn ist. Französische Lieder sind mir nicht bekannt, aber ich habe mir sagen lassen, daß der Franzose auch hier seinen blindwütigen Haß und seine bis zur Narrheit gehende Grausamkeit nicht verleugnet. Wenigstens ist es ein starkes Stück, wenn das Gedicht einer fran-

zösischen Schützengrabenzeitung in seinem Kehrreim den Deutschen hohnvoll versichert: „Wir werden euere Frauen und Töchter besitzen.“

Wo haben unsre Soldaten nicht überall gesungen! Auf dem Marsch, beim Gewehrreinigen, im Unterstand, im Ruhequartier — überall, wo es der Dienst nicht von selber verbot. Wenn man, was nicht oft vorkam, einmal biwakieren mußte, dann war des abends das ganze Lager voll Gesang, unter jedem braunen oder graublauen Zelt klang es in die Dunkelheit, und selbst die Posten summten die Melodie mit. Die Einwohner blieben stehen und hörten sich das „Geheul der Hunnen“ ernst oder mit absichtlichem Grinsen an. Und einmal im Kriege ist im Anfangsrausch der Begeisterung von jungen Kriegsfreiwilligen, meistens Studenten, bei Langemarck auch im Angriff gesungen worden. Das wird ihnen unvergessen bleiben.

Die Freude des Heeres an Musik und Gesang ist eine echte Freude, keine gemachte, keine durch „Militarismus“ anbefohlene. Harmonika, Zither und Gesang haben gesungen und geklungen in allen Regimentern und Kompagnien, weil das deutsche Herz darnach verlangte. Einer begann leise zu singen, andre fielen ein, und am Ende sang die ganze Kompagnie. Es kam von selber, wie ein Volkslied von selber entsteht, und ein großer Teil der Lieder war voll Schwermut und Sehnsucht, voll Entsagung und Wehmut grade wie die deutsche Seele.

Alkohol Im Felde ist viel getrunken — wenn's mal ging, auch gesoffen worden. Das ist Tatsache. Man braucht das dem Frontsoldaten nicht übel zu nehmen; die Etappe hat öfter und mehr gekneipt. Wer ins Feld rückte

und Schnaps für ein ekelhaftes Gesöff des Teufels hielt, der hatte schon beim ersten Urlaub seine Ansicht geändert und trank seinen Schnaps nicht ungern. Wer bei 30 Grad Kälte im Graben zwei Stunden lang unbeweglich vor seiner Schießscharte Posten stehen mußte und dann aus seinem Trinkbecher die zuständige Tagesschnapsportion in Form eines mäßigen Schlucks zu sich nahm, der war dem Schnapsteufel dankbar und sprach künftighin von ihm nur als von dem Engel des Schnapses. Die Kälte hat die Meisten zum Schnaps bekehrt, natürlich nur zu geringeren Gaben, eben als Heilmittel gegen die Kälte. Daß der eine oder andre einen größeren Durst entwickelte und den Schnaps als Schnaps schätzte und trank, das ist ebenso selbstverständlich. Einen Riegel vor den Mißbrauch und Übergenuß schob dann die immer größer werdende Teuerkeit und Seltenheit jeder Art von Schnaps und Likör. Im allgemeinen wurde er stets mit Verstand genossen. Auf größeren Märschen nahm man sich vor seiner erschlaffenden Wirkung in acht, aber im Ruhequartier, wenn Kantine und Marketenderei kamen, war Schnaps aller Art eine der begehrtesten Waren, und am Abend verriet sich in Mund- und Handharmonikatönen, Gesang und Tanz, Gelächter und allerhand Scherzerei eine alkoholisch etwas erregte Stimmung, die sich aber stets in den nötigen Grenzen hielt und fast nie ausartete.

1914 und 1915 waren's Kognak, Rum, Arrak, Kümmel, Brandy und ähnliche bessere Sorten, von 1916 an mußten's fuselartigere Gebräue tun wie der berüchtigte Obstbranntwein „Oberost" irgendeiner östlichen Intendantur, der von feinfühligeren Naturen nur im Notfall und dann mit geschlossener Nase und möglichst geringer Beteiligung der Geschmackswarzen hinuntergegossen wurde. Aber er hatte

46 Prozent, und für manchen, der für Kräftiges schwärmte, war das die beste Empfehlung. Der an 96 Prozent gewöhnte russische Bauer schob solchen flauen Trank verächtlich beiseite, der lackierte Franzose machte ein Gesicht, als habe er auf ein Pfefferkorn gebissen und auf eine Kreuzotter getreten, und unsre Muschkoten spülten ihn mit gleichgültiger Befriedigung hinter die Feldbinde.

Der Verbrauch von Wein war ungleich höher und ging manchmal ins Phantastische. Wer Geld genug hatte, trank Wein, — die Marke war ganz gleichgültig. Es wurde genommen, was eben da war: rumänischer Rotwein, österreichischer Süßwein, französischer Bordeaux, deutscher Rhein- und Moselwein, spanischer Madeira und Malaga — Lösung: möglichst viel. Allerhand selige Feste sind in den Unterständen und Blockhäusern der Front gefeiert worden. Nur der Trinkfeind wird mit Steinen auf die „Säufer" werfen.

Wir müßten keine Deutschen sein, wenn nicht der Weinverbrauch klein gewesen wäre gegenüber den Unmassen von Bier, die deutsche Soldatenkehlen durchschäumt haben.

„Ein Faß Bier ist in der Kantine angekommen!"

Alarmschrei im dunklen Graben, Granateinschlag vorm Unterstand und dieser Ruf sind eins in der Wirkung, — dieser Ruf von dem Einzug des Fasses Bier, darauf die Kompagnie seit Wochen gewartet hat, — Musketier Meyer kann auf sein Speckpaket und auf seine Mathilde nicht aufgeregter warten. Das Faß Bier wird umdrängt von wimmelndem, rufendem, prostendem, trinkendem Feldgrau, Burschen mit Gläsern und Flaschen, mit Kochgeschirren und Feldflaschen stürzen herbei und gehen vorsichtig mit der Kostbarkeit. Rasche Stunden, und das Faß ist leer und

hohl. Die Kompagnie wartet wieder wochenlang auf das nächste.

Das Bataillon liegt in einem elenden Kaff, wo selbst Morgans Geldbeutel eine Sinnlosigkeit wäre. Mit einem Male kommt ein Soldat ins Dorf und erzählt unter andern schönen Dingen eine kleine Tatsache. Wilde Erregung! Alles rennt durcheinander, ruft in die Quartiere, sammelt sich zu kleinen Haufen und berät. Schließlich wird einer zum Kompagnieführer geschickt und läßt sich bei ihm anmelden. Der Leutnant hört sich die Bitte um Urlaub ins nächste Dorf an, und wie er den Grund hört, lacht er und gibt seine Einwilligung. Kaum ist der Mann aus dem Zimmer, ruft der Leutnant seinen Franz: „Im nächsten Dorf soll's Bier geben. Kochgeschirre her, falls es kein Flaschenbier ist, und dann im Schweinsgalopp hin. Sonst kriegen wir nischt." Und der Bursche haut ab.

Hastiger Biertrunk in schwitzendem Durchmarsch durch ein Dorf, tiefer Schnapszug im nächtlich verschneiten Horchloch, langausgekosteter Weinschluck mitten in nervenzerrendem Gefecht, — unvergeßbare Augenblicke, Lichtblitze durch dunkle Wolken schwerer Tage! Im kerzenerhellten, dämmrigen Unterstand hocken sie auf Tornistern, und einige Weinflaschen gehen von Hand und Mund zu Hand und Mund, — alles durcheinander, Bordeaux von Mosel fortgespült, übersüßt von Portwein. Aber es schmeckt in der Pause vierzehntägiger Grabenberennung, und es macht diese kurze Pause, diesen kargen Todesaufschub, Lebensvergönnung für manchen festlich und genießenswert. Der übertropfte schmierige Kerzenstummel wird zum saalerhellenden Kronleuchter; erdstarrender, wurzelgeflechtdurchzogener Unterstand zum Festsaal; bestaubter Tornister zum Lehnstuhl, geflickte, ausgeblichene Uniform zum Festkleid, Frack, Smoking, Gala-

uniform — mein Gott, — will's jemand auf sich zu nehmen wagen, und es verächtlich und unwürdig nennen, wenn gequälter Geist, gemarterte Nerven einmal emportaumeln aus wochenlang gebücktem, gedrücktem Hindämmern, einmal aufatmen, einmal nicht das Elend umher sehen, den Dreck nicht für Dreck nehmen, die Front, die Granaten, den alles Überragenden, stets Mahnenden, den Unerbittlichen, den Tod vergessen? Es ist nicht für lange, es ist nur für Minuten. Der nächste Alarmschrei zersetzt das Luftbild, und peitscht die nackte Wirklichkeit in alle Herzen und Hirne.

Und dann noch eins: morgen wird angegriffen. Ein jeder kennt die feindliche Stellung, kennt die Geschützstärke des Gegners und seine Zähigkeit. Am Abend zuvor goß mancher den Kaffee aus seiner Feldflasche und goß sie voll etwas, das braun war wie Kaffee oder klar wie Wasser. O, Kaffee ist gut für den Durst, gut für den Marsch. Aber morgen marschiere ich nicht viel, und morgen verbrennt mir ein andrer Durst den heißen Gaumen. Kaffee ist gut. Aber morgen nicht! Morgen peitscht, haut, zerrt, zerfeilt ein tausendfäustiges Etwas meine Nerven. Da müssen die Nerven, die jetzt aus eigner Kraft ein Frontjahr stark gewesen sind, stärker gemacht werden, stärker als das, was morgen wie Bergsturz und Springflut über sie herbricht. Und ich weiß bestimmt: wenn ich morgen in der Schlacht einen Liter Schnaps runterjage, dann werde ich nicht besoffen, dann klappe ich nicht zusammen, dann habe ich Ruhe in Auge und Zeigefinger beim Schießen, dann halte ich aus im Granatfeuer und dann schlage ich den Ansturm ab.

Schimpft nicht auf den Alkohol! Er hat manchen hochgehalten und durchgerissen und gezerrt durch Sperrfeuer und Maschinengewehrstrichfeuer und hat ihn hochgehalten in allen Schrecken der Abwehrschlachten von 1917/18.

Tabak Im Felde hat mancher das Rauchen gelernt, der eine Zigarette oder gar eine Pfeife im Frieden mit Gleichgültigkeit oder Abscheu betrachtet hat. Die Langweile der freien Zeit und das Beispiel der andern hat den meisten den Glimmstengel in den Mund gesteckt.

Man rühmt dem Tabak die doppelsinnige Fähigkeit der Anregung und Beruhigung nach. Beide Fähigkeiten besitzt er. Das hat man draußen oft genug erproben können. Ein öder Unterstand, Erde, Bretter, Stroh oder Holzwolle, Waffen, Tornister, Helme, Uniformen, — der Anblick preßt Seufzer entsagungsschwerer Verzweiflung ab. Blase ich den Rauch einer Zigarette in die Luft, dann ist es, als träumte ich blauen Nebel vor mich hin, in dem Gestalten, Bilder, Erinnerungen, Hoffnungen huschen und verhuschen. Die Erdwand mit ihren Wurzelfasern versinkt dahinter, die Gegenwart verschwindet darin. — In stundenlangem Geschützfeuer zwingt mich die Zigarre zur Ruhe, lenkt die Gedanken ab. Das kleine, braune Etwas in der Hand ist wie ein beruhigendes Zauberstäbchen, in dem Rauch wohnt etwas Verhüllendes, Auflösendes.

Und wenn mir der Tabak dies nicht sein kann, dann ist er mir wenigstens Beschäftigungsersatz, Unterhaltungsbehelf. Die Hand hat zu tun, der Atem geht nicht scheinbar zwecklos aus und ein, das Auge hat an den spielenden Rauchkringeln seine Freude, und Zunge und Kehle haben einen angenehm reizenden Geschmack. Das will schon viel heißen an der Front. Es ist das einzige Vergnügen, das ich jederzeit haben kann. Deswegen ist das Rauchen vielen im Felde zur Leidenschaft geworden, von der sie auch später im Frieden nur schwer oder gar nicht werden lassen können.

Der Grad, den diese Leidenschaft erreichen kann, offenbart sich bei langdauernden Kämpfen, großen Vormärschen,

Postsperren und Truppenverschiebungen, die den Postverkehr für mehre Tage aufheben und den Kantinenverkauf unmöglich machen. Dann hat kein Mann in der Kompagnie mehr eine Zigarette. Einer sieht den andern mißtrauisch oder verlangend an, wenn er bei ihm so etwas wie Tabak vermutet, und der Rauchwütige geht umher wie ein brüllender Löwe und ist imstande, jeden Fremdling mit der Forderung einer Zigarette anzufallen. Tabak! Das ist das Gebot der Stunde, die große Frage der Zeit. Geraucht wird alles: dürre Blätter, gefundene Stummel, und wer wohl Zigarettentabak, aber kein Zigarettenpapier hat, wickelt den Tabak in Zeitungspapier und raucht die Mischung. Es raucht und schmeckt nach Qualm. Wenn es plötzlich heißt: es soll in einem Dorf drei Kilometer weit ab etwas Rauchbares geben, dann finden sich sofort genug Leute, die sich Urlaub holen und trotz stolpernder Müdigkeit es über sich bringen, diese sechs Kilometer zu laufen in der fraglichen Aussicht auf vielleicht zehn Zigaretten, von denen fünf im Nu verschenkt und der Rest in vier Stunden verraucht ist. Leidenschaft!

Die Zigarre hat im Kriege viel von ihrem würdigen Ansehen verloren, die Zigarette beherrscht die Front, und die Pfeife wird mehr aus Bequemlichkeit als aus Leidenschaft geraucht. Zigarren sind schwieriger zu befördern, weil sie leicht zerbrechen, zerkrümeln oder sich abschälen und mehr Raum einnehmen als die Zigarette, die in ihrer Papierhülle und der festen Stopfung schon ein gutgesichertes Paket bildet.

Eine Zigarre ist teurer und braucht mindestens eine viermal so lange Rauchzeit als die Zigarette, wozu ich im Felde nicht immer Zeit habe. Zudem sagt der Geschmack nicht allen zu. Eine Zigarette aber ist das „Urbild des

Genusses". Der Geschmack ist leicht, anreizend, die schmale, weiße Form paßt sich der Hand an, und sie ist rasch geraucht. Wenn man der Zigarette über wird, dann ist sie schon geraucht. Sie ist die verkörperte Anregung, deren Wesen eben darin besteht, daß sie der Gegensatz der Erfüllung ist. Die Zigarette gibt kein Auskosten bis aufs Letzte, sie ist der Schaum auf dem Glase Sekt, in ihrer Art dasselbe wie Spargelspitzen und Konfekt, Gelächter und Traum, Lustspiel und Tänzerin. Die Zigarre ist Ernst, Brot, fester Schlaf und unzerreißbarer Arbeitsstoff. Darum ist sie auch gesünder als die Zigarette und gehört dem gereiften Mannesalter an.

Die Pfeife hält mit ihrem Heizkessel stundenlang vor, und man braucht sie nicht aus dem Munde zu nehmen, kann sich im Winter nebenbei noch die Hände an ihr aufwärmen. Das gibt ihr das Großväterliche, Derbe. Man kann sie sich am besten im bebarteten Munde eines alternden Bauern oder zu Schlafrock und Filzpantoffeln vorstellen. Fürs Feld aber ist sie sehr geeignet und in dieser Erkenntnis auch viel in Gebrauch.

Es wäre töricht, dem Tabak eine nebensächliche Bedeutung für das Heer beizulegen. Tabak ist heute eine Unentbehrlichkeit, wenn man will ein unentbehrlicher Genuß. Den Beweis dafür gibt die Heeresverwaltung, die dem Mann eine Tagesgabe von zwei Zigarren und zwei oder mehr Zigaretten als zuständig zuspricht.

Feldpost Ein Augenblick am Tage war uns an der Front immer ein Fest und heiß ersehnt: die Postverteilung. Die Essenholer brachten sie des Abends oder Nachts in der Tasche oder unter der Mütze mit, und die

ganze Kompagnie war nur ein Erwarten, nur eine Frage: „Ist was für mich dabei?"

In den Zeiten der großen, magenauspumpenden Kampftage waren es meist die Feldpostpäckchen, die am begehrtesten waren, d. h. solange es in der Heimat noch was gab. Wer da ein Päckchen in der Hand hielt, war glücklich und beneidet; wer nur Briefe bekam, machte ein enttäuschtes Gesicht und fing an, auf morgen zu hoffen, und wer nichts erhielt, der fluchte wohl oder zuckte mit kurzem Auflachen die Schultern und verdrückte sich rasch und still aus dem lauten Kreise. Es war jedesmal eine Festlaune, etwas Weihnachtliches, Bescherungshaftes um die Postverteilung.

Der Brief und das Päckchen, — das waren die einzigen greifbaren Dinge der engsten Heimat, das einzig-bürgerlich Persönliche, das einem in der unpersönlichen Eintönigkeit der Uniform und der kalten Gleichgültigkeit der Fremde blieb. Diese Oase sah man im schweren Dienst der Front den ganzen Tag lang vor sich schweben und winken, wie der Wüstenreiter das bunte Luftbild über dem Rande der Wüste hängen und zittern sieht. Und oft genug gab es eine gleich große Enttäuschung, über die man im Unterstand mit bleischwerem Schlaf sich hinweghalf, um sich nach dem Erwachen zu sagen: So, nun sind es drei Stunden weniger bis zur nächsten Post.

Im Unterstand untersuchte man unter den teilnehmenden Blicken der Kameraden den Inhalt des Päckchens: Butter, Zigaretten, Schokolade, Kuchen, etwas Kognak, Eier. Das war so das Gewöhnliche. Die Flasche machte die Runde, jeder bekam sein Stückchen Kuchen und seine Zigarette, und die allgemeine Teilnahme erlosch nach dieser Spende, weil jeder wußte, daß Butter, Eier und Schokolade zu heilige Dinge seien, um der gleichgültigen Menge mit-

geteilt zu werden. Diese Sachen wanderten in das Päckchen zurück oder in den Tornister, der nun noch mal so wenig ungern geschleppt wurde, — beileibe nicht noch mal so gern, denn gern wird kein Tornister getragen.

Dann kam die Hauptsache: der Brief! Damit verschwand man am besten, um ganz allein und ungestört zu sein, und war das nicht möglich, dann drückte man sich in eine Ecke, steckte für sich besonders eine Kerze an wie ein Licht auf dem Altar der Hausgötter, verschloß, verriegelte und verrammelte sich gegen jede Ablenkung und Störung von außen und nahm den Brief mit Augen, Ohren und allen Sinneswerkzeugen in voller Hingabe in sich auf, sog sich an ihm fest und verschwand in ihm wie in einem Haus. Die Umgebung und Gegenwart war erledigt und war nie dagewesen.

So haben wir oft in einem kleinen, knapp mannshohen Erdraum auf unsern Tornistern gehockt und nichts voneinander mehr gewußt: der eine saß zu Hause am lampenbeleuchteten Eßzimmertisch mit seinen Eltern und Geschwistern und hörte ihren besorgten Gesprächen über sein Ergehen zu; der andre hielt seine Frau auf dem Schoß oder strich seinem Kinde über die Haare und beruhigte sie, während er sich doch selber die bittersten Sorgen um ihr Wohlergehen in der umlagerten Heimat machte; der Dritte lächelte etwas, denn er war noch nicht verheiratet, er hatte nur eine Braut, und die war hübsch und jung, und durch die Sehnsucht und Sorge um ihn klang doch immer wieder die mutige, hoffende Liebe durch, und zwischen den schwarztintigen Zeilen blitzte es von roten Lippen, blonden Haaren und einer weißen Hand. Mit einem kleinen, halbunterdrückten Seufzer stand einer auf und ging wortlos zum Eingang hinaus, der andre folgte, und nur der dritte blieb

zurück, weil er allein war. Das dauerte so eine Weile, dann fanden sich die beiden andern wieder ein.

Jeder kramte in seinem Tornister. Und dann saßen sie wie vorhin über ein Stück Papier gebeugt, aber diesmal war es unbeschrieben, und jeder schrieb sich das Herz darauf aus, indes ab und zu von der erdigen Decke sich eine Krume löste und auf das Papier fiel und zerstäubte. Dann unterhielt man sich eine Viertelstunde von zu Hause, zeigte allerhand Bilder von den Angehörigen umher und versenkte sich vor dem Einschlafen in Heimatgedanken und -träumereien. —

Die Zeitungen gingen lärmender und weniger ans Herz greifend vorbei. Mit ihnen kam die Politik und warf ihre Wellen bis in die vorderste Linie. Besondere Dinge wie Reichstagszänkereien, Kriegszielerörterungen aller Regierungen, Heeresberichte besonderer Kämpfe, Lebensmittelpreise, -schiebungen und -knappheiten, Friedensaussichten wurden vorgelesen und, wenn die Front ruhig und sicher war, mit großem Lärm und Stimmenwirrwarr besprochen, wobei die Meinungen heftig und rückhaltlos aufeinanderplatzten und der Sturm im Glas Wasser ebenso rasch erregt war wie er sich legte und zu der ruhigen Glätte der Siegeshoffnung verebbte. Später freilich änderte sich das. Die Gegensätze verstummten nur in der Einsicht der Zwecklosigkeit weiteren Verhandelns und endeten in Stirnrunzeln und Achselzucken, in höhnischem Auflachen oder etwas gewaltsamer Selbstermunterung. Warf man dann noch einen raschen Blick in den Anzeigenteil des heimatlichen Blättchens, so blickten einem vertraute Geschäftsnamen und Titel entgegen, und man ging im Geiste durch die altbekannten Straßen und Plätze.

Bücher — Der gebildete Soldat, der sich rüstet, an die Front zu gehen, der bleibt außer vor Wasch-, Wäsche- und Kleiderschrank auch vor dem Bücherschrank oder vor der Auslage einer Buchhandlung stehen. Die Fülle der Bücher ist ungeheuer, die Literatur aller Völker und Zeiten bietet sich in deutscher Sprache an, jeder Geschmack, jedes tiefinnere Wesen kann sich das Gefallende heraussuchen. Die Uniform macht die Menschen gleich, und die noch ferne Front hämmert hier schon alle Ecken, Spitzen und Kanten des Charakters, alle Wesenseigenheiten ab, und das allen Gemeinsame, das Gleiche bleibt übrig, und so ist der Unterschied der Buchwahl nicht allzu verschieden. Gewisse Bücher werden von sehr vielen immer wieder in Tornister und Koffer nach vorn geschleppt.

Es ist vor allem ein Gefühl, das wieder und wieder die Wahl bestimmt: nur das mir Wertvollste darf mitgenommen werden. Vielerlei wirkt dahin: der Raum des Gepäcks ist so knapp, daß nur Unentbehrliches des Mitnehmens lohnt; die Last ist so schwer, daß nur das Notwendigste gern getragen wird; die freie Zeit da draußen ist so karg und kurz, daß sie nur zur Befriedigung zwingendster Bedürfnisse verwertet werden kann, wenn sie nicht als verschwendet erscheinen will; die Front ist so erfüllt von furchtbarem Ernst, daß vor ihr nur Bestes und Wertvollstes bestehen kann, ohne töricht zu erscheinen; und dann — die Stunden da vorn können leicht die letzten Stunden des Lebens sein, und diese Stunden, die vielleicht die letzten sind, die sollen nicht an Nichtigkeiten vergeudet werden.

Philosophische Werke, die größten Dichtungen der Literatur, grundlegende wissenschaftliche Bücher, — solche Bücher wird man in den meisten Tornistern gebildeter Frontsoldaten finden. Die Bibel, Homer, Goethes „Faust",

Nietzsches „Zarathustra“, Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“, Häckels „Welträtsel“, Rohrbachs „Deutscher Gedanke in der Welt“ und sein „Weltpolitisches Wanderbuch“, Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, ein Auswahlband deutscher Gedichte, ein Band Shakespearischer Dramen, Dickensscher Romane, Platonscher Weisheit, — das sind die Bücher der Front. Gibt sich die Gelegenheit, so kauft der oder jener vorne ein leichtes Buch, aber hat er's gelesen, so wirft er's fort. Das Buch aus der Heimat behält er und liest oft darin.

Macht sich in längeren Ruhepausen das Bedürfnis einer langweiligen Stunde nach einem Roman oder das Verlangen nach Abwechslung, nach einem bestimmten Buch geltend, dann geht man in eine der Büchereien, die manche Truppenteile selbst mit sich führen oder — ist es ein größerer Ort — man sieht sich in der Feldbuchhandlung um.

In den Kompagniebüchereien kann, wer mit Auswahl liest, stundenlang suchen, ohne etwas zu finden, und auch dem wahllos Lesenden kommt das, was ihm in diesen Sammlungen sich anbietet, meist etwas reichlich bedenklich vor. Den eisernen Bestand bildet ein Haufe abgegriffener Kürschnerhefte, Deckel an Deckel mit einnummrigen Reclamheften, eine Literatur, von der man im allgemeinen nicht grade behaupten kann, daß sie einerseits gut oder andrerseits spannend und anregend sei, zumal da die einnummrigen Reclamhefte, abgesehen von den Theaterstücken der Klassiker, die man da draußen nicht lesen mag, gewöhnlich uralte Kamellen wie Zschokkes Erzählungen oder die öden Novellen, Humoresken und Plaudereien völlig unbekannter und nicht sehr bedeutender Geister enthalten. In der Bücherei eines Rekrutendepots fand ich Scottsche Romane in ungekürzter Ausgabe und mit stockfleckigen Blättern. Scott in allen Ehren,

aber wenn man ihn schon im Frieden nicht liest, — im Felde rafft man sich ganz gewiß nicht dazu auf. Und wenn mir die Wahl zwischen Trommelfeuer und einem dreibändigen, englischen Frauenroman gestellt wird, dann nehme ich lieber das Trommelfeuer. Es läßt sich vielleicht überstehen. Dickleibige Reisebeschreibungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, Geschichten des Krieges von 1870/71 für die reifere Jugend, Tiecksche Novellen, Lebensbeschreibungen Kaiser Wilhelms II., Geschichte der deutschen Flotte, des deutschen Heeres, — alles in byzantinisch-kritikloser Lobhudelei geschrieben, — nein, das ist kein Gelese, weder für anspruchslose, noch für anspruchsvolle Leser. In seiner Verzweiflung nimmt man sich schließlich den einen oder anderen Band mit, aber einen reinen Genuß hat man davon nicht. Wie oft kann man draußen die Frage hören:

„Sag' mal, hast du nicht was anständiges zu lesen?"

Und die Antwort ist gewöhnlich:

„Ne! Du?"

Irgendeiner hat dann gewöhnlich ein paar abgegriffene, locker im Einband hängende Schmöker, und die gehen nun von Hand zu Hand. Falls der Besitzer sie wieder bekommt, sind es Bruchstücke, die mit Vorsicht und Handschuhen behandelt sein wollen. Über die Grabenwand und weg damit! Aber das Buch hat seinen Zweck so getreu und gründlich erfüllt, wie es eben nur im Kriege möglich ist: bis zum bitteren Ende. —

Was verlangt der gemeine Soldat draußen? Ein Buch, das spannend geschrieben und nicht sehr umfangreich ist, eine Liebesgeschichte, die etwas gefühlvoll und derb sein kann, einen Abenteuerroman, sozial gefärbte Gegenwartsgeschichten, aber keine geschichtlichen Erzählungen, keine frommen Bücher, keine Kriegsromane. Spannung ist die Hauptsache

und Kürze die Würze. Und weil er keine besseren Sachen bekommt, die ihm, wenn sie zu kaufen sind, zu teuer erscheinen, deswegen liest er jene fragwürdigen 20 = Pfennigromane, die zu großen Sammlungen vereinigt unter gemeinsamem Titel erscheinen: Krieg und Liebe, Mignon-Romane usw. Das ist jammervolles Zeug, aber es wird gekauft. Die Wiesbadener Volksbibliothek hat gegenüber diesen Büchern leider einen viel zu geringen Absatz und gleicht darin den Hesseschen und Hendelschen Sammlungen. Dem Soldaten erscheinen sie zu gebildet, und gegen alles Gebildete hat er eine unwillkürliche Abneigung. Er fürchtet wohl Zweck und Absicht dahinter und scheut den fremden, ihm unzugänglichen Geist. Das ist töricht, aber es ist so, und Zureden wie Belehrung ist zwecklos. —

Die Büchereien der Front haben allesamt das gemeinsame Merkzeichen der Wahllosigkeit. Bei der Art ihrer Entstehung ist das kein Wunder. Was aus freiwilligen Spenden und Schenkungen für die Soldaten zusammengekommen ist, das hat sich nie oder höchst selten nur durch gute Eigenschaft ausgezeichnet. Jeder gab das Buch hin, das er nicht brauchte und demnächst wahrscheinlich doch weggeworfen hätte. Mit Büchergeschenken pflegt man in Deutschland überhaupt leichtsinnig umzugehen, selbst Bekannten gegenüber. Lieber läßt man sich vom Buchhändler einen Ladenhüter aufschwatzen, als daß man selber wählt und auf persönlichen Geschmack Rücksicht nimmt.

Wer draußen einen besonderen Wunsch sich erfüllen und in besserer Auswahl suchen wollte, der war auf Feldbuchhandlungen angewiesen. Allerdings fand er sie nicht im Bereich der Front und im Operationsgebiet nur selten, aber wenn man in Ruhe kam, konnte man ja das Glück haben

und in die Etappe gelegt werden. In diesem Paradiese gab es ja alles.

Ich habe mir viele Feldbuchhandlungen angesehen, deren Auswahl zum Teil sehr gut war, zum überwiegenden Teil aber Bücher enthielt, die für den Soldaten so ungeeignet wie möglich waren. Die Hauptrolle spielten regelmäßig die Ullsteinbücher: Kriegsromane und Kriegsabenteuerbücher. Für den gemeinen Soldaten sind das ganz lesenswerte Sachen, die Übertreibungen und Falschheiten der Kriegsromane haben harmlose Heiterkeit erregt, Spannung war auch da, und als Unterhaltungsbücher waren sie nicht die schlechtesten. Die Fischersche Romanbibliothek war ebenso begehrt und gekauft, und das gleiche läßt sich von der Bibliothek der Weltliteratur desselben Verlages sagen.

Neben diesen Büchern befanden sich regelmäßig Romane, die besser in der Heimat geblieben wären. Borngräbers, Wolffs und Müllers Verlagsanstalten waren da glänzend vertreten. Heinrich Manns „Jagd nach Liebe", „Schlaraffenland", „Professor Unrat", seine drei Romane der Herzogin von Assy, Borngräbers Ausgaben von Werken der galanten Zeit mit den netten Bildern von Bayros, H. H. Evers Novellensammlungen, die Sammelreihe „Der jüngste Tag", Flauberts „November", — man mag über diese Sachen denken, wie man will, aber in den Händen von Frontsoldaten wirken sie denn doch ganz erstaunlich ungewohnt. Ich werde nie den rührenden Anblick vergessen, den mir ein etwa 38 jähriger, oller, ehrlicher Familienvater, ein pommerscher Bauer, machte, der auf einem Schützenauftritt des Grabens saß und mit behaglichem Schmunzeln Manns „Jagd nach Liebe" las.

„Schöne Stellen sind hier in dem Buch!" meinte er und klopfte vergnügt auf den Deckel.

Als ich ihn fragte, ob er das Buch denn Wort für Wort lese, antwortete er:

„Ne, ne! Das andre nicht. Is mir zu hoch, versteh' das nicht."

Er las eben bloß „das andre". Dieser Roman endete im Bogenflug über den Grabenwall und mit der hinterhergeschleuderten Verwünschung: „Nu hab' ich beinah acht Mark für das Zeug bezahlt."

Ein solcher Mißgriff ist aber bei unseren Leuten eine große Seltenheit gewesen. Den kulturgeschichtlichen Wert des Dekamerone taste ich nicht an, aber es gehört nicht in den Schützengraben. Unterröcke gehören ebensowenig in den Graben wie Halbschuhe, Nachtgeschirre und Smokings, ebensowenig wie der Kommißstiefel und Stahlhelm ins Gesellschaftszimmer. Das sind bedauerliche Mißgriffe, die sich hier allerdings leicht mit dem Zauberwort „Geschäft" erklären lassen, das mit der Länge des Krieges auch mehr und mehr in den Feldbuchhandlungen maßgebend wurde. Militärische Einschränkungen dieses Unfugs waren nur selten und bei manchen Armeen zu merken, wie z. B. bei der Armee Böhn, die die Ausgaben des Borngräberschen Verlags in ihrem Bereich verbot.

Feste Die religiösen Feste des Jahres sind durch die mit ihnen jahrhundertelang verbundenen Volksbräuche auf dem Wege der Wandlung zu Volks- und Familienfesten. Deswegen hängt die deutsche Seele so treu und innig an diesen Festen, vor allem an Weihnachten, Ostern und Pfingsten.

An der Front waren diese drei Tage immer stille Gedenktage der Heimat und der Angehörigen. Die scheue

deutsche Seele zog zaghaft den Schleier fort von ihren heimlichen Tiefen.

„In acht Tagen ist Weihnachten", sagt einer in vergnügter Unterstandsgesellschaft. Der Harmonikaspieler, der sein Gerät zum Mund führt, hält inne und sieht den Sprecher bestürzt, fast erschrocken an.

„Richtig! In acht Tagen ist Weihnachten!"

Eine allgemeine, nachdenkliche Stille macht alle Augen groß und sehnsüchtig. Jeder fühlt den Gegensatz, der zwischen dem hier und der Heimat klafft. —

In der Heimat hat man sich vielfach ganz falsche Vorstellungen von der Weihnachtsfeier der Front gemacht und durch verallgemeinerte Feldpostbriefe und irreführende Berichterstattungen ungefähr den Eindruck einer durch brennende Weihnachtsbäume hell erleuchteten Front gehabt.

Große Teile der Front haben aus begreiflichen Gründen auf den Weihnachtsbaum verzichten müssen. Wo das glimmende Feuer einer Zigarette lebensgefährlich werden kann, wäre es Wahnsinn, die Kerzen eines Tannenbaums anzuzünden. Dort hat man sich mit Liebesgaben, Flüstergesprächen über Heimat und Frieden und der inneren Feier schweigender Erinnerungen begnügen müssen. War doch zu erwarten, daß der Gegner, vor allem der Franzose, auf die deutsche Seele rechnen und im Vertrauen auf Unachtsamkeit und Träumerei gerade in den Weihnachtstagen überraschende Angriffe versuchen würde. So ist es denn auch gekommen; allerdings war die Rechnung eine Fehlrechnung und der Angriff ein Fehlgriff.

In den Unterständen der ruhigen Abschnitte haben dann wohl überall Weihnachtsbäume gebrannt, wenn sie auch oft genug erstaunlich winzig gewesen sein mögen. Große Vorbereitungen waren unmöglich, zumal da manch Regiment am

heiligen Abend seinen Stellungswechsel vornehmen mußte. Da hieb man sich unterwegs seinen kleinen Baum oder holte ihn im letzten Augenblick noch aus irgendeinem rückliegenden Waldstück. Viel Schmuck hat nicht an den Bäumchen gehängt, viele Lichter haben nicht an ihnen gebrannt, keine weiße Decke lag über dem Tisch, keine wertvollen Geschenke umgaben den Baum. Schmucklos, mit wenigen Kerzen stand er in die Erde gegraben in dem niedrigen Erdloch, und die Leute lagen um ihn herum, qualmten eine Zigarre, eine Pfeife Tabak, lasen bei dem matten Glanz ihre Weihnachtsbriefe, kramten in den erhaltenen Päckchen und schrieben Briefe nach Hause. Einige plauderten leise in einer dunklen Ecke. Plötzlich erhob sich einer, schnallte um, setzte den Helm auf, nahm sein Gewehr und ging hinaus, um den Posten abzulösen, daß der nicht seine zwei Stunden im Dunkeln zu frieren brauchte und auch etwas von dem geringen Lichterglanz haben sollte. Alles war einfach und schlicht, aufrichtig empfunden, ohne die geringste Rührseligkeit.

In den Ruhestellungen wurde das Weihnachtsfest so festlich, als es nur anging, gefeiert, nicht von einzelnen, sondern von der Kompagnie aus. Es gab einen großen, geschmückten, lichterglänzenden Baum, einen regelrechten Bescherungstisch mit Liebesgaben, eine Predigt mit dem Evangelientext und eine Ansprache. Auch das Essen wurde nach Möglichkeit reichlicher und reichhaltiger gestaltet, die Kantine suchte sich durch größere Auswahl hervorzutun, und so verlief alles so gut, als es unter den gegenwärtigen Umständen angehen wollte.

Ostern und Pfingsten wurzeln nicht so tief in den Herzen des Volkes, die Gebräuche dieser Feste sind nicht so einheitlich und weitverbreitet, und zudem sind sie mehr eine Kinderfreude als eine Volksfeier für Erwachsene. Des-

wegen gingen sie von der Allgemeinheit des Heeres weniger beachtet vorüber, und nur der einzelne mochte in diesen Tagen in sich selbst ein Verlangen nach Festlichkeit haben.

Spiele Das verbreitetste Zerstreuungsmittel der Front sind die Spielkarten. Sie lassen sich bequem in der Tasche tragen und können ein halbes Dutzend Menschen auf einmal unterhalten. Die Unterhaltungsmöglichkeit des Gespräches ist nicht groß, und die Rede dreht sich bei den geringen geistigen Neigungen und Teilnahmen der Leute meist um ein und dieselben, schon hundertmal besprochenen Dinge wie Frieden, Urlaub, Vorgesetzte, Dienst, Verpflegung und Mißstände, einer kennt den anderen, und man hat sich schließlich nichts mehr zu sagen. Die wenigen Bücher sind bald gelesen. So greift man zu den Karten, bei denen man keine Worte nötig hat. Aber die stumpfen, geschlagenen Nerven wollen angeregt, gekitzelt sein. Deswegen wird nur um Geld gespielt, wobei die Höhe des Einsatzes mit der Länge des Krieges zunahm. Geld spielte eine immer geringere Rolle, an der Front war es noch wertloser, da man es nicht in Waren umsetzen konnte. Gegen Kriegsende hörte man oft das verächtliche Wort: „Ach, — Geld! Geld hat jeder heut'."

Die beliebtesten Spiele waren Skat, Mauscheln, Sechsundsechzig, Doppelkopf. Spiele wie Whist, Tarock, Tausend waren unbeliebt und blieben ungespielt. Die Spielleidenschaft nahm manchmal geradezu komische Formen an. Ich habe es hin und wieder beobachtet, daß vier unentwegte Mauschelbrüder während einer viertelstündigen Marschpause im Staub des Chausseegrabens die von Dreck starrenden Karten zogen, um aneinander Rache für gestern zu nehmen, und drei von ihnen unter Leistung des Offenbarungseides

munter weiter und ins Gefecht marschierten, während der Kriegsgewinnler, der bisher in seiner Armut glücklich und zufrieden gewesen war, mürrisch und verdrießlich wurde, weil er hier mit seinem Reichtum nichts anfangen konnte.

Karten gespielt wird an der Front überall: im Unterstand, in der Bereitschaftsstellung, im Ruhequartier, in der Gefechtspause. Ist eine Kantine in erreichbarer Nähe, so ist es Ehrenpflicht des Gewinners, seinen Verdienst in Form einer „Lage" möglichst alkoholischer Getränke zweckmäßig und erwünscht anzulegen. Das Kartenspiel ersetzt jedes Friedensvergnügen vom Spaziergang an bis zu Konzert und Theater, es ist die einzige beliebte Unterhaltung, die es da draußen gibt. Darum greift der Vergnügungsbedürftige immer wieder zu diesem für die meisten erträglichen Ersatzmittel. —

Andere Spiele wie Halma, Domino finden sich in der Stellung überhaupt nicht, und in den Ruhequartieren werden sie nur in vereinzelten Ausnahmen gespielt. Diese Spiele unterhalten nur zwei, und sie sind dem an derbere, aufregendere Kost gewöhnten und danach verlangenden Mann viel zu langweilig. Schach wird in den Ruhequartieren oft gespielt, vor allem von Gebildeten, denen es den Ernst und den Reichtum eines tiefergehenden Gespräches ersetzt, zu dem man sich im Felde so selten aufraffen kann.

Humor An der Front wie im Leben des Friedens ist keine Lage so verzweifelt, daß der Humor mit einem Witz nicht doch sich hervorwagte. Als meine Kompagnie bei den schweren Rückzugsgefechten des Sommers 1918 aus der Bereitschaftsstellung in die vorderste Linie befohlen wurde und wir eine Wegsenke, die für uns unumgehbar war,

unter dem Qualm und Rauch des Sperrfeuers liegen sahen, da meinte ein Mann zu mir: „Das ist ja fein, daß wir da durchmüssen, Herr Leutnant! Da fliegen wir wenigstens gradewegs nach oben in den Himmel und sparen noch die Begräbniskosten."

Das Wesen des Humors liegt in der Erlösung, die er auf dem Wege der Gegensätzlichkeit, der Unlogik bewirkt. Darum ist er an der Front so unentbehrlich und ein humorvoller Mensch in der Kompagnie nicht mit Gold aufzuwiegen. Er bringt den Leuten Erlösung, Befreiung, Vergessen; er rettet die Stimmung und bringt mit einem Wort mehr zuwege als ein ernster Mann mit stundenlanger Belehrung. Die Wage der Seelen, die da draußen oft mit einer schwerbelasteten Schale und selten nur im Gleichgewicht schwebt, erfährt durch den Humor eine gleich schwere Belastung der hochschwebenden Schale, und mit raschen Schwankungen stellt sie sich auf das Gleichgewicht ein. Die Unerträglichkeit nervenquälender Minuten ist behoben.

Da ist kein Humor zu derb, kein Witz zu stark, kein Scherz zu gepfeffert, wenn er nur im Lachen Erlösung bringt. Der Possenreißer und Witzbold der Kompagnie ist ständig umgeben von einem lachenden Kameradenschwarm, und wenn er einmal schweigt, sucht man ihn durch Neckworte aufzumuntern und anzustacheln. Pladautzhumor des „dummen August", trockener Witz, bissige Ironie — es ist alles willkommen. Das Gesicht des Witzboldes, der Ton seiner Stimme, die Art seiner Bewegungen spielen eine große Rolle. Den starken Eindrücken des furchtbaren Ernstes der Front wollen starke Eindrücke eines rücksichtslosen, grimmigen Humors gegenübergestellt werden. Der Witz muß deutlich sein und laut, um den Lärm der Geschütze überdröhnen zu können.

Unsere Leute haben Humor. Immer wieder habe ich über ihre außerordentliche Fähigkeit gestaunt, witzige, treffsichere Schlagworte zu finden und eine Sache durch einen derben, aber den Kern treffenden Vergleich zu kennzeichnen. Die Bezeichnung eines übermäßig strengen, humorlosen Vorgesetzten mit dem seltsamen Spitznamen „Leutnant Blindgänger" und die prachtvoll überraschende, allerdings saugrobe Begründung „das Aas krepiert nicht", — das ist eine Probe dieses durch die Hast und Rücksichtslosigkeit des Krieges aufs Höchste getiebenen Humors.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, eine Auslese von Witzen zusammenzustellen. Man kann sie andernorts reichlich finden. Der „Simplizissimus" und „Die Jugend" haben oft genug vom Humor der Front erzählt, und man braucht ihre Geschichten durchaus nicht für übertrieben oder frei erfunden zu halten. Am schärfsten ausgeprägt erscheint der Humor des Feldes in der Soldatensprache, die Gemeingut des Heeres und eine gesprochene Sprache ist. Sie wird dadurch noch wertvoller, daß sie von einer fast dichterischen Beobachtungsgabe und von einer Fähigkeit zur Wortneuschöpfung zeugt, die dem Verdeutscher Wege weisen und dem Sprachgelehrten nicht gleichgültig bleiben kann. In dem zwar sehr reichhaltigen, aber doch noch unvollständigen „feldgrauen Büchmann" Hochstetters finden sich genug, überall im Heere gangbare Beispiele des deutschen Soldatenhumors.

Vergleiche

Front, Etappe, Heimat „Ich komme von der Front“, „ich war dauernd an der Front“, „ich bin zweimal nun verwundet worden“ — hinter solchen Worten unserer Frontsoldaten steckt keine Prahlerei, keine heimliche Aufforderung zur Bewunderung, sondern nur die Absicht, die Bitte, ihn nicht mit einem Soldaten der Etappe oder Heimat zu verwechseln, oder vielfach auch — und ein hastiger Blick über die abgetragene, geflickte Uniform verrät es — eine leise Entschuldigung für die Fadenscheinigkeit des äußeren Menschen.

Je länger der Krieg währt, desto weniger gern geht einer an die Front. Wenn man die von Monat zu Monat gesteigertere Geschütztätigkeit, die immer mehr sich erhöhende Furchtbarkeit der Angriffs- und Abwehrmaßnahmen, die größer und größer werdende Gewaltherrschaft des Stofflichen gegenüber dem Geistigen in den Kriegsmitteln, den Triumphzug der Maschine und die daraus entspringende stets schwerer erträglich werdende Marter der Seele des Frontsoldaten, — wenn man dies alles mit dem Auge des Überlebenden sieht, so ist solche Abneigung kein Wunder.

Aber wer draußen war oder noch ist, der will um keinen Preis für einen erachtet werden, der so Furchtbares nicht erlebt und erlitten hätte. Gerechtigkeit und richtige Bewertung eigenen Erlebens bergen sich hinter dem Wort: „Ich bin einer von der Front.“

Dies Bewußtsein soll keiner mir schmälern. Diese Unsumme von Lebensgefahr, Körper- und Seelenschmerzen, Hunger, Kälte, Durst, Entbehrung, Sehnsucht, Stumpfsinn, wildem Humor, Kampfgrimm, Todesangst, Schlaflosigkeit, Übermüdung, endlosen Märschen, Vereinsamung unter Millionen, — das zittert alles mit, wenn der Musketier und Offizier sagt: „Ich komme von der Front."

Die Front! — Das Operationsgebiet! — Dann kommt eine Weile gar nichts. Und dann kommt die Etappe!! Die Etappe liegt weit, weit hinter der Front, und da gibt es „noch allerhand". Allerhand an Bequemlichkeiten, Lebensmitteln, Vergnügungen, Ruhe — an Lebensgenuß schimmert und lockt in dem Wörtchen „Etappe". Ein paar Tage Urlaub in die Etappe und dazu ein Haufen Geld, das ist eine Art Luftspiegelbild der Wüste für den Frontsoldaten. Und wer es einmal erreicht hat, der erzählt noch nach Jahren davon und ist nun erst recht voll ehrlichen und gerechten Stolzes auf sein Frontsoldatentum. „Wir da vorn!" Der Schimmer des Ernstes im Auge dessen, der's sagen kann, ist groß und heilig. Mit seinem ganzen Leben bürgt er dafür.

„Die da hinten — die Etappenhengste."

Nie wird dieses Wort ohne den Unterton der Verächtlichkeit gesprochen, ohne den Nebensinn der Geringschätzung. Beide haben ein feines Spürgefühl für den Wert des andern: der Frontsoldat sieht seine Not und des andern geregelte Lebenssicherheit, und eine Art Grimm packt ihn; der Etappensoldat sieht heimlich dasselbe und ihn faßt der Trotz. Und um nicht zu sehr gegen den Frontkameraden abzufallen, bringt er seine kleine Mühsal und seine winzige Gefahr eifrig ans Tageslicht.

„Den ganzen Tag ist man auf den Beinen, die halbe Nacht durch muß man hocken und warten. Dann will der

was und dann der; sein gut Stück Verantwortung hat man wahrhaftig. Euch beackern sie mit Geschützen — natürlich ist das wohl schlimmer —; aber denk mal — jede dritte Nacht kommen bei uns ganze feindliche Fliegergeschwader und schmeißen Bomben. Dann kann man 'raus aus 'm Bett und 'rin in den Keller, und da sitzt man denn manchmal die halbe Nacht, und die andere hat man wachen müssen. Da geht man bei kaputt. Wir stehen schließlich auch dauernd mit einem Bein im Grabe. Ja, ja!"

Er vergißt und will vergessen, daß Bombenabwurf durch Flieger schon zahlenmäßig keinen Vergleich mit Geschützfeuer aushalten kann, daß die Treffsicherheit einer Fliegerbombe ziemlich fragwürdig ist und daß — der Kern des Unterschiedes — er nicht nur das Recht, nein auch die wunderschöne, sehr willkommene Pflicht hat, sofort in Deckung zu gehen, die überall reichlich vorhanden und — ein anderer erwünschter Vorteil — fast immer völlig bombensicher ist. Vollkommenes Befolgen des Selbsterhaltungstriebes ist dem Etappensoldaten Recht und liebe Pflicht, dem Frontsoldaten heißt es Feigheit vorm Feinde und wird mit Zuchthaus bestraft.

Gewiß unterschätzt der Frontsoldat die Tätigkeit des Etappensoldaten, unterläßt meist die höchst vernünftige Überlegung der Bedeutung von Etappen für die Front, aber im Kern der Sache hat er vollkommen recht: hier Not und Tod — dort eine gewisse Bequemlichkeit und fast gänzliche Lebenssicherheit. Er denkt ja auch nur an den Unterschied der äußeren Lebensverhältnisse, und das eben ist das Entscheidende. Nebenher geht, und daran hängt der ganze Kleinigkeits- und Flitterkram, dessen ungeheuere Wichtigkeit im Kriegsdasein des Soldaten, in dem alles nur auf äußeren Lebensumständen ruht, aber nie zu vergessen ist:

der Etappensoldat des Proviantamts oder Bekleidungsdepots oder Fuhrparks oder der Etappen-Inspektion oder Materialienstelle oder des Gefangenenlagers oder der Kantinen und noch viel anderer „oder“ legt sich abends in sein zweistöckiges Bett, oft auch in sein Federbett; ißt regelmäßig seine warmen und kalten Mahlzeiten; hat manch liebes Mal sein kleines französisches oder russisches Mädchen am Arm; trinkt sein Glas Bier; raucht jederzeit seine Zigarre, Zigarette oder Pfeife Tabak; wohnt in einem regelrechten Hause; erhält regelmäßig Post; friert, hungert und durstet fast nie und kann sich jederzeit waschen und kämmen.

Greift die Tätigkeit des Etappensoldaten zuweilen in den Betrieb des Operationsgebietes über, wie bei Kraftwagen-, Fuhrpark- und Munitionskolonnen, dann freilich ist auch ihm, namentlich bei großen Kampfhandlungen, reichliche Gelegenheit geboten, ganz frontmäßige Erfahrungen zu sammeln. Die bösartigste aller Feuerarten, Maschinengewehrfeuer, allerdings bleibt ihm auch dann vorenthalten, ebenso wie der Artillerist, sei er Fuß- oder Feldartillerist, nie oder höchst selten in die hinterlistig zupackenden Arme und Krallen dieses vor Gier keuchenden Maschinentodes gerät. Die Front im schärfsten und unbarmherzigsten Sinn, der vorderste Graben, die Postenlöcher und die Felder, Wiesen, Hügel und Wälder der Sturmangriffe und Nachhutgefechte, — diese allereigentlichste Front ist das Reich allein des Fußsoldaten und in seinen aufs höchste gesteigerten Gefahren nur ihm bekannt, nur ihm: dem Fußsoldaten, dem wahren Helden des Weltkrieges. —

Granaten- und Mineneinschläge des Sperrfeuers! Eine Mauer von Staub, Erdbrocken, Rasenstücken, Sprengstoffqualm, giftigen Gasen lastet und treibt dort schwer und unheilvoll: undurchsichtig, undurchdringlich, unübersteigbar.

Dahinter, weit, unerreichbar, unausdenkbar weit liegt eine fremde, unwahrscheinliche Welt, ein gelobtes Wunderland, ein sagenhaftes Indien der Sehnsucht, ein Märchen, ein Paradies. Weit, weit, irgendwo soll sie liegen, — sie — die Heimat. Irgendwo in der endlosen Welt liegt das Zauberland Deutschland, irgendwo darinnen wohnen Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Braut, Frau und Kind, und alle Hoffnungen und Wünsche, die in einer Märchenzeit, im längst verflogenen Frieden, uns Herz und Kopf bewegt haben.

Seufzend oder ingrimmig verjagt man die bunten Vögel der Sehnsucht nach der Heimat, wenn sie einem in Stunden oder Minuten der Ruhe gar zu wild den Kopf umschwirren und mit den Flügelspitzen das Herz streifen, daß es schmerzt und wehe tut.

Den Etappensoldaten verachtet man, schätzt ihn gering da draußen oder beneidet ihn vielleicht auch heimlich ein bißchen. An den Zivilisten oder Soldaten der Heimat wagt man sich mit solchen Gedanken weit weniger heran. Er ist zu alt oder gebrechlich, krank oder sonst was, jedenfalls hat er seinen Teil zu schleppen. Man kommt kaum zu solchen Gedanken: der Duft, der das Wort „Heimat" umwittert, ist für ein deutsches Herz zu stark und berauschend, als daß er Mißgerüche aufkommen ließe. Ab und zu nur flucht man über die Reklamierten, die Unentwegten, die Heimkrieger oder wie man sie sonst nennen mag. Ihrer aber denkt man nicht, gedenkt man der Heimat. Gesprochen wird nicht allzuviel von ihr. Jeder fürchtet sich heimlich, dieses Tor zu öffnen.

„Deutschland!", sagt plötzlich einer, wenn die Quartiere gar zu schlecht, der Wegeschlamm gar zu tief, die Anstrengungen gar zu hart sind.

„Deutschland! Mein Gott: zu Hause!" Und schon ist

er stumm, und man tappt stumm weiter wie ein Schwarm Verbannter vor der verzaubernden Tür.

Die längere Dauer des Krieges brachte immer größere Lebensmittelknappheit und immer höhere Preise.

„Lieber in der Etape als zu Hause. In der Etappe kriegst du doch wenigstens noch was zu essen", murrt einer. Gleicher Art sprechen andere. Plötzlich sagt jemand nachdenklich, halb für sich:

„Lieber doch noch hungern und in der Heimat als satt zu essen und in der Etappe."

Die andern schweigen und überlegen die Sache. Und die Heimat siegt doch! Hunger regiert die Welt. Wenn aber einmal der knurrende Magen vor dem schreienden Herzen schweigt, dann brennt sich solch Augenblick ins Gedächtnis. Soweit habe ich die Sehnsucht zur Heimat unter meinen Kameraden, welchen Standes sie auch gewesen sein mögen, wandern und sich verlaufen gesehen, daß zuweilen der und jener in vollem Ernst sagte:

„Die Franzosen haben's doch gut: sie kämpfen in ihrer Heimat und sind immer in Frankreich. Bloß wir nicht."

Eine vernünftige Auseinandersetzung brachte den gefühlvollen Querkopf bald zu Verstande. Aber der heimliche Verrat solcher Worte und halben Wünsche an seinem Innern offenbarte nur Rührendes und Liebenswertes. Macht oder auch nur Einfluß auf Grundansichten oder Handlungen hat dergleichen natürlich nur höchst selten gewonnen.

Front und Etappe, — zwischen ihnen klafft der Abgrund, der zwischen Tat und Wort klafft. Front und Heimat, — zwischen ihnen wölbt sich der Regenbogen der Sehnsucht, der alles überbrückt und deswegen nur Gedanken, keine lauten Worte verträgt. —

Mitten im Wirrwarr und Getöse der Schlacht durch-

rüttelt einen plötzlich jener in der ersten Sekunde durch die stete Todeserwartung fast unerträgliche, körperliche und seelische Hieb und Schlag: die Verwundung. Dann geht alles andere rasch und ungreifbar wie ein Film vorbei: Verbindung, Rücktransport, Autos, Wagen. Da steht der erste Zug. Man muß Bänke und Polster betrachten, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen und sie lächelnd zu genießen. Die erste Nacht im weißbezogenen Bett ist unvergeßlich und eine Lebenserinnerung.

Und dann der erste deutsche Eisenbahnort mit den ersten deutschen Zivilisten, und vor allem Mädchen und Frauen! Da sind sie leibhaftig! Die Mädchenstimmen tönen süßer als Musik und sind weicher als Frühlingswinde; ihre Gestalten in den hellen Kleidern sind ganz unglaubhaft, fast zerbrechlich zierlich; ihre Füße in weißen Strümpfen und Schuhen erscheinen nach dem ewigen Anblick von unzähligen, schmutzigen Kommißstiefeln wie die leuchtenden Füße schwebender Engel; ihre Gesichter sind rein und weiß, strahlend weiß wie frischer Schnee, und allesamt sind sie zum Verlieben hübsch und zum Heiraten entzückend. Der ganze Wortkram abgegriffener Bonbonlyrik, aller billige Wortflitter und Bildertand des Dilettantentums gewinnt Leben, Seele und Geist, Poesie und Wirklichkeit bei diesem ersten Anblick ganz landesüblich aussehender, anständig angezogener, junger Kleinstadtmädchen.

Die ersten deutschen Häuser, Ladenschilder, Bauern, Felder und Brücken wirken in ihrer Art gleichermaßen. Ungläubig sieht man dem Schauspiel fast stundenlang zu. Die Heimat drückt einen ans Herz, daß einem der Atem vergehen will. So packt der Gegensatz des Außergewöhnlichen, Furchtbaren und des Alltäglichen, Harmlosen. In solchem Seelenzustande durchfuhr man 1914 und 1915 wohl auch

noch 1916 als Verwundeter zum ersten Male nach Monaten wieder Deutschland.

1917 und 1918 war alles anders. Der Krieg war sozusagen in einen stillschweigend erduldeten Dauerzustand übergegangen, der für keinen mehr etwas Unerhörtes hatte; der Gedanke an die Front, an die unaufhörliche Unsicherheit des Lebens lag immer noch wie ein Druck auf jedem Gedanken und Wunsch, aber wie ein selbstverständlich gewordener, etwas verdummender Druck. Der Krieg war eben nicht mehr Ausnahme, er war Gewohnheit. Ewig kann niemand im Rausch der Gefühle leben. Viele waren drei-, viermal verwundet und in der Heimat gewesen, fast jeder hatte zwei-, dreimal seinen Heimaturlaub gehabt, und die Fahrt in die Heimat hatte das Wunder der Offenbarung verloren.

„Es dauert nicht lange, dann bist du wieder vorne und drin im Feuer", dachte jeder. Dafür gab es andere seelische Erlebnisse.

Im Hochsommer 1918 kam ich mit mehreren Kameraden verwundet von Chateau-Thierry in einen deutschen Kurort. Am Abend aßen wir im Speisesaal unseres eleganten und für Zivil sehr teueren Gasthauses. Wir suchten im Betrachten der Umgebung den Genuß des krassen Gegensatzes zur Front so recht bis zum Boden auszukosten und ihn zu genießen wie ein Weinkenner seine Lieblingsmarke. Plötzlich machen wir große, riesengroße Augen. Da sitzt ein Mensch am Nebentisch, der sich anscheinend im Lokal ganz scheußlich geirrt hat. Rohes, gedankenleeres Gesicht, ohne jeden Beweis geistiger Regsamkeit; plumpe Riesenfäuste, die kräftig zugepackt haben. Und wie der Kunde gekleidet geht: teurer Stoff, guter Schnitt, elegante

Stiefel! Wie blödsinnig er aber darin aussieht, und wie schlecht ihm das Zeug bloß sitzt!

Herrgottsa—! Jetzt steckt er das breite, scharfe, glänzende Messer in die immer dazu gehörige breite, harte, schnappende Schnauze. Das macht er wie ein alter Taschenspieler, und dann sieht er sich um, als wenn er sagen will: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei, meine Herrschaften!“ Der Blick fordert geradezu Beifall. Was wird er jetzt anstellen? Er öffnet den Mund, er hebt die Hand — Pause, atemlose Spannung! Sekundenlanges Zungenrollen! Aha! Zielsicher fahren die stumpfen Fingerspitzen in das Gebiß, das aussieht, als wär's aus Kupfer, — so edelrostartig. Und er reißt und zerrt Fleischfetzen erbarmungslos aus der dunklen Enge der Zähne ins grausam helle Tageslicht. Ein Zungenschnalzen. Erledigt! Die Spannung ist gelöst, und der Rückschlag ist hüben und drüben eine gewisse Schlappheit.

Zwei gleichartige Herren und drei ebensolche Damen gesellen sich zu ihm. Laute, rücksichtslose Begrüßung, forschende Blicke durchs Lokal ob des gemachten Eindrucks, schallendes Gelächter — Triumph des durch Glück gemachten Emporkömmlings. Drei Flaschen Sekt und drei Flaschen Burgunder werden ohne Sinn und Verstand geschluckt, geschlürft und gegurgelt. Der Sekt macht Schaum, kitzelt die Zunge und ist schön süß, der Burgunder ist das alles drei nicht, aber er zieht Kehle und Gaumen ganz angenehm zusammen; vor allem ist die Sache teuer, also gut. Und damit gut! Die Flasche Sekt kostet 22 und die Pulle Burgunder 15 Mark. Täglicher Gasthauspreis 20 Mark.

An einem anderen Tisch desselben Gasthofs sitzt ein junger Mensch von vielleicht 24 Jahren. Bis auf das ausdrucklos-hübsche Gesicht und die Jugend ist er in Kleidung und Benehmen von gleichem Schlage wie die andern

Wundertiere. Neben ihm sitzt eine vollendete junge Dame: hübsch, zierlich, elegant, feines, kluges Gesicht, gute Bewegungen, taktvoll-nachlässiges Benehmen, gedämpfte Sprache. Der Gegensatz beider ist sehr wirkungsvoll.

Seine Gesellschaft ist ihr ersichtlich peinlich, und von Zeit zu Zeit dämpft sie mit der zauberhaften Überredung ihrer schönen, blauen Augen seine lärmende Sprache, sein hartes Gelächter und vielleicht auch den aufdringlichen Inhalt seiner Worte. Manchmal zittern ihre schmalen Nasenflügel und pressen sich die roten Lippen. Der hohe Schwung ihrer Augenbrauen zuckt nervös. Beobachtete ich dergleichen an ihr während einer Unterhaltung mit mir, so würf' ich die Flinte ins Korn und wäre mir meiner gänzlichen Überflüssigkeit bewußt. Er merkt nichts, vielleicht weil er zu toll verliebt ist. Dieses Theater dauert etwa eine halbe Stunde.

Da erscheint, vielleicht mit wohlüberlegter Verspätung, eine ältere Dame, eine wirkliche Dame. Der junge Mann begrüßt sie mit übertriebener und linkischer Höflichkeit. Je höflicher, je mehr Höflichkeit, desto besser, denkt er.

Die ältere und jüngere Dame begrüßen sich flüchtig: Mutter und Tochter. Die Mutter spricht wenig, das besorgt alles der Tischgenosse. Die Tochter wirft zuweilen einen hastigen Seitenblick auf die Umsitzenden, voll Unruhe, und die Mutter sitzt mit orakelhafter Miene wie eine Sphinx daneben. Was geht hier vor, was spinnt sich hier an? Schön ist das alles nicht, das kann kein Mensch behaupten. Krieg!

Als wir endlich allein und ohne Zuhörer waren, machten wir uns eine Stunde lang Luft, Luft, Gewitterluft, denn dieser Gegensatz zwischen da draußen und hier drinnen war größer und unerwarteter, als wir geahnt hatten. Es waren die ersten Kriegsgewinnler, die uns in den Weg stolperten.

Am nächsten Vormittage gingen wir mit geteilten Gefühlen froher Erwartung und banger Befürchtung in den Kurpark zum Frühkonzert. Eine buntfarbige, tausendfüßige Menge, Plaudern, Lachen, Musik, Blickewerfen, Kokettieren, schwebende, tanzende Sonnenschirme, Kindergekreisch aus laubversteckten Spielplätzen, Offiziere, braune, blonde, schwarze Frauenhaare in allen Schatten und Tönungen, wehende Seidenschleier, schmale Füße, hochhackige Schuhe, das alles umschlossen von hochstämmigen Buchen, Platanen, Linden und dichtem Gebüsch, durchschnitten von bunten, regelmäßigen Blumenteppichen auf kurzgeschorenem Rasenuntergrund, überwölbt, überstiegen von Liegehallen, Brunnennischen, Säulengängen, überflutet von einer einzigen Sonnenlichtwelle, getragen, gehoben, getränkt von Lebenslust, Fröhlichkeit, Sorglosigkeit und in einem einzigen Auf- und Niederschwung auf der weichen, wiegenden Schaukel der Unbekümmernis und Sicherheit.

Du lieber Gott! Wir blieben am Eisengitter des Eingangs stehen und suchten zunächst diesen Jahrmarkt des Lebens zu überwinden. Dann gingen wir fast verlegen und mißtrauisch auf den Strudel los, der uns schneller und schneller in seine schwingenden Kreise zog, mitriß, umherwirbelte und plötzlich aufsog.

Nach einer Stunde saßen wir am Rande des summenden Trichters in angenehm umarmenden Korbsesseln der Liegehalle.

Irgendwo, weit, undenkbar weit liegt eine fremde, kaum mögliche Welt, ein verhextes Land, ein verwunschenes Reich. Weit, weit, irgendwo soll sie heulen und toben und rasen und dröhnen und Ströme von Blut vergießen — sie — die Front. Irgendwo in der grenzenlosen Welt liegt das Wüstenland Nordfrankreich, irgendwo darinnen kämpfen,

hungern, frieren, dursten, bluten Söhne, Brüder, Männer von denen, die hier in der Drehschaukel des Vergnügens herumfliegen. Von denen, die hier —? Das wollen wir lieber nicht annehmen.

Hier vergißt man den Krieg und glaubt nicht mehr an ihn. Nur des abends im Hotelzimmer fällt einem die Wirklichkeit ein. Erhebend sind die Gedanken nicht, die einen in den Schlaf begleiten, — erhebend nicht.

Ich verstehe das Wort eines meiner Kameraden:

„Man erscheint sich fremd im eigenen Lande. Das beste ist, man geht wieder 'raus."

„'raus", das heißt: nach vorn, an die Front.

Dieses Bild ist gewiß eine Ausnahme, und die Bäder sind sicherlich die einzigen Brennpunkte solcher Auswüchse, aber den Verwundeten, der nach monatelangem Frontleben zum erstenmal im Kriege mitten hinein in diesen Wirbel gerät, den macht er zuerst wirr und verrückt im Kopf und hinterläßt ihm dann einen ingrimmigen, finsteren Taumel von wirren Gedanken und unheiligen Wünschen. Uns jedenfalls traf dies alles wie ein Hieb, und an der Front wird diese Erinnerung keine von denen sein, die einem Halt und Richtung geben.

Die Heimat hat gegenüber ihren Söhnen und Beschützern eine große und heilige Pflicht: die der Unterstützung. Unterstützung mit allen Arten von Kriegsmitteln und Unterstützung der Seelen, Geister und Herzen der Millionen Soldaten, die in der Heimat wurzeln und heimlich auf jedes Wort der Heimat lauschen und jede Bewegung der Heimat durstenden Auges belauern. Mit Kriegsmitteln ist die Front jederzeit opferwillig und ausreichend unterstützt, aber die sittliche Hilfe der Heimat hat hier und dort, im politischen Gesamtdasein, wie im persönlichen Einzelleben zuweilen

an der Front bittere Enttäuschung und versteckten Zorn erregt. Erfahrungen der eben geschilderten Art gehören dahin. Sie sind vielleicht unvermeidlich, aber sie sind nicht schön. Indessen man lernt an der Front größer und höher denken, und wenn solch Erleben auch bitter ist, verbittern wird es die Freude an der Heimat uns doch nicht.

Front und Garnison An der Front sehnt man sich wohl nach der Heimat, aber nicht nach der Garnison, und in der Garnison ist man froh, wenn man zum Kasernentor hinaus in der Richtung nach dem Bahnhof marschiert, um nach der Front verladen zu werden. Die Gründe sind einfach: an der Front ist man freier, der Kommißton ist verschwunden und der Dienst beschränkt; in der Garnison herrscht Friedensdienst, Gamaschenton und eine Dienstfülle, die einem nur abends ein paar freie Stunden läßt, nachdem sie einen tagsüber müde gemacht hat. Es ist klar, daß dieser Unterschied bestehen muß, denn die Garnison hat auch im Kriege noch den Zweck der Vorbereitung auf den Ernst des Krieges und überdies noch die Nebenaufgabe, die im freieren Vorgesetzten- und Untergebenenverhältnis der Front, in den auflösenden Wirkungen der Gefechte und im Lazarettbetrieb gelockerte Manneszucht wieder zu festigen. Für den Untergebenen, der meistenteils seine zwei bis vier Soldatenjahre hinter sich hat, ist es eine ebenso unangenehme wie verhaßte Sache, sich nun nach Front und Lazarett mit einem Male wieder Straffheit, Wortlosigkeit, Gehorsam in den Leib exerzieren zu lassen und mit jungen, unerfahrenen Rekruten auf einer Stufe zu stehen. Der Frontsoldat empfindet das als eine unverdiente Strafe, sogar als eine Entwürdigung und Beleidigung seines Kämpfertums.

„Was! Ich, der ich zwei Jahre draußen im Dreck gelegen habe", heißt es. „Ich, der ich verwundet bin, der was hinter sich hat, ich soll mich hier schuhriegeln und behandeln lassen wie die Rekruten, wie die jungen Bengels hier!"

Der Mann hat in einer Weise nicht so unrecht. Aber es entgeht ihm natürlich vollkommen, daß in solcher Denkart und Äußerung beginnende Zuchtlosigkeit und Auflehnung liegt, die im Hinblick auf die Allgemeinheit nicht sein darf. Er muß wieder mal Strammheit in die Knochen und Gehorsam ins Gehirn bekommen. Und eben das will ihm nicht in den Kopf.

Der Mann der Front ist den blutigen Ernst gewöhnt und damit die sonnenklare Einsicht in die unumgängliche Notwendigkeit all seines Tuns, aller Befehle und aller Unternehmungen. In der Garnison vermißt er überall den Ernst und sieht überall nur ein Spiel, das durch die Gebärde tiefinneren Ernstes zur lächerlichen Spielerei wird. Der Gegensatz wirkt. Und es empört ihn, daß er solchen Kram, der obendrein noch lästig und anstrengend ist, mitmachen muß. Der Garnisonbetrieb erscheint dem Frontsoldaten zwecklos, und so kommt er sich auch selber hier vor: zwecklos.

Das ist teils Überlegungs- und teils Gefühlssache. Die Überlegung ist unrichtig, und das Gefühl ist überempfindsam, aber beides läßt sich sehr gut verstehen. In dieser scheinbaren Zwecklosigkeit liegt eine immer stärker werdende Langeweile, die endlich so in Widerwillen und Haß gegen den öden, strengen Kommißbetrieb umschlägt, daß der Mann froh ist, wenn er wieder ins Feld kommt. Da kann ihm allerhand Menschliches zustoßen, aber man ist dort viel ungebundener, und dort kann es eben unmöglich anders

sein, als es ist, dort muß es so sein, wie es ist, und dort weiß man wenigstens, warum und wozu man da ist und handelt. Die Front hat Hand und Fuß, Kopf und Rumpf, aber die Garnison nicht. An der Front schießt man scharf, in der Garnison mit Platzpatronen. — Dies sind häufiger, als man denkt, die allgemeinen Gründe zu jenen freiwilligen Meldungen ins Feld. Wie man sieht, sind sie ganz vernünftiger und verständlicher Natur.

Es ist wahr: im Kriege ist die Leistung maßgebend und nicht das gute Aussehen. Es kommt nicht auf das Wie an, sondern auf das Was, nicht auf die Art und Ausführung, sondern einzig und allein auf den Erfolg. Das gesamte Feldheer, wie es geht und steht, in die Garnison versetzt, würde bis auf den letzten Mann wegen Achtungsverletzung, unvorschriftsmäßigen Äußern, schlappen Exerzierens und wegen mangelhaft gereinigter Waffen ohne weiteres angeschnauzt und mit Arrest bestraft werden. Ich frage jeden Soldaten, was wohl mit einem Mann geschähe, der des Morgens zum Antreten mit schiefsitzender Mütze, Wickelgamaschen und ungewichsten Schnürschuhen käme. Das allein genügte schon für drei Tage! An der Front kommen täglich Tausende von Soldaten so zum Dienst, und kein Vorgesetzter schnauzt sie an. Es sind tüchtige Soldaten, die besten der Welt! Das genügt! Das Äußere kommt im Felde an dritter Stelle. Deswegen ist es eine Torheit und ein Zeichen für die Frontuntauglichkeit eines Vorgesetzten, wenn er den Kommißbetrieb der Garnison an der Front durchführen will und ihn beibehält. Er erzielt damit nur eine schlechte Stimmung, weiter nichts. —

Nur der ist vorn ein guter Soldat und wohlangesehen, der im Gefecht mutig und gefährlichen Lagen nicht allein

gewachsen, sondern ihnen überlegen ist. Die Garnison schätzt den Mann mit dem guten Griff, dem strammen Exerziermarsch, der scharfen Kehrtwendung und den „tadellos in Schuß“ gehaltenen Sachen am höchsten. Das ist der trennendste Unterschied zwischen Front und Garnison. Hier Kampfsoldat, — dort Exerzierer; Krieger, Kämpfer hier und dort Exerzierer und Soldat.

Sittlichkeit in Front und Etappe Über die Sittlichkeit in Front und Etappe ist, soviel ich beobachten konnte, wenig oder gar nichts öffentlich gesagt worden. Auch persönlich wird nicht viel danach geforscht, vielleicht aus Furcht vor ungeahnten Enthüllungen oder im Bewußtsein, es werde schon toll genug dort hergehen. — Nun, wie man's nimmt. Maßgebend allein ist die sittliche Warte, auf die zu stellen man sich im Hinblick auf die eigene Lebensführung auserwählt und berechtigt glaubt. Verständnis und eine gewisse Großzügigkeit muß man schon mitbringen, andererseits wird der Heimlichkeitsschnüffler enttäuscht sein.

Moral ist Privatsache bis zu der Grenze, jenseits der sie beginnt, der Allgemeinheit schädlich zu werden. Mag bis dorthin ein jeder nach seiner Art selig oder unselig werden. In Dingen der Sittlichkeit persönlicher Lebensführung ist das Achselzucken das schärfste Aburteil, zu dem ich mich für mein Teil verstehe. Daß sich im übrigen das Moralische immer von selbst versteht, — das versteht sich von selbst! Nicht aber von anderen und ihrem Urteil.

Es könnte sich fragen, wie hier der Begriff „Sittlichkeit“ zu fassen ist. Ich glaube, man muß ihn in jenem einfachen, unverfeinerten Sinne nehmen, den er für die unterschiedslose, große Masse besitzt, für die er hier ja auch geltend gemacht

wird, für das Volk. Er ist daher ganz allgemein und grob zu fassen, in der Forderung seines Grundsatzes anzuwenden, damit er auf all und jeden unterschiedslos verwertbar ist und beispielsweise nicht der Handarbeiter durch das Vergrößerungsglas der Sittlichkeitsforderung des Kopfarbeiters betrachtet und benachteiligt werde. Dann wäre unter „Sittlichkeit" das Folgende zu verstehen: eine möglichst weitgehende Keuschheit des Unverheirateten, die höchstens der Not gehorchend gebrochen wird, und eine vollkommene Keuschheit des Verheirateten.

Die möglichst weitgehende Keuschheit des Unverheirateten möchte ich stark bezweifeln. Wo sie vorhanden ist, wird sie weit mehr auf Zeit- und Gelegenheitsmangel beruhen, als auf dem eigenen Verdienst mit strenger Entsagung durchgeführter sittlicher Überzeugungen und Grundsätze.

Und die Verheirateten? Eine Zahlenwissenschaft gibt es darüber wohl kaum, aber ich würde den Jüngeren unter ihnen mit erheblichem Mißtrauen begegnen, wenn sie jede Außerehelichkeit ableugneten. Einmal habe ich den schwurartigen Versicherungen eines 25 jährigen Ehemannes Glauben geschenkt, und fünf Tage später hat er mich mit einem einwandfreien Tripper beschämt und meine Erklärung des Begriffs „Idealismus" um die Auslegung „Gutgläubigkeit" und „Narrheit" erweitert. — Unter den Älteren gibt es viele mit abgekühltem Blut und großväterlich-erinnerungssüchtigem Lächeln über derlei Anfechtungen, und ich glaube ihnen, ohne sie zu bewundern. Aber manch einen gesetzten Mann und Familienkönig sah ich des Abends jünglingshaft den Paradiesen der Etappenstädte zuwandern. Nicht nur die großen Geister erleben eine zweite Pubertät.

Die Sittlichkeit der Front läßt selbst für den peinlichen Beobachter wohl kaum etwas zu verlangen übrig. Es geht

dort nach den strengen Geboten einer verzichtenden Sittlichkeit zu. Hier versteht sich Moral wirklich von selbst. Sieht man genauer zu, so müßte das Urteil vielleicht lauten: die Front ist weder sittlich noch unsittlich, sie ist neutral und gleichgültig. — Zwei Einflüsse wirken zu diesem Ende.

Die großen und kleinen Lasten, die das Leben vor dem Feind einem jeden aufbürdet, lassen triebhafte Gefühle und Gedanken gar nicht erst keimen und hochkommen. Dazu fehlt schon die nötige Zeit und Ruhe. „Dumme Gedanken" gibt es draußen nicht. Versuchungen der Phantasie und des Begehrens fehlen.

Die Heeresverwaltung hat mit dem Beginn der Stellungskriege alle Örtlichkeiten kilometerweit hinter der Front von Zivilpersonen räumen lassen, und so fehlt mit der Frau auch jeder Anreiz zu zärtlichen Menschlichkeiten.

Der Bewegungskrieg und Vormarsch aber, die den Soldaten oft mit Zivilisten jeden Alters und Geschlechts in Berührung bringen, sitzen dem Menschen mit eiserner Faust im Nacken und verlangen den ganzen Mann, den letzten Rest von Willenskraft und Körperleistung. Da zieht man eine Stunde Schlaf, einen Kochgeschirrdeckel voll Nudelsuppe, einen Trinkbecher voll Kaffeewasser, ein reines Hemd der bezaubterndsten Schönheit vor und läuft jeder Feldküche und keiner Frau nach.

Sittlichkeit! Sie verlangt, wie jede Tugend, die Feuerprobe ihres Wertes. Die heißt: Versuchung, überwundene Versuchung.

Drum lobe nie als Sittlichkeit
Den Mangel der Gelegenheit.

Der Stellungskrieg mit seiner Frauenlosigkeit ist aber voll dieses Mangels der Gelegenheit. — Große, bewußte

Sittlichkeit kann niemand von der Millionenmasse des Feldheeres, von seinen wirr zusammengewürfelten Ständen, Berufen und Bildungsgraden fordern; es ist vollauf genug, wenn dieses Heer die unbewußte Sittlichkeit der Gleichgültigkeit hat, die beruht auf dem ertötenden Druck seelischer und körperlicher Last, Gelegenheitsmangel und dem Unterscheidungsgefühl für gut und schlecht, das jedem innerlich anständigen Kulturmenschen angeboren ist.

Andrerseits habe man einmal den Mut, die Rückseite solcher Zustände unbefangen und rücksichtslos zu betrachten: ein Millionenheer steht an der Front; ein großer Teil dieses Heeres sieht für mehr als sechs Monate weder die Heimat noch die Etappe und erblickt eine Frau nur in der Phantasie. Diese Frauenlosigkeit des kräftigsten Teiles eines 70-Millionenvolkes ist unbedingt ein unnatürlicher Zustand und kann gar nicht folgenlos bleiben. Über seinen gesundheitlichen Schaden läßt sich streiten, aber seelisch haben jedenfalls viele darunter leiden müssen, und manchen habe ich über körperliche Belästigungen klagen hören. Hier wird einer der stärksten Naturtriebe monatelang unberücksichtigt gelassen.

In der Stellung empfindet man diesen Mangel wenig, aber in den Ruhequartieren bricht bei manchem der unterjochte Trieb gewaltsam sich Bahn, ohne daß man deshalb Sittlichkeitsverbrechen anzunehmen brauchte. Die Zivilbevölkerung weiß das, und Familien mit Töchtern sehen jeder Einquartierung mit geheimem Bangen entgegen und halten die Mädchen von der Straße fern, während die Soldaten nach dem Dienst die Straßen entlang schlendern und die vorschriftsmäßig ausgehängten Zettel mustern, die Namens- und Altersangabe der Hausbewohner enthalten. Wo es lohnend erscheint, wird ein Besuch gemacht, und oft ergänzen sich die Wünsche gegenseitig: Der Bürger begehrt

nach Brot und Tabak, und der Soldat verlangt nach Liebe, ein Auge wird zugedrückt und das andere übersieht vieles.

Die geradenwegs von der Front kommenden Urlauber aber habe ich in der Eisenbahn zuweilen ihre Meinung über den Enthaltsamkeitszwang der Front in einer Weise äußern hören, daß mir das Wort „Geschlechtsheißhunger" nicht als übertrieben erscheint.

Die Etappe ist viel verhöhnt und viel verletzt worden von der Front. Wie steht es mit ihrer Sittlichkeit? — Ruhe, Zeit und Gelegenheit sind dort mehr oder weniger überall vorhanden, namentlich in den größeren Städten, und doch besteht zwischen dem Osten und Westen ein Unterschied der Lebensführung, der im Wesen der Landeseinwohner begründet liegt.

Das russische, polnische und jüdische Mädchen des Ostens ist zwar leicht munter und gesprächig zu machen, und begegnet dem Deutschen oft unbefangen und ohne Scheu, aber es ist bedeutend weniger willfährig als die Nordfranzösin oder gar die Belgierin. Ungeachtet des südlich heißeren Blutes, trotz der raschen Bereitwilligkeit zu Bekanntschaften und entgegen dem unbefangen-freien Inhalt und Ton ihres Gesprächs ist namentlich die russische Jüdin von einer stummen Entschiedenheit im Vorbeugen jeder persönlich-vertraulichen Annäherung, von einer Zähigkeit im Abweisen aller Bewerbungen um allerhand Freiheiten, kurz von solcher innerlichen Anständigkeit, daß wir mehr als einmal Hochachtung vor ihrer sittlichen Festigkeit inmitten so nötigender Umstände, wie sie der Krieg mit sich bringt, empfunden haben. Es kam vor, daß die Mutter die Tochter bis nachts um ein Uhr mit einem jungen Mann, selbst der entferntesten Bekanntschaft, spazieren gehen, oder sie bis tief in die Nacht allein mit ihm in einem Zimmer, oder sogar allein im Hause

ließ, weil sie wußte, keine Ungehörigkeit würde die Formen der landesüblichen Gesellschaftlichkeit durchbrechen. Es war selbstverständlich: Vertrauen gegen Vertrauen.

Diese Freiheitlichkeit des Verkehrs hat manchen deutschen Soldaten, dem sie ungewohnt sein mußte, anfangs zu sehr geringschätzigen Ansichten und oft auch zu Torheiten veranlaßt.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der reinrussischen Landbevölkerung. Nur ein Teil der russischen Bildung macht eine unrühmliche Ausnahme. Unter den Gymnasiastinnen habe ich einige kennen gelernt, die erfahrener und dreister als eine Dirne waren und im bescheidenen Alter von fünfzehn Jahren standen.

Auf dem Lande und in den kleineren Städten mußte die durchschnittlich hohe Sittlichkeit fördernd auf die Sittlichkeit der Soldaten wirken, woran allerdings wohl auch noch die landesübliche, oft erschreckend weitgehende Unsauberkeit und Schlamperei der Mädchen und Frauen ihren guten Anteil haben mochte. Dafür war es um die Moral in den größeren Städten um so lockerer bestellt. Dort machte eine erstaunlich große Zahl öffentlicher und geheimer Weiber die Straßen unsicher und wirkten bei dem anfänglichen Mangel geregelter ärztlicher und polizeilicher Überwachung derart schädigend, daß sich unsere Heeresverwaltung ins Mittel legte, öffentliche Häuser unter deutscher Aufsicht errichteten und einem sonst unausbleiblichen, größeren Unheil beizeiten vorbeugte. — Diese Bordells waren meist immer gut und lohnend besucht, wenn man auf sie allein angewiesen war. In dem zu Brest-Litowsk herrschte im Winter 1916 wochentags ein Leben wie im Bienenkorb oder wie bei der Platzmusik Sonntags im deutschen Kleinstädtchen, und ich habe mir erzählen lassen, daß es eine nicht zu unterschätzende

Zahl von Stammgästen dort gebe. Allerdings war Brest-Litowsk von der Zivilbevölkerung völlig geräumt. Das mag zur Erklärung und Entschuldigung dienen.

Kam eine Kompagnie in ein Dorf und blieb sie längere Zeit dort, so fand der und jener allmählich immer den Anschluß, der ihm nötig schien, wenn er die Mühe wochenlanger Bewerbung nicht scheute und nicht allzu wählerisch war. Da ist manch ein Familienvater, der im Frieden und in der Heimat seine Frau gewiß nicht hintergangen hätte, in aller Harmlosigkeit mit einer Russin zum Sünder geworden, ohne sich des vollendeten Ehebruchs eigentlich bewußt geworden zu sein.

Einmal erlaubte ich mir, einem dieser ahnungslosen Verbrecher Vorwürfe über seine unverfrorene Schändlichkeit zu machen und ihn auf die gesetzlichen Folgen seiner Ausschweifung hinzuweisen. Er starrte mich eine Weile erstaunt an und meinte dann:

„Mein Gott! Das ist doch hier Feindesland. Hier ist die Sache doch anders. Nie im Leben werde ich das meiner Frau sagen, und sie erfährt's auch nie. Gericht und Ehescheidung — wer wird denn gleich an so was denken."

Er trug einen runden, angegrauten Vollbart, hatte eine Frau und zwei Kinder daheim und sah aus wie der Bruder der Treuherzigkeit. Im übrigen war er ein sehr zuverlässiger Mann, der seine Frau zärtlich liebte.

Ein anderer dieser Ehebrecher gab mir die empörte Antwort: „Das geht dich einen Dreck an."

Ein dritter erwiderte mir kurz, trocken und gut: „Dann sollen sie mir alle drei Monate Urlaub geben."

Allerdings! Da sitzt der Haken! Manch einem mag die Ehe innerlich oder äußerlich in die Brüche gegangen sein,

weil der Zeitraum von Wiedersehen zu Wiedersehen so lang war.

Ab und an geht solch ein Etappenverhältnis über die Grenzen des Verhältnisses hinaus. — Ein Mann meiner Kompagnie, der aus der Etappe zur Front gekommen war, besuchte bei jedem Urlaub seine russische Freundin und opferte ihr unter anderem 24 Stunden der kostbaren Urlaubszeit. Das Reizvolle war, daß er kein Wort Russisch und sie nur zehn bis zwölf deutsche Wörter verstand. Aber wozu reden! Handeln! Und er wandte ihr alles zu, was er an Liebefähigkeit besaß.

Die russischen Großstädte bergen dergleichen Geschichtchen eine weit größere Zahl, obwohl die Bestimmungen und Beaufsichtigungen der Heeresverwaltung einzuschränken sich mühen und auch Wandel geschaffen haben. Die schamlose Frechheit, mit der sich gleich nach der Besetzung in Städten wie Warschau, Wilna, Grodno das Dirnentum aller Art in idealem Wettbewerb mit Kuppelei durch Greise und Knaben breit machte und den Ankömmling schon am Bahnhof überfiel, ist verschwunden. Jeder mag zusehen, wo er bleibt und wo er etwas findet. Und es geht auch so. Trotz der mangelnden Sprach- und Ortskenntnis.

Und Frankreich? Und Belgien?? Hier sieht die Sache wesentlich anders aus. Die Belgierin und die Französin, sie sind beide nicht sehr spröde und dem Deutschen häufig so entgegenkommend, daß mir beim Gedanken an sie der weißglühende Patriotismus der französischen und belgischen Presse ein Buch mit sieben unlösbaren Siegeln ist. Der Kommunismus in gesteigertster Form muß unseren westlichen Nachbarn eine unterhaltsame Alltäglichkeit und die Internationale eine wirkliche Volkstümlichkeit sein.

Von dem Umfange, den die innigen Beziehungen deut-

scher Soldaten zu Französinnen und Belgierinnen haben, erzähle ein Beispiel. — In einer Straße des Städtchens, in dem ich einige Wochen wohnte, war auch nicht ein Mädchen und eine Frau von erträglichem Äußern, die nicht mit einem oder mehreren unserer Soldaten fast ununterbrochen in geschlechtlichem Verkehr gestanden hätte. Meine Wirtin erzählte mir, daß es in der Stadt — sie mag 10 000 Einwohner gehabt haben — etwa achtzig verheiratete Frauen gebe, die einen deutschen Soldaten schon zum zweiten oder dritten Male zum Vater eines Kindes gemacht hätten, während die Zahl derer, die sich bescheiden mit einem einzigen Male begnügt hätten, hoch in die Hunderte ginge, und nur eine kühne und doch gewissenhafte Phantasie die Zahl derer zu ersinnen vermochte, die durch vorbeugende Weisheit, unterstützt von Glück, auch jenem einzigen Male zu entgehen gewußt hätten.

Noch eine von vielen unvergeßlichen Erinnerungen sei hier erzählt. — Eines Tages war ich bei einem Kameraden zu Besuch. Seine Wirtsleute, Mutter und Tochter, kamen, mich zu besehen. Sie wurden seßhaft, das Gespräch schlug kühne Bogen und machte verwegene Seitensprünge. Es endete damit, daß ich das erstaunliche Schauspiel genoß, zu sehen, wie Mutter und Tochter sich wechselweise Handgriffe von überwältigender Eindeutigkeit gefallen ließen und sie zum Teil erwiderten, indes die jedesmal Unbeteiligte in helles Gelächter ausbrach über die Verrenkungen, Grimassen und Worte der anderen. Es war wie der Höhepunkt eines Casanovaschen galanten Abenteuers. —

Der beste Beweis für den bis zur volkswirtschaftlichen Wichtigkeit gehenden Umfang dieser Kriegsliebschaften und ihrer Folgen ist die Tatsache, daß die französische Kammer sich mehrmals eingehend mit der ernsten Frage befaßt hat,

wie das Schicksal dieser Kriegskinder nach dem Kriege zu regeln sei. Soviel mir bekannt ist, hat sich das Deutsche Reich zu ähnlicher Grübelei veranlaßt gefunden und bestimmt, daß im Falle eines unzweifelhaften Nachweises der Vaterschaft der Vater zur Zahlung der Unterhaltungsgelder verpflichtet ist. Seitdem hat sich eines gebessert: die Vorsicht.

Eine Fülle von Beobachtungen erlaubte Brüssel, das Paradies der Etappe, und in etwas beschränkterem Maße Antwerpen, während nach sachkundigen Urteilen ein gewisses Höchstmaß des Vergnügens bei kleinem Raum in Gent geherrscht haben soll. In diesen Städten, namentlich in Brüssel, strömten Fronturlauber aller Waffengattungen zusammen, um nach den monatelangen Entbehrungen und Mühsalen der Front sich die Wohltaten der Kultur und des Menschseins binnen 24 Stunden in eingedampftester Form wieder zum Bewußtsein zu bringen. Frontoffiziere und -mannschaften bewegten sich von Zeit zu Zeit der belgischen Hauptstadt zu, und hier verschwanden die Ersparnisse gelegenheitsloser Monate in wenigen Stunden in Kaffeehäusern, Läden und Damentaschen und -strümpfen. Mittelpunkte dieser Städte bildeten die großen Kaffeehäuser, die Bars und die Tanzpaläste, die Gaietés, Fundgruben gesuchter Gelegenheiten. In einer Sturzflut von Lärm, Gelächter, Farben, Formen, Musik, Licht und quirlender Bewegung wurden hier die letzten Erinnerungen an den felsstarren Ernst der vordersten Linien fortgespült, aufgesogen und verschluckt. Rangunterschiede verschwanden mit dem ersten Schritt über die Schwelle dieser Hochburgen des allgemeinen Vergnügens spurlos, und der triebhafte Mensch warf militärische Formen und Vorschriften von sich. Lust und Vergnügen beherrschte sie alle: Offiziere, Unteroffiziere

und Mannschaften, und beherrschte sie so lange, bis Ermattung oder leere Geldbörse zum Aufhören zwang.

Über dieses grundlagenlose Treiben ein Klagelied anzustimmen oder in ihm Warnungszeichen der Zukunft zu sehen, dazu gehört Verständnisarmut des Fernstehenden. Wer den Vergnügungsrummel der großen Etappenstädte als einen unausbleiblichen Rückschlag körperlicher und seelischer Überlastung auffaßt, und wer in ihm das Ergebnis einer Stimmung sieht, die der Dauernähe des Todes entspringt und die seltenen Gelegenheiten des Lebens und Lebenlassens nicht versäumen mag, der beurteilt ihn richtig. Wer einen Blick in die Menschenmassen jener Säle wirft, der wird feststellen können, daß die Jugend zwischen 20 und 30 Jahren die überwiegende Mehrheit bildet, und auch darin wird er eine entschuldigende Erklärung zu finden vermögen.

Einen peinlichen Eindruck hat mir jenes Treiben erst in den letzten Wochen des Krieges gemacht. Angesichts des furchtbaren Ernstes der Lage nahm der Vergnügungstaumel jener Städte, beeinflußt allerdings durch die zahllosen Scharen von Fahnenflüchtigen und Drückebergern, die schreckenden Male sittlichen Verfalls an.

Vorgesetzte und Untergebene Die Front macht manche Schranke des Friedensdienstes niedriger, rundet und glättet viele Härten des Garnisonbetriebes und mildert den scharfen, selbstherrlichen Kommißton um ein Bedeutendes. Das Schülertum des Untergebenen, das Lehrertum des Vorgesetzten fällt ab, dafür bildet sich ein weniger zwangvolles Verhältnis heraus, in dem der unmittelbare, nächste Vorgesetzte als Ratgeber, Wegweiser, Führer erscheint und der Untergebene unter Wahrung einer gewissen Selbständig-

keit sich führen und leiten läßt, wobei auch seine Stimme wohl einmal zur Geltung kommen und auch sein Rat befolgt werden kann.

Die Freiheitlichkeit dieses Verhältnisses stärkt das gegenseitige Vertrauen, ja erfordert es und setzt es als Bedingung voraus. Aus ihm entwickelt sich unter Wahrung der vorgeschriebenen Formen eine Kameradschaftlichkeit, die durch das enge Zusammenwohnen in der Stellung, durch die gleichmäßige Verteilung von Not und Gefahr befestigt wird. Das gilt selbstverständlich nur von den nächsten Vorgesetzten, vom Unteroffizier bis hinauf zum Kompagnieführer. Darüber hinauf entfernen sich die bisher gleichlaufenden Wege. Aber bis zum Kompagnieführer ist einer unmittelbar auf den andern angewiesen, muß jeder dem andern eine Wegstrecke entgegenkommen, besteht keinerlei Vermittlung, während schon zwischen Bataillon und Kompagnie der Kompagnieführer die Mittlerrolle spielt, die Kameradschaft nicht besteht, und die Vorschriftsmäßigkeit in Ton, Haltung und Verkehr den Abstand strenge bewahrt.

Der Kompagnieführer macht vor seinen Leuten aus seinem Herzen durchaus keine Mördergrube, er äußert sich auch mal vor der Kompagnie ganz offen über einen unliebsamen Vorgesetzten, über übertriebene Befehle, unangebrachte Wünsche, er gebraucht rücksichtslos die saftigsten Kraftwörter, betrachtet den Dienst einmal von seiner humoristischen Seite und scheut sich durchaus nicht, aus einem Trinkbecher mit den Leuten zu trinken, ohne ihn vorher zu reinigen. Das bringt ihn den Herzen seiner Leute bedeutend näher. Sie sehen, daß ihr Führer sie versteht und unter dem gleichen Druck wie sie steht und leidet, sie fühlen etwas Gleichartiges, Vertrautes, und die Folge ist eine gute Stimmung in der Kompagnie und die Zuverlässigkeit der Leute. Solch

Kompagnieführer kann alles von seinen Leuten verlangen, er kann sicher sein, daß sie für ihn durchs Feuer gehen.

Mit all dem ist nicht gesagt, daß der Offizier nun auf Strenge im Wesen und Straffheit im Dienst verzichten muß. Beides, Kameradschaftlichkeit und Strenge, läßt sich gut verbinden. Wenn der Leutnant beim Abrücken zum Dienst seinen Leuten sagt: „Herrschaften, — was gemacht wird, das wird gut gemacht und nicht schlapp. Und wenn es gut gemacht wird, dann exerzieren wir nicht 2½ Stunden, wie es Vorschrift ist, sondern bloß 2 Stunden", — wenn er so spricht und demgemäß handelt, hat er seine Leute am Gängelbande. Jeder Soldat hat ein feines, untäuschbares Gefühl, fast eine Witterung für den wahren Charakter seines Vorgesetzten, nach einer Woche kennt er ihn und weiß Bescheid. Danach richtet die Kompagnie ihr Verhalten sowohl im Dienst, wie im Gefecht.

Leider ist diese Kameradschaftlichkeit nicht überall verbreitet, und das Traurigste daran ist die Tatsache, daß ein Vorgesetzter durch verständnisloses Benehmen in wenigen Tagen zunichte machen kann, was zwanzig andere in Monaten aufgebaut haben.

Kleinelend

Hunger ⁂ Ein verlassenes Gehöft im heiligen Rußland. Zerschossene Wände, Schutthaufen, zerklirrte Fensterscheiben. Meine Kompagnie liegt in einer Scheune, der Granaten das halbe Dach weggefegt haben. Uraltes Stroh, schwarze Nacht, Regen durch das zerfetzte Dach, fernes Bellen der Geschütze, klapprige Kälte im Gebein und Hunger — Hunger — Hunger! Manch einer versinkt vor Übermüdung in den Schlaf, wie ein Schiff wegsackt. Gerade wie ich im Eindösen bin, hagelt mir vom Hof her in den Schlaf ein Wetter von Flüchen und Schimpfworten. Räderknarren ächzt, Hufgestampf dröhnt dazwischen. Dann reißt e i n Wort 200 Mann mit einem Ruck aus der Ruhe hoch: Feldküche!

Raus! Draußen ist nicht die Hand vor Augen zu sehen, nur hinten in der Hofecke tanzt ein gespenstisches Licht aufzuckend und verlöschend um die wirbelnden Dämpfe eines Kessels.

„Hexenküche, Faust erster Teil", denk' ich, und dann treten wir auch schon an. Die Kochgeschirre klappern, der Unteroffizier vom Dienst schimpft, und die Beine machen Parademarsch auf der Stelle vor Ungeduld und Kälte, denn es ist März.

Wer sein Kochgeschirr halb voll hat, setzt sich auf einen Steinhaufen, einen Schutthügel, die Stange eines Göpel-

werks und wärmt sich zuerst die Hände an dem heißen Blech. Dann kommt der erste Löffel Erbsen mit Speck — 1915 gab es das noch — und eh man überhaupt so recht weiß, daß man ißt, hat man schon gegessen und ein Gefühl, als läge in einem versteckten Magenwinkel ein ganz kleines bißchen warmen Essens, das vom Körper gierig aufgesaugt wird wie Wasser von einem staubtrockenen Schwamm. Auf eine „zweite Wucht" kann man nicht rechnen: ein Feldküchenkessel faßt nur wenig mehr, als 200 Mann vorschriftsmäßig zustehen.

Plötzlich ballt sich um die Küche ein erbittertes Gedränge. Unterdrückte Rufe flackern hoch, ein halb Dutzend Taschenlampen fingern gierig mit hüpfendem Schein über den zertrampelten, nassen Boden. In der Dunkelheit ist manch halbe Kelle daneben gegangen, und Erbsen mit Speck schwimmen im Schmutz unter der Küche. Eh ich den Sinn des Ganzen recht erfassen kann, ist schon alles vorbei. Drei, vier Löffel sind blitzschnell mehre Male über den Boden gekratzt, haben gerafft, was zu raffen war, und die Erbsen sind gerettet, im Kochgeschirr und nach zwei Minuten im Magen. Der Hof sah böse aus, ein Brei von feuchter Erde, gesprenkelt mit dem verdauten Inhalt von Pferdemagen.

„Das hättest du nie getan", denke ich, während ich zur Scheune gehe und die Stiefel durch den Dreck schmatzten. Und doch — ganz heimlich im Allerheiligsten des Herzens regt sich etwas. Es ist zwar nur winzig klein, aber es ist doch Neid.

Zwei Wochen später lagen wir an einer anderen Frontstelle, diesmal in vorderster Linie. Russische Wegelosigkeit machte jeden Schritt zur mühseligen Arbeit und hielt die Feldküche oft genug mit klammernden Armen fest. Wenn sie dann endlich in der Ruhestellung ankam, war der Morgen

da und die Essenholer konnten ungefährdet nicht mehr den Graben verlassen. Laufgräben hatten wir nicht, der Gang zum Dorfe führte über freies, bretterplattes Feld und war vier Kilometer lang. Das war die Zeit, in der wir aus dem Koppel einen Schnürleibriemen machten und an Tannenschlankheit mit einer Pariserin wetteifern konnten. Das war die Zeit, in der der Magen schrie wie ein vernachlässigter Säugling.

„Wie man bei diesem ekelhaften Gebrüll einschlafen kann, ist mir ein Rätsel", sagte mir einer meiner Unterstandsgenossen, der ein Seiltänzer von Beruf war und heute mit vier Kugeln im Kopf die Erde trägt, die so oft seine übermütigen Kunststücke getragen hat.

Manchen Tag waren wir damals ohne Brot und Mittagessen. Die Gedanken schlichen auf krausen Irrwegen. Nacht für Nacht stand man zwei oder vier Stunden vorm Graben an den spanischen Reitern deckungslos Wache, das Koppelschloß fest vor das weitoffene Maul des Magens geschnürt, damit er nicht bis zu den Russen hinüberschrie. Nichts zu sehen als Schwärze der Nacht, nichts zu hören als eintöniger Wind, nichts zu spüren als Kälte, Hunger, Müdigkeit und breiige Weichheit unter den Füßen.

Unwillkürlich gingen die Gedanken wandern. Zur Heimat? Nach Hause? Zu einem schwarzbraunen Mädchen? Zu allerhand Luftschlössern? Torheit! Deutlich vor mir schwebte in der dunkeln Luft lichtumschimmert, lockend eine üppigvolle Schokoladentorte, von der ich in einem Göttinger Kaffeehause in meinem letzten Semester eine Woche vor Kriegsbeginn noch ein unvergeßliches Stück gegessen, genossen, geschlemmt hatte. Veilchen-, Rosen-, Nelkendüfte waren nichts gegen ihren Duft, und vor ihrer verführenden Schönheit verblaßte der Reiz bellinischer

Jungfrauen. Zehnmal aß ich die Torte und mit den ausgesuchtesten Genießerkunststücken, um den Genuß zu erhöhen und das Ende hinauszuzögern. Ich stellte Speisekarten von zwölf Gängen auf, die den verwöhntesten Millionär und Herrscher über die Blüte französischer Köche befriedigt hätten, und ich wütete in Speisen, die in ihrer Erlesenheit den Gaumenwahnwitz römischer Verfallzeiten als barbarische Derbheit und Geschmacklosigkeit erscheinen ließen. Henriette Davidis erschien mir als eine der lesenswertesten Schriftstellerinnen, und Kochbücher waren mir eine der wertvollsten Literaturgattungen des Augenblicks. So vergingen die Stunden rasch. Hunger wirkt wie Haschisch, Opium und Ätherdunst: er formt wildeste, üppigste Träume einer überreizten Phantasie.

Ich weiß, so etwas mag jämmerlich und erniedrigend erscheinen angesichts der Tage der Völkerschicksale. Aber es ist eine Tatsache, mit der man sich abfinden muß wie mit einer Naturerscheinung. Hunger tut weh. Das ist eine alte Grundwahrheit, die Schiller in die Worte faßte:

. . . erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Höchste Bildung, philosophische Gelassenheit, Selbstachtung, — sie erbleichen vor dem vollständig leeren Magen. Kein Schrei ist so gellend, so alles übertönend wie der Schrei des Hungers, kein Griff so würgend und erdrosselnd wie der knochige Faustgriff des Hungers.

In meiner Gruppe befand sich ein junger Musiker, ein fast überzart empfindender, allem Stofflichen schroff abgeneigter Mensch. Wenn er vor seinem vollen Kochgeschirr saß oder eine Butterschnitte in der Hand hielt, erging er sich in den Tagen der Magenzuckungen zunächst eine

qualvoll-selige Minute im Vorgenuß, und dann begleitete er jeden Bissen in künstlerischer Abwägung mit einem Gedicht in Prosa über die geheimen Reize alltäglicher Nahrungsmittel. Der Mann hatte wenigstens Genuß vom Essen, das sich ihm so als Kulturhandlung von der Roheit schweigsamen Hinunterschlingens unterschied.

Vor dem Äußersten allerdings, vor Mundraub, habe ich gebildete Menschen stets bewahrt gefunden, obwohl sich dergleichen in der Kompagnie damals oft ereignete und regelmäßig unbestraft, meist auch unentdeckt blieb.

„Geschieht dir ganz recht", sagte man dem Pechvogel. „Paß besser auf."

Wie weit in seinen äußersten Verzweigungen Hunger wirken kann, das zeigte mir bei einem nächtlichen Postempfang ein sonst ganz unbeachtet gebliebener Vorfall. Ein hochgebildeter, verheirateter Mann in Amt und Würde bekam von seiner Frau einen Brief.

„Was fang' ich damit an! Papier — Papier!", rief er zornig. „Kein Paket! Ich habe ihr doch geschrieben. — Will sie denn nicht?"

Und das Papier zerknitterte in seiner Faust.

Das kam mir später noch einmal lebhaft in den Sinn, als mir daheim eine Mutter ganz verzweifelt und mit Tränen in den Augen eine Stelle aus dem Frontbrief ihres Achtzehnjährigen zeigte: Entschuldige, liebste Mutter, aber schicke mir was zu fressen. Hier frißt man nämlich.

„Zu fressen", wiederholte sie mir schmerzlich. „Zu fressen."

Hunger, gnädige Frau! Wie manches Mal, wenn die seltene Gelegenheit während der offenen Kämpfe gegeben war, haben wir „gefressen", mit Wollust gefressen — zwei

Kochgeschirre voll und ein Brot an einem Nachmittag. Nur die Gelegenheit.

Ein kleines Bild aus dem Hungerjahr 1918 zuckt mir durchs Gedächtnis, ein kleines Nebenbei nur im Drama des Krieges. An einem Tischchen im Frühstückssaale eines großen Berliner Gasthofes sitzt ein zur Front reisender Offizier. Sorgsam sieht er sich um in dem Raum, und die Hände fassen die zwei trockenen Schnitten Kriegsbrot, die ihm der Kellner aus Gnade und Barmherzigkeit ohne Brotkarten gegeben hat, fassen sie, führen sie rasch unter den Tisch, wickeln sie vorsichtig wie eine zerbrechliche Kostbarkeit in leise knisterndes Zeitungspapier und stecken das Päckchen schnell in die Tasche. Ein Aufatmen: niemand hat's gesehen! Hunger!

Die Einsicht in die Schwierigkeit des Nachschubs während des Bewegungskrieges und später das Verständnis für die wirtschaftliche Notlage der Heimat hat den Gebildeten wohl meistens vor ungerechten Klagen oder gar Schimpfereien über Knappheit und dürftige Zubereitung des Essens bewahrt. Der Inhalt seines Kochgeschirres mag ihm manchmal verbesserungswürdig vorgekommen sein, aber er hat sich gefügt und geschickt.

Dem einfachen Mann fehlt oft eine gewisse geistige Überlegenheit über das rein Stoffliche. Vielfach sieht er im Essen und Trinken des Lebens höheren Zweck, der des Schweißes wert sein mag. Geistige Genüsse sind ihm unzugänglich und deshalb eine gelinde Torheit und Schwärmerei. Eine seiner begehrtesten Erholungsstätten ist der Eß- und Biertisch. Beides schränkte der Krieg, namentlich seit dem Beginn der Lebensmittelknappheit, aufs äußerste ein. Das traf den gemeinen Mann schwer, und die ungerechtesten Urteile über die Verpflegung wurden laut, von scharfen

Beschwerden an über Hohn- und Spottreden bis hinab zu den verbissensten Schimpfereien. Am schlimmsten von allen waren gewöhnlich die, welche im Frieden und daheim den kärglichsten Tisch führen mußten. Gerade sie mäkelten und seufzten und schimpften am lautesten, als habe man sie von den gewähltesten Zungengenüssen eines küchenberühmtesten Speisepalastes in irgendeinen Stall an einen schmierigen Trog gejagt.

Wegelosigkeit und Märsche Polnische Wegelosigkeit! Die Hölle der Beine! — Nur wer als Fußsoldat einer Kampftruppe offene Frühlings- und Herbstkämpfe in Polen mitgefochten hat, ist in ihr bis an die Hüften versunken und hat sie bis auf den unergründlichen Grund kennen gelernt.

Am 25. Februar 1915 marschierten wir in geordneter Marschkolonne auf einer leidlichen Kunststraße nach Praszņysz. Gesang tanzte in die graue Kahlheit der Landschaft hinein, Witze wurden in die graue Luft gerufen, und unaufhaltsam kroch der graue Tausendfuß unter dem grauen Himmel dem Ziele zu, das weit, weit in der Ferne mit hundert Eisenmäulern murrte und knurrte.

Plötzlich bog der Führer seitab auf einen Landweg von unübersehbarer Breite, der mitten durch brache Felder lief und an den Seiten allmählich und unerkennbar in aufgeweichte Erdschollen und pfützenblickende Stoppelfelder überging. Singend, plaudernd, rauchend, lachend und mit geschwinden Beinen schwenkten die ersten Gruppen ein, und im Nu waren sie behext. Am Wegeingang stand ein unsichtbarer Zauberer, flüsterte eine unhörbare Zauberformel und schwang einen ungesehenen Zauberstab, — und die

Kompagnie war die Kompagnie nicht mehr, die sie noch einige Schritte zuvor gewesen war.

Jedes Wort, jeder Ton verstummte, die Zigaretten und Pfeifen erloschen, die Gewehre wurden umgehängt, und alles schwärmte ohne Befehl aus. Statt der raschen Marschkolonne zu vieren stolperte und ächzte eine regellose Herde von Soldaten durch die Felder. Bis an die halbe Wade versanken die Beine in der Erde, und bei jedem Schritt hängte sich ein schwarzbrauner, zäher Schlamm mit hundert gummiartigen Schlingen, mit peitschenschnurdünnen, saugenden Fäden wie ein Polyp an die Stiefel. Dort, wo der Morast am tiefsten, am unwegsamsten war, dort lief der Weg von Artillerie und Wagenzügen zu einem höllischen Sumpf zerfahren und zermalmt.

Rechts und links von diesem Weg arbeitete sich die Kompagnie keuchend und fluchend Schritt vor Schritt schneckenlangsam vor. Jeder Schrittbreit Bodens mußte mühesam erobert werden. Bis ans Koppelschloß stießen die Kniee, um die Stiefel von den Beinen zu lösen, und mit elefantenmäßiger Wucht quatschten sie hinein in die klebrige Masse. Wie mit Händen und Fingern zog der Dreck, als säße ein Unsichtbares in der Tiefe.

Wurde links oder rechts der Weg besser, so wagte sich der oder jener über den Sumpf in der Mitte. Ein Schritt hinein, — und der Schlamm quoll über die Schäfte und floß in die Stiefel. Drei, vier Schritte weiter, manch einer saß bis an die Hüften in einem unsichtbaren Loch fest. Dann schnallten zwei Mann den kleinen Spaten vom Koppel und schaufelten und kratzten die braune Suppe notdürftig zur Seite, bis der Versinkende mit eigener Kraft sich aus der Umklammerung zu befreien vermochte.

Vier Stunden marschierten wir so mit geringen Unter-

brechungen besseren Weges. Zwei Stunden Rast folgten. Dämmerung und Nacht krochen vom Himmel, — es ging weiter. Nachtruhe gab es nicht, die Front rief.

Undurchdringlich wie Urwald stand die Nacht. Kein Mensch sah den Boden unter den Füßen. Weg und Acker waren eine halbflüssige Masse, eine endlose Fläche zerfließender Erde. Darunter, hart wie Gestein, lag der gefrorene Boden. Man sah nichts, man hörte nur. Hier fluchte einer minutenlang, dort röchelte jemand vor Grimm und Anstrengung, und dicht neben mir rauschte plötzlich ein Klatschen und Plätschern, tobte ein Wutschrei: mein Nebenmann, so lang er war, lag im Dreck, und der Tornister wuchtete ihn nieder. Unsichtbare, aber desto merklichere Hindernisse regten sich plötzlich unter den fühlenden Sohlen, stachen heimtückisch nach den ahnungslosen Beinen, schossen aus der Schwärze empor und packten an Brust und Arme: Steinhaufen, niedergebrochene Zäune, dornige Büsche. Oder Fuß, Bein und Mann versanken urplötzlich mit heiterer Unbefangenheit in der Mulde eines kühlen Wassergrabens. Ein Hagel von rasenden Flüchen war die Antwort. Weiter!

Eine Schlucht, die die tiefste Erniedrigung unsers Marsches darstellte, verschlang uns. Diese kurze Strecke wurde schweigend genommen. Nur einmal sagte jemand hinter mir ganz sanft und heiter vor grenzenloser Wut: „Sowas hab' ich mir schon lange gewünscht." Dann spie uns die Schlucht wieder aus. Aber es gab einige, die ihren Helm und ihre Stiefel nicht mehr wiedergefunden hatten, sich die Strümpfe ausgezogen und barfuß weiterstampften.

Das war einer der bösen Marschtage meines Feldzuglebens. Beendet wurde er durch die Ankunft in einem Schützengraben, der eine wahre Schlammbadewanne war.

Eine Sintflut von Morast erlebte ich einige Wochen später. Ich kam von einem Divisionsstabe weit hinter der Front, wohin ich zur Vernehmung als Zeuge befohlen worden war, und mußte nun bei Regen mit unserm Lebensmittelwagen in die mir noch unbekannte Stellung der Kompagnie fahren.

Bei den ersten Häusern eines Dorfes versank der vollbeladene Wagen bis weit über die Achsen ins Bodenlose. Alle Anstrengungen der Pferde, des Kutschers und mein Nachhelfen waren völlig ergebnislos, wir bohrten uns nur selbst wie zwei Nägel bis an die Oberschenkel in die breiige Erde.

Was nun? Es war Nacht und kein Mensch in der Nähe, das Dorf anscheinend unbewohnt. Zunächst breiteten wir mal die Wagenzelte fünfzig Schritte weit entfernt unter einem Baum auf einer trockenen Stelle aus, luden sämtliche Lebensmittel ab und versuchten dann unser Glück noch einmal. Wieder umsonst!

Minutenlanges Gegrübel in durchnäßten Uniformen und verschlammten Beinkleidern bei pfeifendem Frostwind und tiefer Nacht. Das Ergebnis war ein mit Hämmern und Beilen abgeschlagener und beiseite gestellter Wagenkasten. Das war gelungen; was aber nicht gelang, war der Versuch, die mittlerweile vollkommen versunkenen Räder aus ihrem Gefängnis zu befreien. Da gerieten wir in Wutausbrüche, die die Pferde scheu machten, und schlugen die Hinderräder los. Die Gäule zogen an mit der Kraft der Verzweiflung, — Kettenrasseln, Hetzworte, Deichselknarren, schlürfendes Gestampf, Nüsternschnauben, gläubige Hoffnung: kein Vorderrad erschien.

„Jetzt sind die Räder am Mittelpunkt der Erde angelangt", sagte der Fahrer düster und betrachtete mit trost-

losem Ingrimm die keuchenden Pferde und die blinkende Fläche, unter der irgendwo das Räderpaar stecken mußte. Aber dann schoß er hoch aus der hoffnungslosen Starrheit und brach los:

„Und wenn ich eine Kavalleriebrigade vorspannen muß, — raus krieg' ich sie."

In einem Anfall von Tobsucht warf er die Mütze in den Schmutz, ließ Wagen, Pferde und mich im Stich und rannte wie besessen ins Dorf.

Nach einer halben Stunde kam er mit einem Trainkutscher und zwei Pferden zurück. Und nun gelang's. Vier Pferde lockten zwei jämmerliche Vorderräder aus unbekannten Erdtiefen hervor. Über eine Stunde brachten wir dann noch mit dem Zusammensetzen und Beladen des Wagens zu, während der Wind über die Felder und durch die Uniform blies und der Regen rastlos rieselte.

Zwei Stunden später waren wir im Alarmdorf der Kompagnie, die vorn im Graben lag. Und jetzt kam das dicke Ende nach! Die Lebensmittel- und Postempfänger waren nicht vollzählig zur Stelle, — ein Mann fehlte. Der Mann war ich. Anders ausgedrückt: ein Postsack war überzählig. Der Postsack war für mich.

Der Kompagniefeldwebel und eine Schreiberseele packten mir die Last oben auf den Tornister, hängten mir mein Gewehr um und sagten: „Geh den andern nach, dann kommst du in den Graben."

Gut! Eine Stunde lang watete ich keuchend, schwitzend und fluchend durch ein in voller Auflösung schwimmendes Ackerfeld, verlief mich in der Finsternis, wurde vom russischen Graben aus ergebnislos beschossen und kollerte endlich mit Postsack, Gewehr, Tornister und schwerem Koppel als Lehm-

kloß in einen fremden Grabenabschnitt, zu einer falschen Kompagnie.

Solche Märsche und Erlebnisse sind keine Einzelfälle. In hundertartigen Abwandlungen ereignen sie sich während der offenen Kämpfe und des vorübergehenden Stellungskrieges Tag für Tag und Nacht um Nacht. Sie machen einen verzweifelt und aufsässig und endlich gleichgültig, voll der stumpfen Ergebenheit des Haustiers.

Schritt vor Schritt, Dorf um Dorf, Kilometer auf Kilometer. Wie Klötze hängen die Stiefel am Bein, schwerer und schwerer, würgender und würgender zerrt der Tornister, bis man glaubt, der Satan selber säße einem an den Beinen und im Nacken. Ohne Gedanken schleicht und stampft man des Weges, beide Fäuste um die Tragriemen des Tornisters gekrampft, nur ein klein, klein wenig die peinigende Last zu erleichtern. Bösere Qualen kann der arabische Sindbad von seinem menschlichen Reiter nicht erlitten haben.

Zwei Worte klopfen im Gehirn: Dreck, Tornister, Dreck, Tornister, Dreck, Tornister. Stundenlang hämmern sie marschtaktmäßig in den Schläfen. Alles andre wird bedeutungslos. Heimat, Eltern, Beruf, Frau und Kinder, — fort damit! Nur zehn Minuten Rast! Das ist der einzige Wunsch. Lieber ein Gefecht, in dem ich doch wenigstens auf dem Bauch liegen kann, als diese hirnlose Qual, als diese eintönig leiernde Marter. Ein Bild der Sehnsucht dämmert auf: ein ausgebreitetes Bund Stroh, Wegwurf von Tornister, Gewehr, Koppel und Stiefel und dann eine Nacht voll ungestörten Schlafes. Und hoch darüber flimmert ein unerreichbares Traumbild: ein Bett! Nur nicht daran denken! Weit vor uns bellen schon die Geschütze.

Einmal auf jedem langen Marsch kommt eine Zeit, die bei uns „der tote Punkt" hieß. Das sind jene Augenblicke, in denen das Gefühl der Erschöpfung seinen Höhepunkt erreicht. Hier heißt es: biegen oder brechen. Entweder macht man „schlapp", bricht zusammen oder man hält aus. Gelingt es, diesen toten Punkt zu überwinden, dann ist alles gewonnen. Dann wird der marschierende Mensch zur sinnlos sich vorwärts bewegenden Maschine, bis sie an den äußerst seltenen zweiten toten Punkt gelangt, über den hinaus keine Steigerung mehr möglich ist, an dem unweigerlich der Zusammenbruch erfolgt. Dann stürzt mitten in der Marschkolonne ein Mann wie vom Blitz erschlagen zu Boden. Schwere körperliche Schädigung, unter Umständen der Tod, ist die Folge. Gewöhnlich sorgt genügende Rast für die Verhütung dieses Äußersten. Nur dann, wenn große, schicksalentscheidende Völkertage dämmern, muß jede Rücksicht auf den Einzelnen fallen. Winkender Sieg oder drohender Untergang fegen mit eiserner Faust jede Schonung als weichlich und gefährlich hinfort. Die Tage der Marneschlacht, die Aufmärsche zum Siege von Tannenberg, die Durchbruchstage von Gorlice-Tarnow, die Kämpfe gegen Serbien, der Sturm gegen Rußland vom Sommer 1915, — das waren die Tage der Unerbittlichkeit.

Arbeitsdienst Das Bataillon hat 28 Kilometer Marsch auf zerweichten, aufgefahrenen Wegen, über grundlose Felder hinter sich, ist naß von Schweiß, daß die Wäsche klebt, und hält kurz vor dem Marschziel an einem Gehölz. Die Leute liegen vor Mattigkeit an den wenigen trockenen Hängen der flachen Hügel, hocken auf ihren Tornistern unter den Bäumen und frösteln in dem kühlen Abend-

wind, daß sie bald wünschen, es möge weiter gehen. Marschieren macht warm.

Aber hier trennen sich die Wege. Drei Kompagnien müssen nach vorn zur Ablösung in die Stellung, eine marschiert in das nächste Reservedorf. Mit der nötigen Vorsicht und nach den üblichen Irrwegen sind die drei Kompagnien endlich in der Stellung, todmüde nach den 32 Kilometern, der knappen Verpflegung und den Gefechten der letzten Tage.

Jeder sehnt sich nach Ruhe, erfleht und erhofft sie. Ein Blick auf die Stellung macht alles Wünschen, Flehen und Hoffen zu nichte. Dieser Graben ist erst zwei Tage alt, — mit andern Worten: es gibt Arbeitsdienst in Hülle und Fülle. Da es Nacht ist, zieht die Hälfte der Kompagnie sofort für zwei Stunden auf Wache.

Die übrige Hälfte geht an die Arbeit. Schanzzeug 'raus! Gewehre mitnehmen! Mützen auf! Antreten zur Einteilung! Zwei Mann von jeder Gruppe arbeiten an ihrem Grabenstück, zwei am Unterstand, zwei holen Bretter, Flechtwerk, großes Schanzzeug, Nägel, zwei melden sich in der Reservestellung und holen spanische Reiter und Draht nach vorn zum Einbauen vor dem Graben. Abmarsch! Anfangen! Lichter dürfen beim Arbeiten selbstverständlich nicht angezündet werden. Na, das weiß jeder.

Eine Minute später hat jeder die schönste Beschäftigung und flucht leise, aber innig. Luft und Erde erstickt in Stockfinsternis. Die Arbeit fühlt und tastet sich vorwärts. Die großen Spaten des Schanzzeugwagens beißen sich knirschend in die kieslige, feuchte Erde, Metall klirrt und klappert, unterdrückte Befehle mahnen zur Ruhe, ducken allzu lauten Lärm, Erdschollen poltern dumpf und höhen den Wall, Hammerschläge knacken trocken, eine Säge schnarcht

stoßend, gereckte Arme, gebückte Gestalten, gespreizte Beine schatten aus der Schwärze. Die Grabenwand wird geglättet, Flechtwerk zur Absteifung gespannt, Schützenauftritte werden gezimmert, die Grabensohle wird vertieft, ein Fernspruchtrupp huscht hastig, zusammengekrümmt wie Zwerge, auf den Grabenwall und läßt von den Rollen den Draht ablaufen, Schießscharten werden mit Brettern kunstvoll in den Wall gebaut.

Jeder arbeitet mit Seelenruhe. Wenn man Tag und Nacht arbeiten und in der Freizeit marschieren oder exerzieren muß, legt sich die Arbeitsfreude von selber, und jeder lernt haushalten mit der Kraft. Langsam, ohne allzu große Anstrengung wird weitergearbeitet, dafür geht es auch stundenlang pausenlos hintereinander weg wie ein Uhrwerk. Die Hauptsache ist Deckung, und die ist da.

Der Trupp, der zur Arbeit am Drahtverhau bestimmt ist, hat sich in der Reservestellung gemeldet, wo man ihn schon lange erwartet und fluchend empfängt. Das ist immer so, und niemand regt sich darüber ernstlich auf. Im Nu haben je zwei Mann immer einen spanischen Reiter aufgepackt bekommen. Dieses aus starken Stämmen zurechtgeschlagene Holzgestell wiegt weit über einen Zentner und ist ringsum und quer hindurch über und über mit Stacheldraht bespannt. Anzufassen ist es wie ein Igel. Ein Mann trägt vorn, der andere hinten. Damit haben sie drei Kilometer weit bis nach vorn zu laufen. Drei Kilometer über Stock und Stein, denn der gewundene Laufgraben ist zu schmal und würde den Weg nur unnötig verlängern. Vorsicht ist geboten, der Weg ist holprig und dunkel, und manchmal, ganz unberechenbar kommt die russische Artillerie auf den wilden Gedanken, zur Rache für die vorgestern genommene Stellung das Gelände wahllos abzustreuen, und

grade diese Schüsse ins Dunkle richten oft das meiste Unheil an.

Langsam schaukeln die spanischen Reiter los. Es geht fast einen Kilometer durch Wald. Unterholz, abgeschossene Äste, Wurzelwerk angelt und greift unsichtbar und tückisch nach den schwertappenden Beinen, hakt sich hinterlistig wie mit Krallen im Draht oder am Rock fest und zerrt den letzten, während der vordere Mann ruhig weitergeht und von dem jähen Ruck fast in die Knie sinkt. Das nächste Mal ist es dann umgekehrt, da rennt der letzte mit Brust und Gesicht in die Stacheln und reißt sich Haut und Rock. Fluchend und keuchend tappen sie weiter unter der kratzigen Last. Ehe er „Vorsicht" schreien kann, rollt der vordere Träger vornüberschwankend, halb gehalten von der Last, halb niedergepreßt, in einen Granattrichter, und der zweite kann grade noch das Gestell zur Seite stemmen.

Während sie die Last von neuem aufladen, tamtamt es ein paarmal in der Ferne, und dann rast es plötzlich heulend über den Köpfen und schmettert astbrechend durch die Baumwipfel. Beide liegen platt auf der Erde und hören, wie es drei-, vier-, fünfmal hinter ihnen schallend in den Wald kracht und dröhnt. Nun aber rasch! Bloß weg und weiter.

Endlich liegt der Wald hinter ihnen, und vor ihnen dehnt sich Feld an Feld voll halblangem Korn und brachen Schollen, darüber hoch ins Ungeheure die fahlmatte Scheibe wolkigen Himmels. Vorn ist alles still, kein Gewehrschuß knallt, kein Metall klappert oder klirrt bis hierher.

Vorsichtig schieben die Beine sich ins Dunkle. Irgendwo müssen hier die genommenen, unaufgeräumten, russischen Gräben sich quer in den Weg legen. Da flucht der vorderste schon mörderlich. Mit beiden Beinen sitzt er im Gewirr

des zerschossenen, russischen Drahtverhaus. Die Last wird abgekippt. Einer geht nach links, der andre nach rechts, um eine Lücke zu suchen. Auch die ist gefunden! Weiter!

Noch schwärzer als die Schwärze gähnt plötzlich fast sprunghaft etwas Gruftartiges, Abgründiges vor den Füßen empor. Der gestürmte Graben! Hier kann man meilenweit laufen, — es führt nirgends eine Brücke hinüber. Also: durch! Der spanische Reiter wird abgeworfen, hochgekippt, — polternd schüttert er mit schwingenden Drähten in die wirre Tiefe. Die Leute folgen langsamer nach, rutschen auf den eingestürzten Grabenwänden über zerbrochenen Balken, zerfetztem Flechtwerk, geborstenen Sandsäcken drei Meter tief hinunter, stolpern über russische Gewehre, zerschmetterte Bretter, einen Gefallenen. Artillerievorbereitung! Da ist der spanische Reiter! Einer zieht und zerrt, der andere schiebt, stützt und stemmt, und das Gestell schwankt empor und schurrt über den Rückwall.

Nun noch einen Kilometer! Über Trichter und Laufgräben geht der Weg. Jetzt kann man nur ganz leise schimpfen und fluchen, denn die Stellung nähert sich, und die Nacht ist schweigsam und lauscht aus tausend scharfen Ohren. Alles in der Welt hat mal ein Ende, auch diese Quälerei. Die Stellung ist erreicht.

Nun kommt das Ärgste. Das Hindernis soll nach vorn, hundert Meter vorm Graben muß es eingebaut werden. Mit unendlicher Behutsamkeit wird es über den eignen Graben gelotst, damit nichts beschädigt wird, und dann geht es, so geräuschlos wie möglich, weiter. Der Russe ist nur vierhundert Meter entfernt. Beim Absetzen aber bleibt der Vordermann mit dem Ärmel an einem Stachel hängen. Ein Ruck, ein Riß in Stoff und Fleisch und ein lauter Fluch. Mit allen Drähten klingend kracht das Gestell auf

den Boden. Im Nu ist es in die Linie der andern geschoben. Von drüben zuckt und kracht es, — vereinzelte Schüsse ins Ungewisse. Keiner trifft, aber einer flitzt so haarscharf vorbei, daß der Luftzug die Wange streicht. Immerhin, das ist ebenso unschädlich, als wenn's einen Kilometer vorbeigegangen wäre.

Unversehrt stehen sie im Graben. Aber nur ein Narr denkt, daß jetzt stundenlanger Schlaf entschädigt. Zuerst gibt es einen endlosen, gedämpften Anschnauzer wegen Verspätung. Die Posten mußten schon vor einer halben Stunde abgelöst sein. Dann wird der Helm aufgesetzt, umgeschnallt, Gewehr gegriffen und für eineinhalb Stunden nur, statt zwei, auf Horchposten gezogen. Das Loch ist so eng, daß die beiden grade drin stehen können.

Auch das geht vorbei, und dann kommt der Arbeitsdienst wieder an die Reihe. So geht es weiter — nächtelang. Nur die Tage bringen etwas Schlaf. Erst wenn die Stellung einwandfrei ausgebaut ist, nimmt die Hetzerei ein Ende. Aber — eine Stellung ist niemals einwandfrei, und wenn das Unglaubliche dennoch geschieht, dann gibt es nur noch zwei Möglichkeiten: entweder wird die Stellung sofort wieder fehlerhaft und muß ausgebessert werden, oder das Regiment rückt ab. Das ist am einfachsten. Die Flüche, die bei dieser Gelegenheit zum Himmel und zu unbestimmten, aber sehr ranghohen Vorgesetzten wandern, sind Lästerung und Achtungsverletzung im höchsten Maße und zwecklos obendrein. Unverbesserliche Schönfärber hoffen auf Ruhe in der „Ruhe"stellung; der Rest weiß ganz genau, was da vor sich gehen wird.

Und richtig! Dienstausgabe: um 6 Uhr wecken. 6^{45} Kaffeeholen. Von 7^{15} bis 10^{15} Exerzieren. 12 Uhr: Essenausgabe. $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Exerzieren. 4 Uhr: Appell

mit Gewehr und Seitengewehr. 4³⁰ Kaffeeausgabe. 5¹⁵ bis 6 Uhr: Singen. Das genügt für den Tag! Das „Ruhe"dorf ist ein elendes Panjedorf, in dem selbst das Stehlen nicht lohnt.

Und dann kommt ein Tag und eine Dienstausgabe für den folgenden Tag, die selbst den abgehärtesten Sündenbock der Kompagnie aufstöhnen läßt. Um 5 Uhr: wecken. 5³⁰ Kaffeeausgabe. 6 Uhr: Abmarsch zum Arbeitsdienst. Rückkehr gegen 8 Uhr. Anzug: Mütze, ohne umgeschnallt, Brotbeutel mit Feldflasche umgehängt, Spaten. Das geschah meiner Kompagnie am Vorabend des ersten Osterfeiertages 1915.

Um sechs Uhr rückten wir bei herniedernebelndem Dauerregen ab und kamen um halb acht Uhr an Ort und Stelle an, im Anfang allmählicher Zerweichung. Schweiß von innen, Regen von oben, Schlamm von unten. An einer Wegekreuzung hielten wir, und vor uns senkte sich der Weg auf einer Strecke von etwa vierhundert Metern, um dann langsam wieder zu klettern. In dieser Wegsenke standen zwei Munitionswagen ohne Räder und Pferde. Bei schärferem Hinsehen ergab es sich, daß die Pferde wirklich fehlten, daß die Räder aber noch vorhanden und nur bis zur Unsichtbarkeit im Morast und Schlamm versunken waren. Beide Wagen waren hoffnungslos festgefahren. Dies war der nächste Weg zur Front, auf dem jegliche Zufuhr dorthin rollte. Jetzt war er unbenutzbar, ein Umweg von zehn Kilometern um einen Sumpf und eine Verzögerung von mindestens zwei Stunden war die unvermeidliche Folge. Eine weitere unvermeidliche Folge war die unbedingte Notwendigkeit, diese Wegsenke wieder gangbar zu machen, und zu diesem Zweck waren wir am ersten Ostertage hierher marschiert.

Drei Abteilungen wurden gebildet. Die eine schaufelte mit großen Spaten den Schlamm vom Wege und zog zu beiden Seiten Wassergräben, die zweite marschierte einundeinhalben Kilometer weit fort auf eine von Kiefern und Wacholderbüschen bewaldete Anhöhe, und die dritte trug die dort gefällten Bäume und Büsche zu der Wegsenke, wo die großen fünf bis sieben Meter langen Stämme quer über den Weg gelegt wurden, während das Strauch-, Ast- und Buschwerk in die Spalten gestopft wurde.

Da stand man bis an den halben Stiefelschaft im Schlamm und versuchte, in der trüben, dicken Suppe einen Graben auszuheben. Schon auf der Hälfte des Schwunges rann der zähe Brei vom Spatenblatt und tropfte zurück. Danaidenarbeit! Dieser Begriff wurde einem, wie so mancher Begriff, erst jetzt, im Felde ganz klar. Der Arm erlahmte rasch bei der Arbeit in der Zähe und Gummiartigkeit des aufgeweichten Lehms.

Alle Stunde wurde abgelöst. Dann ging man müde, verdrossen, zornig auf die Anhöhe und fällte Bäume und Büsche und riß sich die Hände an den scharfen Nadeln.

Nach wieder einer Stunde belud man sich mit Baumstämmen oder Strauchwerk. Zwei Mann schleppten an einem wuchtigen, sechs Meter langen Stamm von Mannsschenkeldicke und voll von Harz, das an den Schultern kleben blieb. Das schwere Holz grub sich in die Schultern und scheuerte mit rauher Rinde auf dem morschgetragenen Stoff. Alle zweihundert Schritt wurde der Stamm nach Zählen zur Seite geschleudert und eine Weile gerastet. Darauf ging es in Leichenträgerschritt und -stimmung weiter, Schritt vor Schritt, Fuß vor Fuß.

So ging es den ganzen Tag von acht Uhr früh bis abends gegen sechs Uhr. Nur mittags wurde eine ein-

stündige Essenpause gemacht. Da versammelte sich die Kompagnie in dem Gehölz und empfing im Gänsemarsch ihren Kochgeschirrdeckel voll Graupenbrei oder Dörrgemüse oder Sauerkraut. Stumm und wild fiel jeder über seinen Teil her, und in wenigen Minuten war die große Freude des Tages vorbei.

Eine halbe Stunde Zeit blieb noch bis zum Arbeitsbeginn. Ruhe, Schlaf! Das war Losung und Feldgeschrei. Aber wo? Das Moos war naß, nur ganz Mutige oder ganz Gleichgültige streckten den müden Leib drauf aus. Die andern kauerten auf Baumstümpfen, an Stämmen, in Wurzellöchern, unter Hangvorsprüngen in sich zusammengekrochen, fröstelnd vor Naßkühle.

Und der Regen rann und tropfte und fiel vom Wolkenhimmel und aus den Nadelwipfeln und schleierte die öde Landschaft in ein ödes, ödes, graues Gewebe von Trostlosigkeit und Hoffnungsleere. Hier und dort zog sich jemand ein graublaues Zelt über den Kopf und hockte am Boden wie ein Erdhaufen, wie verhüllt vom Regen. Von allen Nadeln und Zweigen rollten schläfrig die Tropfen, vom Mützenrand floß es rot über Stirn und Wangen, von der Hose rieselte es in die Stiefel. — O, Böcklin! Deiner Naturbeseelung ging mir eine trübselige Ahnung auf! Warum hast du des Regens hoffnungsleere Starräugigkeit nicht gestaltet? Ein tropfender Himmel, ein tropfender Kiefernwald, eine triefende, stumme Schar grauvermummter Regengespenster, Nebelgeister trostlos voll Starre und Schaudern im traurig gelichteten Nadelwald unter gestürzten, wirrästigen Bäumen versammelt.

Und die Gedanken gingen und irrten. Kein Mensch weiß, wie lange der Krieg noch dauert, was er noch bringt, wie er endet. Und die Sehnsucht fand keinen andern Aus-

blick, die Hoffnung sah keine andre Landschaft als diese schwimmende, trübe Gegend, als Arbeitsdienst, Schmutz, Hunger, Gefechte, Übermüdung, Nässe, Kälte, Märsche, und dahinter vielleicht einen verlassenen Tod. — Es schüttelte einen vom Kopf bis zu den Füßen.

In solchen Lagen faßt den Soldaten zuweilen rüttelnde Verzweiflung, aufbäumender Trotz, fäusteballende Wut, und endlich ein schlaffer, stierender Lebensüberdruß. Nur hinschmeißen den Baumstamm, den Spaten, das Beil, und sich danebenwerfen und schlafen, fest, endlos, traumlos wie ein Stein und Stück Holz schlafen. Nur soviel Kraft bleibt der Seele, diesen Aufruhr, der ungebärdig nach Hinausschrei verlangt, einzukerkern und das feste Schloß der Lippen ihm nicht zu öffnen. Freigelassen, sind diese Gedanken wild wie Tiere, ansteckend wie die Pest, und sie reißen fort wie Sturm und wirken wie der Blick auf Fallsüchtige. Schwache oder unbändige Naturen haben solche Äußerungen mit schweren Strafen büßen müssen. Und doch war es im Grunde weiter nichts als verständlicher Rückschlag der Seele auf körperliche Überanstrengungen, Überreizung und Überlastung aller Nerven und Körperfasern, „Kriegspsychose", wie ein ärztliches Schlagwort es nennt.

Wir andern aber arbeiteten schweigend an der schneidenden Kette der Schlafsucht und des Hungers und verschlossen und verriegelten unsere Hirne und Herzen. Nur wenn der Stamm gar zu kantig, der Schmutz gar zu tief, der Baum gar zu dick und knorrig hart war, — nur dann zuckte ein Fluch auf wie eine fressende Stichflamme. Eine Sekunde des Besinnens, und doppelt so hart, zweifach so grimmig, noch einmal so wild packte die Faust zu.

Am Abend ging es wortlos über die dunklen Felder zum Dorf. Ab und zu flackerte Gesang auf, — nach wenigen,

matten Tönen verlosch er. Dann fiel man ins Stroh und stürzte in einen Abgrund von Schlaf und Vergessen.

Kälte und Nässe Ende Februar 1915 stand meine Kompagnie auf offenem Felde rechts vom Dorfe Bartniki bei Praßnysz und sollte eine Aufnahmestellung ausheben, die dann unbedingt zu halten wäre. Weit, weit entfernt schob sich eine gewaltige russische Übermacht heran. Da standen wir auf knochenhartem Boden, stampften mit den kalten Füßen, und keiner wagte mit dem Ausheben der Stellung zu beginnen. Jeder wußte, es würde eine endlose, schweißtriefende Arbeit geben. Der Boden war zu hart.

Endlich packt einen die Verzweiflung, und er tut aus voller Kraft einen einzigen Hieb mit dem Handspaten auf die Schollen. Ein klingender Aufschrei des dünnen Metallblatts, ein Wölkchen Staub und Erdkrumen und ein wilder Fluch: ein halbfingerlanger, millimeterschmaler und -tiefer Einschnitt ist das Ergebnis. Es soll aber ein Loch werden, in dem ein Mann sichere Deckung vor Gewehrschüssen findet! Größenwahn! — Vorläufig tut keiner etwas. Tatenloses Fußgestampf und Armschlagen. Aber die Vorgesetzten drängen, und die vernünftige Überlegung mahnt: schanze! der Russe kann in wenigen Stunden schon kommen; schanze! es gilt dein Leben! Und da greift alles zu Beilpicke und Spaten, und aufblitzend und staubsprühend, klingend und pfeifend saust das Eisen auf die harte Erde.

Trotz zehn Grad Kälte läuft der Schweiß von Stirn und Nacken. — Stunden und Stunden geht es so fort. Kleine Löcher erscheinen, flache Mulden wölben sich tiefer zu Schächten, vor denen sich losgehackte, gefrorene Schollen zu kleinen Hügeln häufen. Tagesarbeit: bei Einbruch der

Nacht hat jeder eine Vertiefung für sich, in die er aus den Dorfscheunen einen Armvoll Stroh schleppt.

Dann kommt die Nacht und das Gefühl der Kälte. Da liegt man, in eine Decke und den ungefütterten Mantel gewickelt, unter freiem Himmel. Die Kälte kriecht durch die steifen Stiefel in die Füße. Mit Zangen und Zähnen zieht sie sich langsam höher, und mit Dolchen und Messern stößt und schneidet sie bis in die Kniee. Eng an den Hals schmiegt sie sich und faßt mit eisigen Händen unter Kragen und Rock an Rücken und Nacken. Unaufhörlich, pausenlos, stundenlang! — Neben mir schluchzt und schnattert einer vor Frost wie im Fieber, und nur Schimpfen und Fluchen unterbricht diesen Jammer. Die Schulterblätter biegen und krampfen sich zusammen in der eisigen Umklammerung der Luft. Es sind nur elf Grad Kälte, aber wenn der Mensch seit ein und einem halben Tage außer zwei Brotschnitten nichts gegessen hat, dann hat er keine Wärme im Leibe und friert und friert.

Auf kalter Erde in der Winternacht still liegen zu müssen, ist eins der unerträglichsten Dinge, die es geben kann. Kälte ist Schmerz, der bei längerer Dauer den Menschen herumhetzt und in die Flucht jagt. Jene Nacht sah uns bald alle auf den Beinen und im Umhertrampeln auf das ferne Donnern, Grollen und Knattern der beginnenden Schlacht um Prasznysz lauschen.

Einige Tage später lagen wir in einer Scheune, deren Bretterwände mit breiten Spalten klafften. Der Wind pfiff und winselte durch den dunklen Raum, und man war nichts als ein Krampf von Kältegefühl. Und doch war man mit Stroh bedeckt, bohrte sich und kroch ins Stroh, bis man fast aufrecht darin stand. Die Kälte brachte fertig, was selbst dem Hunger nicht gelang: sie vertrieb den Schlaf der

Erschöpfung. Dann wehrte sich der Körper mit trampelnden Füßen, schlagenden Armen gegen die meuchelmordenden Messer der Kälte.

Eine Enttäuschung wird mir unvergeßlich bleiben: nach der Schlacht von Praßznysz entwickelte sich an einem Teil der ostpreußischen Grenze so etwas wie ein Bewegungskrieg, der die erste Hälfte des März beherrschte. Eines Abends wurde unser Zug auf Feldwache geschickt und meine Gruppe als Unteroffizierposten vorgeschoben, während ich als erste Nummer auf Posten ziehen mußte am Rande eines weitgedehnten Sumpfes unter den letzten Bäumen eines kleinen Gehölzes. Die andern wollten inzwischen eine halbwegs bewohnbare Unterkunft herzurichten suchen.

Da stand ich in der Schwärze des Gehölzes und starrte auf die mattweiße Fläche des gefrorenen Sumpfes hinaus, in der die Schilfreste und Büsche wie schwarze Löcher gähnten, und fror und fror. — Schweigen, Windgestöhn, Astgewisper.

Nach zehn Minuten fing ich an, mir die Herrlichkeiten des inzwischen gewiß schon im Ausbau begriffenen Quartiers auszumalen. Aus prasselnder Lohe — der Feind spielte keine Rolle dabei — stürzten Wogen und Wellen von roter Hitze glühend in die kälteklirrende Luft, summendes Wärmegefühl durchrollte Finger und Füße, und aus einem Kochgeschirr warf brodelnder Tee kleine Wirbelwölkchen und chinesische Wohlgerüche. Auge und Ohr horchten, spähten, lauschten und äugten tierhaft in die bedrohliche, weiße Nacht des Sumpfes, fangende Schalltrichter jeden Geräusches, sammelnde Brenngläser jeder Bewegung. Und vor der blassen Nasenspitze trieb die Phantasie wie eine bepelzte Elfe lockende und zerbrechliche Zauberspiele.

Endlich, nach zwei Stunden, stapfte die Ablösung schwer

verstimmt heran und beschrieb mir den Weg zum Standort des Postens.

„Und die Unterkunft?", fragte ich gierig wie ein Wolf.

„Wirst schon sehen", sagte er mürrisch.

Mit Dankliedern im Herzen verschwand ich und schraubte vorsichtshalber meine Ansprüche herunter auf ein kleines, schwachbrennendes Feuer unter einem schneebepackten Bretterdach.

Ein Haufen zusammengeworfener Kiefernäste wuchs schwerfällig aus der Dunkelheit empor. Ein Grunzen murrte hinter den mageren Zweigen. Neugierig sah ich dahinter. Großer Gott! Hier kauerten Soldaten, Unglückliche, obendrein noch Leute unsers Postens, die auf einem Irrgang sich hier ausruhten.

„Wo ist der Posten?", fragte ich ungeduldig.

Pause. —

„Wo ist —?"

„Verrückt!", fauchte eine Stimme. „Wo soll er denn sein! Hier ist er! Quatsch nich' und leg dich her."

Faustschlag und Sensenhieb in die Kniekehlen wirkt genau so wie diese Antwort, und ein Schicksalsschlag erträgt sich ebenso schwer wie solche Überraschung.

Es war eine der bösesten Enttäuschungen meines Lebens. Zweiundsiebzig Stunden haben wir in dieser Unterkunft mit den Zähnen geklappert und die große Zeit verflucht.

Auf der Leiter der Widerwärtigkeiten steht man aber erst dann eine Sprosse nur unter der Unerträglichkeit, wenn Kälte sich mit Nässe gattet, wenn es am Tage taut und des Nachts friert. Da marschiert man in einem grauenvollen Schlamm, in dem man den Standpunkt der Stiefel nur erraten kann. Bis an die Taschen ist der Mantel mit einer dicken Kruste zerspritzten Drecks bedeckt. Dieser Zustand

gestattet des Morgens einen wirkungsvollen Scherz. Man stellt den Mantel hin wie einen Holzklotz oder Amboß, worauf er steif und starr stehen bleibt und aussieht wie ein bein- und kopfloser, abgeschnittener Erhängter in der Todesstarre.

Unselig aber ist der, der sich bei der Einkleidung zu große Hosen verpassen mußte, weil die wenigen kleinen wie immer längst vergriffen waren. Jetzt aber werfen die Dinger, die sich schwer in die Stiefel stopfen lassen, über'm Schaftrand am Knie mächtige Falten und scheuern sich bei jedem Schritt des Marsches. Das Ergebnis ist bedauerlich und der damit Behaftete nicht weniger. Nach einem Marsch bei strenger Kälte klaffen an der Innenseite der Knie große Löcher, die als Lüftung und Windfang hier ihren Sinn verfehlt haben.

In den Wintermonaten meiner ersten Kriegserfahrungen erschien mir die Kälte als die unerträglichste aller Witterungserscheinungen. Drei Wochen später wurde mir bei tagelang strömendem Regen klar, daß das ein schwerer Irrtum gewesen war.

Die Wegelosigkeit des frühjahrlichen und herbstlichen Polens erschien in einem triefenden Gewand von Regen. Postenstehen auf offenem Felde war nur möglich, wenn ein Brett unter den Füßen Halt gab. Sonst versank man stumm und wehrlos in den Dreck. — Und Flandern, — Flandern! Es ist kein Vergnügen, wenn man in feindlichem Feuer sich Hals über Kopf wie ein überraschter Maulwurf eingraben muß und nach dem ersten Spatenstich keinen Spiegel mehr nötig hat, weil einem zu Füßen aus klarem Wasser das eigne Antlitz voll Wut entgegenstarrt. Es gehört die wortlose Entschlossenheit finsterer Verzweiflung oder vollkommen gedankenlose Ergebung oder aber großartigster Galgen-

humor dazu, in die flandrischen Stellungen der Großkampftage zu marschieren, sich lang auf den Bauch in knietiefen Brei oder triefnasses Gras zu legen und dort drei Tage lang in einem Hagel von Artilleriegeschossen jeder Größe mit schreiendem Magen und zufallenden Augenlidern zu liegen. Gummimantel, Zelt und Decke sind eine Lächerlichkeit. Gegen diese Nässe gibt es ebensowenig Schutz wie gegen eine Mischung von Blau- und Gelbkreuzgas. Und doch geht's! Beim Militär geht alles und im Kriege noch viel mehr, heißt es.

Zwischen Chateau Thierry und Soissons hieb man sich beim Beginn des Rückzuges 1918 mühsam und fluchend die zaghafte Andeutung eines Schützenloches in den kreidigen Boden, während der Regen einem mit stillem Beharrungswahnsinn in den Nacken sprang. Des Abends legte man sich mit Selbstüberwindung in diese Höhlung. Der Kopf scheuerte sich oben, die Füße stemmten sich unten, links und rechts schabten sich Schultern und Hüften, und in das Gesicht hing das quer über das Loch gespannte Zelt und sammelte den Regen. Nach einer Stunde kamen die ersten Tropfen durch, zwei Stunden später war die ganze Innenseite klatschnaß und klebte am Gesicht wie feuchtes Tuch über dem Modellierton. Des Morgens aber und beim Alarm fuhr man hoch wie ein Regenkobold und Erdmännchen und riß mit dem Schädel das feuchtfaltige Zelt hoch, daß das Wasser spritzte und in die Stiefel troff.

„Naß bis auf die Haut!", hat man im Frieden leichtfertig oft gesagt, und war doch nie naß bis auf die Haut. Naß bis auf die Haut und auf die Knochen! Ja, dann erst ist es soweit, wenn jener Gipfelpunkt der Ungemütlichkeit und innersten Schauderns erreicht ist, in dem Hose, Unterhose und Hemd so naß sind, daß man bei größter Schlaffheit

lieber bis zum Umfallen steht, als daß man sich setzt oder legt, weil man nur mit Grauen an die Bewegung des Setzens zu denken wagt. Naß bis auf die Haut! Ja, dann erst ist es soweit, wenn man bei strömendem Regen einen Tag lang in der Marschkolonne im Schritt geritten ist. Dann bleibt man am Ziel todmüde auf dem Gaul sitzen aus Angst vor dem Abspringen.

Kälte und Nässe! Ihre Herrschaft raubt alle Gedanken und läßt alles Gefühl nur zu Kälte- und Nässegefühl werden und alle Hirntätigkeit darin verschwinden wie einen Fluß im Meer.

Gepäck Zu den ungeahnten Offenbarungen, an denen das Soldatenleben so reich ist, gehört der Augenblick, in dem zum ersten Male der feldmarschmäßig gepackte Tornister mühselig und ungeschickt umgehängt wird und sich mit seinem vollen Gewicht an die knackenden Schultern hängt. Diesen niederwuchtenden Augenblick wird so leicht keiner vergessen. Das Gewicht des Koppels an den Hüften macht sich nicht annähernd so stark bemerkbar und verschwindet vor der Last des Tornisters.

Eine einfache Aufzählung des Gesamtgepäcks eines Soldaten, der zu Beginn des Herbstes und im Winter ins Feld rückt, wird mir viele Worte ersparen. Einige der wichtigsten Eigensachen, die neben der militärischen Ausrüstung ein jeder mitnimmt, sind hierbei mitgerechnet.

1 Tornister, 2 Decken, 1 Mantel, 1 Zeltbahn, 1 Kochgeschirr mit Löffel, 1 Paar Schnürstiefel, 2 Bürsten, 2 Kaffeebüchsen, 1 Fettbüchse, 1 Beutel mit Werg, 1 Salzbeutel, 1 Beutel mit Zeltstöcken, 1 Büchse voll Dauerfleisch, 2 Beutel mit Zwieback, 1 Pack Dauergemüse, 1 Wischstrick,

1 Schachtel Stiefelschmiere, 1 Feldmütze, 1 Handtuch, 1 Unterjacke, 1 Paar Fingerhandschuhe, 1 Paar Fausthandschuhe, 2 Hemden, 2 Unterhosen, 2 Paar Strümpfe, 1 Paar Kniewärmer, 1 Leibbinde, 1 Kopfschützer, 1 Zahnbürste, 1 Ersatzhalsbinde, 1 Heft Schreibpapier, 1 Heft Karten, 1 Stück Seife, 1 Kamm, 1 Schachtel Brotaufstrich, 1 Schachtel Zigaretten. — Das ist der Inhalt eines deutschen Feldsoldatentornisters, und es gehört eine Kunst dazu, ihn in seinen Taschen und Klappen zu verstauen. Später wurde am Kochgeschirr noch der Stahlhelm befestigt.

Am Koppel schleppt der Soldat noch folgendes: 1 Seitengewehr, 1 Spaten oder Beil, 2 Patronentaschen mit 120 Patronen, 1 Brotbeutel mit 1 Brot, 1 Feldflasche mit 1 Liter Kaffee, wozu im dritten Kriegsjahr sich noch eine Gasmaske mit einer Ersatzpatrone gesellte.

Überdies trägt der Soldat noch das neun Pfund schwere Gewehr und das, was er am Leibe hat.

Diese Gesamtausrüstung wiegt etwa 70 bis 80 Pfund. Wenn man bedenkt, daß manch einer, der dies zu schleppen hat, selbst nur wenig mehr als 100 Pfund wiegt, daß bei Vormärschen Strecken von 30 bis 40 Kilometern täglich durchaus keine Seltenheiten, daß die Wegeverhältnisse oft denkbar ungünstig sind, daß die regelmäßige Verpflegung aufhört, täglich nervenmarternde Dinge auf den Soldaten einstürmen, und daß Ermüdung einen Dauerzustand, Erschöpfung eine Kette von unvermeidbaren Ausnahmen bildet, — dann wird auch dem Ahnungslosesten die ungeheure Bedeutung des Feldgepäcks dämmern.

Der seelische Druck, den neben dem körperlichen eine stundenlange Belastung mit diesem Gesamtgepäck ausübt, dieser Druck gibt in seiner Wirkung, die er deutlich sichtbar auf den Träger hat, in nichts dem Druck nach, den eine

schwere Enttäuschung, ein Schicksalsschlag oder eine traurige Nachricht ausübt. Ja, noch mehr, — ich habe Leute gekannt, denen die Wucht ihres Gepäcks jeden Gedanken an Heimat und Angehörige nahm und die darüber ihre Gedanken an ungünstige, traurige Familienverhältnisse oder eine Regelung dringender Geschäftsverwicklungen vergessen konnten, die trotz bittender Briefe ihrer Frauen kaum je von sich hören ließen. Selbstverständlich ist eine so tiefgehende seelische Beeinflussung nicht die Regel, aber bei den namentlich zu Beginn körperlich nur wenig widerstandsfähigen, gebildeten Soldaten, bei Stubenmenschen wie Schreibern, Assistenten, Sekretären, Handlungsgehilfen ist das Gepäck ein außerordentlich starker Seelenbelaster.

Allmählich kommen Mensch und Gepäck sich entgegen: man gewöhnt sich bis zu einem gewissen Grade an seine Last, und man erleichtert sich von allem, was als halbwegs überflüssig erscheint. Kluge Leute lassen es gar nicht erst auf das Äußerste, auf den Versuch des ersten Marsches, ankommen, sondern bauen gleich auf der Bahnfahrt ins Feld vor, wenigstens taten sie das im Anfang des Krieges; wer da nach leichter Verwundung zum zweitenmal ausrückte, der warf alles nicht unbedingt Notwendige einfach aus dem Fenster seines Abteils oder aus der Viehwagentür, und die Hauptstrecken waren links und rechts der Böschung besät mit Wollsachen, Schnürstiefeln, Zeltzubehörbeuteln und Zeltbahnen, während die „eisernen Portionen" in die Magen wanderten. Später, als die Rohstoffnot und Lebensmittelknappheit einsetzte, unterblieb das von selbst; überdies war die Zeit der Märsche auf den meisten Kriegsschauplätzen vorbei und zu einer vorübergehenden Erscheinung geworden.

Neben der großen Masse des Heeres, die unter dem Gepäck mehr oder weniger zu seufzen hatte, gab es immer

und überall Leute, die darüber erhaben waren und nicht darunter zu leiden hatten. Diese Übermenschen marschierten lachend, plaudernd, rauchend und singend fünf Stunden hintereinander durch den dicksten Schlamm, hielten nach kurzer Rast noch zwei Stunden aus, warfen im Ruhedorf ihr Gepäck in die nächste Stallecke, „requirierten" mit wunderbarem Spürsinn und saßen eine halbe Stunde später bereits am lodernden Feuer um eine kochende Gans, während die andern gleichgültig und heilfroh zugleich im Stroh lagen und im Gefühl des Ruhens schwelgten.

Der weitaus böseste Teil des Gepäcks ist der Tornister. Jeder Atemzug, jeder Fluch fast während eines anstrengenden Marsches ist ein Haßgesang auf diesen unsichtbaren Gewaltsherrscher. Der Grimm über Schmutz und Schlamm der Wege, die quälende Erwartung des unbekannten Zieles, — das sind Nebenerscheinungen, Einzelheiten des Marsches, der Tornister aber ist die gediegene Unterlage, auf der alles andre ruht, von der alles andre erst seine eindringliche Stärke empfängt, wenigstens im Anfange des Feldzugslebens. Später steigt mit der Übung auch die Fähigkeit des Tragens.

Der reibende Druck, den die Tragriemen auf Schulter und Schlüsselbein ausüben, steigert sich auf langem Marsch allmählich zu einer unerträglichen, scheuernden Qual; das auf dem Rücken ruhende Gewicht erzeugt zwischen den Schulterblättern ein beklemmendes Stechen, das bis in die Lunge zu bohren scheint und zugleich den Uniformkragen gegen die Kehle zerrt und jene stickende Atemnot hervorruft, die am Sprechen und Singen hindert. Körperbau und Tornistersitz mag viel Einfluß auf diese lästigen Begleiterscheinungen haben, die bei einem längeren, pausenlosen Marsch stets einige Fälle von Erschöpfung und Marschunfähigkeit

zur Folge haben. „Schlappmachen“ nennt es das Heer mit einer Mischung von Verachtung, Hohn und Mitleid, weil häufig eine gleichgültigstumpfe Ergebung, eine nur halb erzwungene Nachgiebigkeit samt dem leichtverständlichen Wunsch nach Ruhe dabei mitspielt.

Der gute, eiserne Wille, der die Zähne zusammenbeißt, wie ein Gaul auf die Gebißstange knirscht, kann sein wie bergeversetzender Glaube. „Nur nicht weich werden“, sagt der Soldat. „Sich durchsetzen“ heißt es, nicht: „sich nachgeben“. Ich weiß es von mir selber, daß ich über den ersten Augenblick der Schwäche, über die zeitweilig auftretenden Minuten des Taumels und den endlichen wilden Entschluß, mich in den Straßengraben zu werfen, daß ich über all das hinaus noch drei Stunden marschiert bin, allerdings maschinenhaft, stumpfsinnig, aber doch marschiert. Nur zuweilen hatte ich noch die Empfindung, der Tornister im Nacken sei etwas Lebendiges, Feindliches, und die Tragriemen seien Arme, mit denen es mich unlösbar fest und schnürend umklammerte, nur zuweilen dachte ich an die Möglichkeit eines Wegendes, nur zuweilen vermochte ich mich zu solchen Gedanken überhaupt noch aufzuraffen. Eiserner Wille, und die Beine gingen wie im Traum, — wie im Traum. —

Und doch: der Tornister, dieser verhaßte Feind, ist einem zugleich ersehnter Freund, treuester, unentbehrlicher Helfer. Ohne ihn wäre der Soldat ein hilfloses, bettelarmes Geschöpf. Darum wird es auch niemals, selbst bei den unerträglichsten Märschen nicht, geschehen, daß der Soldat seinen Tornister wegwirft, — es sei denn, die Gefangenschaft strecke die harten Arme nach ihm aus.

Einen Gegenstand, der bei seiner Kleinheit von so unerschöpflicher Vielseitigkeit ist, wie der Tornister, gibt es so

leicht nicht wieder. Im Unterstand ist seine gefüllte Wäscheklappe ein weiches Kopfkissen, und auf den Ruhepausen langer Märsche wird er zum Stuhl. Wieviele Briefe sind auf ihm als Schreibtischersatz geschrieben worden! Wie oft hat er im Gefecht als Deckung und Gewehrauflage gedient und bei manchem ganz unbemerkt eine bescheidene Rolle als Lebensretter gespielt! In allen Bedürfnissen hat man sich zu ihm gewandt, und er hat immer Rat gewußt und Hilfe gebracht, in seinem Innern hat man immer alles, was man brauchte, gefunden.

Schreibtisch, Waschtisch, Kleiderschrank und Speisekammer ist in ihm vereinigt. Die Bilder der Frau und der Eltern gibt er ebenso gutwillig her wie Brot und Seife. Das Liebste wie das Unentbehrlichste schleppt man in ihm auf dem eignen Rücken, sogar das Zelt mit allem Zubehör. Und das macht den Vergleich des Soldaten mit einer Schnecke, die ihr Haus mit sich trägt, zu einem wortwahren Vergleich, der, bedenkt man den übrigen Inhalt, eher zu schwach als zu stark ist.

Mit dem Tornister ist der Soldat jederzeit und überall zu Hause. In wenigen Minuten ist das Zelt abgeschnallt und aufgeschlagen, alles übrige zur notdürftigen Bequemlichkeit gibt der Tornister her, und mit einer gewissen Dankbarkeit und Zuneigung streicht die Hand über die graue Segeltuchbespannung oder das braune Fell seines runden Rückens.

Alles an seinem Leibe mahnt den Soldaten an unpersönlichstes Soldatentum, an Dienst und Vorschrift, — der Tornister allein hat ein winziges Etwas vom Außerdienstlichen an sich, das ganz leise vom Zivilleben und ähnlichen Dingen zu erzählen weiß. Wenn man das Gewehr „die Braut" des Soldaten genannt hat, so kann man den

Tornister ruhig den „Freund“ des Soldaten nennen, den mit hundert Schmerzen geliebten Freund: ohne sie beide ist der Soldat kein Soldat mehr und der Krieg kein Krieg.

Dieses persönliche Band zwischen Soldat und Tornister ist für mich immer eine der größten Marscherleichterungen gewesen. Selbst in den Augenblicken kurz vor der drohenden Möglichkeit des Zusammenbrechens auf dem Marsch habe ich es nicht über mich bringen können, den liebevoll gefaßten Affen in die Obhut eines Gepäckwagens zu geben. Irgend etwas fehlt beim Wiedersehen doch, und meist ist er mit einer dicken Kruste von Straßenschmutz überzogen, und ich weiß nie, wann ich ihn wiederbekomme. Da duldet man um seinen Freund eben etwas mehr.

Unsauberkeit und Ungeziefer Der ahnungslose Zivilist, der ein wenig Staub an seinen Händen mit Abscheu betrachtet und von 365 Tagen im Jahr keinen vorbeigehen läßt, ohne sich nicht wenigstens einmal Hände, Arme, Gesicht, Hals, Brust und Nacken zu waschen, der von Sauberkeit die üblichen Begriffe hat, dieser selbe Zivilist hat von Unsauberkeit nur ganz unvollkommene Vorstellungen.

Was Unsauberkeit ist, das erfährt er erst in den ersten Tagen und Wochen seines Frontlebens, wo er sich in einem Zustand befindet, den er vor wenigen Wochen noch lächelnd für eine Unmöglichkeit erklärt hätte. Auf den Gipfelpunkt menschlicher Verschmutzung führt der Vormarsch oder der Rückzug.

Seife? Es gibt ja Leute, die noch zufällig ein verstaubtes Stück im Tornister mit sich tragen, aber die Zahl derer, denen Seife ein Kulturtraum ist, ist überwältigend groß. Wasser? Wenn es mal Wasser gibt, wird es ge-

trunken. Reine Wäsche? Im Tornister ist nur schmutzige, und die auf dem Leib könnte ebenso gut im Tornister stecken. Der Staub der Marschkolonne wandert in steilen Schwaden mit der Abteilung mit und setzt sich auf das schweißglänzende Gesicht, bis er zu einer dicken Kruste verklebt. Das Gewehrfett wird mit dem Finger oder mit uraltem, durchfettetem Lappen verrieben und mischt sich mit Staub und Schweiß zu einer unlösbaren Dreieinheit. Dieselben Hände reißen beim Eingraben zähe Grasbüschel heraus, kratzen und wuchten an großen Feldsteinen, die der Handspaten nicht bewältigen kann, und mit den gleichen Fingern schneidet man Brot, bestreicht es mit Marmelade und führt es ohne Bedenken zum Munde.

Eins fügt sich zum andern. Hunger, Lebensnot, Mattigkeit, Schmutz — es ist nicht schön, aber es klingt in abgestimmtem Gleichklang zusammen, es ist innerlich geschlossen und widerspruchslos.

Das Hemd und die Unterhose, die ich trage, sind fünf Wochen alt und starren von Schmutz, aber hier entsetzt sich niemand darüber, und wenn ich ins Massengrab kommen sollte, gibt es ohnehin keine Leichenwäscherin, und es ist gleich, ob unter der grauen Uniform ein weißes oder ein graues Hemd ist. Grau paßt sogar besser, — es ist doch alles grau in grau vom Rock bis zu der Stimmung. Am Rockkragen glänzt ein schwarzer Speckstreifen, der sich so allmählich vom Halse her zusammengeläppert hat, und genau so ist es mit dem Ärmel. Wenn ich aus Neugierde die Falten der Hose überm Stiefel auseinanderstreiche, bin ich nicht sehr erfreut. Die Falte ist ausgezeichnet mit einem hellgrauen Streifen von Schmutz und Staub, den ich mit dem pechschwarzen Fingernagel ganz bequem fortkratzen kann. Indessen — dieser Streifen von Staub geht mich persönlich und

körperlich eigentlich gar nichts an, da die Hose nicht die Haut ist und da sie mir obendrein gar nicht mal gehört. Ich bin schon bedeutend mehr beteiligt, wenn ich mich des Abends in mein selbstgegrabenes Schützenloch zwänge und dann kurz nach dem Aufwachen feststelle, daß ich mit meinem Scheitel das Loch auszubohren versucht haben muß, — so viel Erde ist in den Haaren und auf der Kopfhaut angekrustet. Beim Gehen fühle ich deutlich den zwerghaften Erdrutsch über Nacken und Rücken rieseln, bis er endlich an den Beinen entlang in den Stiefeln endet.

Langsam, aber sicher überzieht sich der ganze Körper mit einer grauen Schmutzschicht, deren Vorhandensein einem erst auf Urlaub oder im Lazarett klar wird, wenn das Wasser in der Badewanne von Sekunde zu Sekunde undurchsichtiger wird, und unter dem Einfluß von Bürste und Seife große, weiße Streifen sich vom Grau der übrigen Haut abzuheben beginnen. Dasselbe Elend ist es mit den Zähnen. Ab und zu kommt man bei einiger Tatkraft und Entschlossenheit dazu, im Ober- und Unterkiefer mit einer faserigen Zahnbürste herumzufahren und dann mit schwarzem Kaffee nachzuspülen; aber Zahnpasta und Odol sind und bleiben ein Traum. Dann sieht man mit schmerzlichem Entsagen das schöne Wahnbild eines zierlichen Waschtisches mit Marmorplatte und Fayencekrug und Schüssel, mit geschliffenem Spiegel und einem Aufsatz voll Büchsen, Schachteln, Tuben und Flaschen, die einen wunderbaren Geruch von Reinlichkeit und Körperpflege ausströmen. Der Waschtisch einer Weltdame kann nicht reichhaltiger besetzt, nicht ausgeklügelter ausgestattet sein. Und dann steht man in dreckigen Kommißstiefeln an einer umpfützten Pumpe und starrt gebrochen auf den Schatten einer Zahnbürste und einen Blechbecher voll trüben „Kaffees". Ersatz wie alles!

Grade dieses Entbehrenmüssen der hübschen Kleinigkeiten des täglichen Friedenslebens, der Mangel an Seife, Bürste und Nagelfeile, an warmem Wasch- und Mundwasser ist es, der sich im Beginn so empfindlich bemerkbar macht, unter dem man zuerst so sehr zu leiden hat. Es ist wie mit Flohstichen: sie töten nicht, aber sie peinigen einen um Ruhe und Schlaf.

Die natürliche Folge solcher erzwungenen Unsauberkeit ist das Überhandnehmen des Ungeziefers und in krassen Fällen Krätze, Flechten und Hautausschläge. Wer monate- oder jahrelang draußen war, der hat alles gehabt: Flöhe, Wanzen, Läuse, Filzläuse, Krätze, manchmal alles auf einmal!

Flöhe und Wanzen lassen sich als Gnade Gottes und weise Vorsehung der Natur betrachten. Beide lassen sich leicht fangen, Flöhe sind bald vertrieben, und Wanzen bleiben im Quartier zurück. Aber Läuse, Filzläuse und Krätze sind eine Strafe und Geißel Gottes und eine Bosheit der Natur. Der Neuling kennt Läuse nicht, und wo alles Läuse hat, behauptet er dreist, frei von ihnen zu sein. Es juckt zwar, aber eine Besichtigung der Wäsche ist erfolglos. Das ist seine eigne Schuld, denn er weiß gar nicht, wie eine Laus aussieht, er denkt dabei immer an Flöhe, an hüpfende, braune Punkte. Aber es kommt ein Tag, wo er das Jucken nicht mehr erträgt, und er bittet einen Kameraden um Hilfe.

Da kauern sie beide mit nacktem Oberkörper vorm Unterstand, über graue Hemden gebeugt wie Schriftgelehrte über vergilbte Pergamente. Der Erfolg ist überwältigend: siebenundneunzig Läuse.

„Schade, daß es nicht hundert sind", sagt der kundige Jäger.

Das war meine erste Erfahrung auf diesem Gebiet

menschlicher Verkommenheit. Dann lernte ich die Eiablage in Falten, Winkeln und Ecken der Wäsche kennen und suchte Eier wie als Kind zu Ostern.

Aber das, was die Läuse zu einer Plage und Sucht macht, ist der entmutigende Umstand der Unmöglichkeit ihrer gründlichen Ausrottung ohne eigens eingerichtete Entlausungsanstalten. Was hilft es, wenn die Kompagnie in Ruhe liegt und abends 200 Feuer unter 200 Kochgeschirren lodern, in denen Hemden und Unterhosen mit allen schon geborenen und noch unausgekrochenen Tieren kochen, stundenlang kochen! Was hilft es, wenn ich täglich zwanzig Läuse mir absammle! Nichts. Ein paar Eier sitzen in der Biesennaht der Hose, wo kein menschlich unvollkommnes Auge sie entdeckt, und eine Laus ist in einer Woche schon Urgroßmutter und sieht auf Heerscharen von Enkeln zurück. Auskochen kann ich die Hose nicht, weil ich nur eine habe, und in Unterhosen kann ich nicht zum Dienst kommen, wenn das im Frieden auch, sogar bei Paraden, vorgekommen ist, wo man in Ausnahmefällen in Unterhosen bei Sr. Exzellenz vorbeimarschierte. Hier trägt man eben keine irreführenden Drillichhosen. Und wenn ich das Unmögliche fertig gebracht und alle Läuse und ihre Eier getötet habe, dann brauche ich mich bloß in mein verlaustes Quartier zu legen, und in einer Viertelstunde ist alles wieder in Ordnung und beim alten. Läuse wird man nur in Entlausungsanstalten los, bei läusefreien Quartieren, frischer Wäsche und läusefreiem Verkehr.

Diese vier Voraussetzungen fehlen an der Front vollzählig, und darum ist man immer verlaust, wenn nur ein paar Mann der Kompagnie über einige dieser weißlichen, schmalen Blutsauger verfügen, die in einer Minute verdauen und wieder Hunger haben.

Krätze ist ein bedeutend weniger verbreitetes Leiden,

weil der krätzebehaftete Mann sofort ins Revier oder in ein Lazarett gesteckt wird. Es ist noch schwerer erträglich, weil man vollständig hilflos dasteht.

Der Kundige erkennt am Biß mit unbedingter Sicherheit den Beißer. Der Stecknadelstich des Flohs ist deutlich unterscheidbar vom brennenden Schmerz des Wanzenbisses, das kitzelnde Jucken des Läusebisses kann nur ein harmloses Gemüt für einen Flohstich halten, und das rasend machende Fressen und Kneifen der Krätzemilbe ist ein unvergeßliches Gefühl.

Es ist nicht erbaulich, davon zu reden, aber es war auch nicht angenehm, es zu verspüren, und der Abschnitt „Unsauberkeit und Ungeziefer" wiegt schwer im Felde und zählt Seiten über Seiten im Buch der Erinnerungen an die Front. Beim ersten Anblick von Läusen packt einen gewiß Ekel und Widerwillen. Allmählich aber stumpft die Gewohnheit ab, und es bleibt nur ein gewisser entsagungsvoller Unwille über die Lästigkeit der unaufhörlichen Störung durch juckende Stiche und Bisse.

Finden und Tauschen An der Front findet man oder tauscht man etwas um, ist ein Gegenstand plötzlich nicht mehr da und ändert seinen Besitzer. Der Feldsoldat sagt: „Mir ist meine Feldflasche geklaut", aber er nennt diese Tätigkeit des gewaltsamen Eigentumveränderns niemals „stehlen". Draußen wird viel gefunden und viel verloren; die Anschauungen über Mein und Dein sind großzügig und unbarmherzig wie das Leben an der Front, wie die Front selber, der es auf einige hundert oder tausend Menschenleben nicht ankommt. Was will demgegenüber ein verschwundenes Kochgeschirr und ein gefundenes Gewehr sagen!

Ich denke hier weniger an die von Kämpfen durchtobte

Front, die in den Ausrüstungsstücken der Verwundeten und Gefallenen genug herrenloses, vogelfreies Gut verschleudert und dadurch schon das „Klauen“ überflüssig macht, als an die in Bereitschaft oder in Ruhe liegende Truppe, der namentlich bei den aktiven und Reserve-Regimentern mit Exerzieren und Appells das Dasein heiß gemacht wird. Da braucht man allerhand Sachen wie Spaten, Kochgeschirr, Zeltbahn, Feldflasche, und das Gewehr und Seitengewehr soll peinlich sauber sein. Dem fehlt dieses, dem jenes; dessen Gewehr ist hoffnungslos verrostet, und der Spaten des Kompagniesündenbocks ist verbogen und paßt in keine Hülle mehr. Beim Appell muß aber alles sauber zur Stelle zu sein. Kaum weiß die Kompagnie, daß morgen um 5 Uhr nachmittags Appell ist, dann geht zur selben Minute das Verlieren und Finden an und dauert bis eine Minute vorm Antreten. Der Dumme putzt ununterbrochen die verrosteten Sachen, die ihm statt seiner schönen, blanken Dinge plötzlich blind und traurig entgegenstarren, und fällt doch schwer auf, und der ganz Dumme putzt bis zum Schluß, bis alles endlich doch noch appellfähig geworden ist, freut sich wie ein Kind, und geht dann zum Appell ohne ein einziges seiner mühselig gereinigten Geräte, wofür er maßlos angebrüllt und mit Nachexerzieren bestraft wird. Eine Meldung an Feldwebel oder Kompagnieführer ist stets zwecklos. Aus den Hunderten von gleichartigen Dingen ist ein bestimmtes meist gar nicht oder nach endlosem Suchen herauszufinden, und dazu ist an der Front keine Zeit. Der Mann soll selbständig sein und die Augen offen halten, zum mindesten auf sich selber.

Man darf diese kecken Eigentumsbetrachtungen nicht mit dem strengen Urteil des friedlichen Bürgers betrachten und zivile Friedensmaßstäbe dabei anlegen. Der gemeine Soldat hat an der Front zum überwiegenden Teil kein persön-

liches Eigentum, sondern Ausrüstungsstücke, Staatseigentum. Die Frage des Mein und Dein ist also wirklich nicht ganz so einfach zu beantworten. Mein Tornister könnte ebensogut der meines Nachbarn sein und umgekehrt, beide Gegenstände erfüllen in der gleichen Weise denselben Zweck. Habe ich keine Feldflasche mehr, dann hat man sie mich gewöhnlich heimlich verlieren lassen, und ich habe schon deswegen das moralische Recht zu derselben Eigenmächtigkeit. Der andre wird schon eine neue finden, es gibt ja so viele in der Kompagnie, an jedem Brotbeutel hängt eine. Ein Druck auf die Feder, — er hat sie. Und vielleicht hat er noch mehr Glück als ich und erwischt eine mit Wein oder Schnaps, — in meiner war bloß alter Kaffee, wovon ich nur die empörende Last des Auswaschens hatte.. So denkt der Frontsoldat, — nicht alle, aber viele. Und er beruhigt sein Gewissen beim ersten Male: „Das Ding gehört ja nicht Meyern, sondern dem Staat, und der kriegt es schon wieder. Behalten will ich es nicht.“ Später regt ihn das Finden nicht im geringsten mehr auf.

Die Ausrüstungsstücke sehen einander so ähnlich wie ein Ei dem andern, und das ist schon eine Erleichterung und eine Verführung. Der Straflosigkeit ist man sich von vorherein bewußt. Also weshalb nicht? So ist es gekommen, daß das Klauen an der Front eine stillschweigend anerkannte Tatsache geworden ist, über die sich kein Soldat weiter aufregt, und die Ausrüstungsgegenstände gehen von Hand zu Hand wie der Wassereimer, wenn's brennt.

Die Gefahr, die solche Anschauungen in sich bergen, liegt auf der Hand. So ist es denn unvermeidbar geworden, daß persönliches Eigentum hin und wieder nicht geachtet wurde und es vorkam, daß man von seinem vollzähligen Gepäck weg und auf Posten ging und bei der Rückkehr seine

Zigaretten, Schokolade und sonstigen Eßwaren vermißte und nie wieder fand. Hier war der Ausdruck Stehlen am Platz, und er wurde rücksichtslos gebraucht. Ein bedauerndes Achselzucken der Kameraden, stillschweigend unterdrückter Zorn, — damit war der Vorfall aus der Welt, denn alles Suchen und Forschen hätte keinen andern Erfolg gehabt als den, zu bestätigen, daß die Sachen eben unauffindbar und wahrscheinlich gestohlen sind.

Diese lockeren Ansichten mußten ohne Zweifel, namentlich bei den unüberlegten, jüngeren Leuten, eine Begriffsverwirrung und Gewissenlosigkeit erzeugen, die bei den Massen im Felde nicht ungefährlich ist. Die erste Bestätigung dieser Vermutung haben die ungeheuerlichen, mit unverhüllter Frechheit erfolgten Plünderungen in den Tagen der Revolution gebracht. Indes: der Frontsoldat kann sie beruhigteren Herzens betrachten: er hat sich an dieser Schande nur in Ausnahmefällen beteiligt und kann die Unehre dieser Vorgänge ruhig den Etappentruppen, Fahnenflüchtigen und den Truppenteilen überlassen, deren wenig militärische Tätigkeit schon den Keim der Zuchtlosigkeit in sich barg.

Stumpfsinn Das Frontleben ist eintönig und wirkt mit der dauernden Wiederholung stärkster Eindrücke allmählich abstumpfend; es ist fast ausschließlich auf das Körperliche eingestellt, und da es ununterbrochen mit Hunger, Durst, Müdigkeit, Kälte, Anstrengungen auf den Körper einwirkt, macht es ihn abgehärtet und verleiht dem Gefühlsleben eine gewisse stille Ergebenheit.

„Wie Gott will, ich halte still“, sagt man oft an der Front. Man weiß eben, daß es kein Entrinnen gibt, und man nimmt ein verlustreiches Gefecht mit demselben Achsel-

zucken hin wie das Ausbleiben der Feldküche und die Unmöglichkeit, seine Unterwäsche für die nächsten vier Wochen zu wechseln. Groß- und Kleinelend, Schwerthieb und Stecknadelstich wird zum unentrinnbaren Schicksal, das man hinnehmen muß wie eine Krankheit: ohne mit der Wimper zu zucken, ergeben, mit einem bedauernden Seufzer.

Eine fortwährende Beschäftigung hält einen tagelang in Atem und läßt kein Nachdenken aufkommen, und wo Beschäftigungslosigkeit mit gefährlicher Langweile droht, da wird höheren Orts irgendein Arbeitsdienst gefunden, damit niemand auf dumme Gedanken, auf Unzufriedenheit und Murrsucht kommt und die gute Stimmung zerstört. Es ist gut so. Wer einmal gänzlich vorurteilslos, nur als Mensch über den Sinn des Krieges und seiner Opfer nachgrübelt, der kommt als Beteiligter, als Leidender sicher irgendwann einmal auf merkwürdig verführerische Gedanken von der Sinnlosigkeit des Krieges, nennt die Verluste „Mord", das Schießen „ein Verbrechen" und den Soldaten einen Narren, der sich ausbeuten läßt.

Es gibt nur wenig freie Zeit zum Selbstbesinnen an der Front. Wenn man in diesen kurzen Stunden nicht schläft oder Briefe schreibt, dann — dann — was dann? Der Unterhaltungsstoff ist erschöpft, aber er dreht sich immer wieder um ein und dasselbe: Urlaub, Verpflegung, Heimat, Vorgesetzte, Friede, und er wird oft in schimpfendem Ton geführt. Das gehört dazu. Bücher gibt es nicht. Spazierengehen? Ich kann die Kompagnie nicht verlassen, und der Daueraufenthalt im Freien ist schon ein Dauerspaziergang. So hockt man im Unterstand und redet mit, um mitzureden, starrt vor sich hin, denkt sich mancherlei Verlockendes, träumt, spielt Karten und schlägt die Zeit tot, nachdem man sie zuvor dem lieben Gott gestohlen hat. Man versinkt

stumm und langsam in den Stumpfsinn wie in einen dunklen, schweigenden Sumpf. Jeder Baum der Stellung, jede Wurzel am Grabenrand ist mir bekannt, jedes Gesicht in der Kompagnie könnte ich auswendig zeichnen, eine Uniform sieht aus wie die andre, der Dienst ist immer derselbe: Postenstehen, Grabenarbeiten, Gewehrreinigen, Belehrungen. Der Reiz des Liedes ist dahin, und die Platte ist ausgeleiert. Selbst so unerhörte Geschehnisse wie Granateinschläge, Feuerüberfälle, die bei den ersten Malen so tiefe Eindrücke machen und so erregend wirken, — sie verlieren an Stärke und verblassen.

Die Gewohnheit entseelt alles und schleicht in grauem Kleid auf Pantoffeln lautlos und müde umher. Verzweifelt sucht man nach Zerstreuung, aber es gibt keine Musik, kein Kaffeehaus, keinen Straßentrubel, kein Schaufenster, kein Theater, — nichts, — gar nichts. Man gewöhnt sich das Denken ganz ab. Der Vorgesetzte denkt für einen. Nahrungs- und andere Friedenssorgen gibt es nicht mehr. Es rüttelt nichts an der Seele, es lastet alles auf ihr. Das geistige Leben ruht und ergeht sich in den Augenblicken des Erwachens in Wiederholungen. Die Stimmung versackt allmählich: schweigsam, mürrisch, verdrießlich, ärgerlich über die geringste Kleinigkeit. Die Bitte um einen Löffel wird als beleidigende Zumutung empfunden und mit einer bissigen Bemerkung erfüllt. Verstimmende Zankereien sind an der Tagesordnung. Frontkoller, wie es einen Tropen- und einen Polarkoller gibt, entstanden aus Beschäftigungsleere und Einförmigkeit der Umgebung. Eine geistige Adernverkalkung setzt ein. Die Schwingen verlieren ihre Federn. Das ist der Verblödungsvorgang, der Leierkasten des Stellungskampfes, die Krebskrankheit der Kampfsittlichkeit, verstärkt durch Lebensmittelknappheit und Ungewißheit jeder

Zukunft. Mit Exerzieren, Märschen und Appells sucht die Heeresleitung diesen Zersetzungsvorgang zu bekämpfen.

Dann kommt ein Tag, an dem ein Meldeläufer den Befehl bringt: Morgen wird angegriffen. Geheimnisvoll fügt er hinzu: „Es soll eine große Sache werden. Durchbruch auf sechzig Kilometer Frontbreite!"

Das stockende Leben gerät in leichter fließende Bewegung. Die Geister erwachen, trübe Stickluft verquirlt in frischem Wind, die Stimmung schnellt hoch, der Leierkasten verstummt, und im Wogenschlag der Angriffsvorbereitungen geht der Stumpfsinn zugrunde. Neue Vorstellungen und Gedanken füllen Hirn und Phantasie, bis auch sie den zermürbenden Anstrengungen des Vormarsches erliegen, und die Betäubung der Erschöpfung sich mit vollem Gewicht an den Menschen hängt.

Alltag und Phantasie Eine Gefechtspause, eine tagelange Unterbrechung in den Wochen der Großkampftage, ein Stillstand während des Vormarsches, Übergang in den Stellungskrieg. — Der Soldat wird mehr Mensch, sein eigenstes Leben regt sich, und er zieht zuweilen den innerlichen Zivilanzug an. Erinnerungen, Wünsche, Hoffnungen, Pläne recken die Schwingen; selbst der Tatkräftigste wird für Stunden zum Träumer. Unzufriedenheit, Kritik, bittere Entsagung werden wach, und unter der gleichmacherischen Uniform rühren und sondern sich die Persönlichkeiten.

In den Steinhäusern Belgiens und Nordfrankreichs, in den Panjebuden und Scheunen Rußlands, in den Zweighütten, Blockhäusern und Zelten der Waldlager, in den Unterständen, Gräben und Trichtern der Front beginnt in den Tagen des Ruhens und Aufatmens diese Traum-

lebendigkeit, sobald Arbeitsdienst, Exerzieren und Appells vorüber sind. — Hier liegt einer auf seiner zeltüberdeckten Holzwolle, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und starrt mit runden Augen zur graukalkigen Decke; der hockt auf einem wackligen Schemel am Fenster und liest einen schon viermal gelesenen Brief, und der suchende Ausdruck seiner Augen verrät, daß er nun zwischen den Zeilen liest; dort sitzen zwei nebeneinander, Leib über den Tisch halb hingereckt, Knie in der Hand, Ellbogen auf der Tischplatte, und während sie leise, fast vorsichtig zusammen plaudern, erscheint ein — ja bei Gott, ein Lächeln träumt auf den harten Gesichtern, denen man so kindliche Zartheit nie zugetraut hätte; und dort liegt einer auf den Knien und legt Holz in den Ofen, aber plötzlich läßt er die Arme sinken und schaut in die züngelnden Flammen mit jenem Verlorensein, das in all derer Augen liegt, die sich besinnen, die träumen und in eine winkende Ferne blicken

Monatelang, jahrelang ununterbrochen wütet der Krieg. Manch einer ist nur alle sechs Monate mal für rasche Tage zu Hause gewesen, aber jeder war irgendwann einmal wieder in der Heimat und hat gesehen, daß jenseits des Schlachtenlärms ein Land wartet, dessen Sohn er ist und dahin er gehört, daß es außer dem eintönigen Grau und Zuschnitt der Uniform noch ein heiteres Bunt und einen freien Schnitt der Zivilkleidung gibt, die er von je getragen hat und die ihm gut zu Gesicht stand.

Ein Blick in die Umgebung: brüchiger Kalk an Decke und Wand, rohbrettrige, zweistöckige Betten, ein notdürftig behobelter Tisch, eine viel zu hohe Bank, ein Ziegelofen ohne Bewurf, gardinenlose Fenster, Platzmangel und Enge überall, Lärm, Gelächter, Tabaksqualm, Gerüche mit dem Stempel der Gemeinheit.

Man legt sich auf seine hartgelegene Holzwolle, schließt die Augen und sitzt plötzlich in einem weichen Polstersessel mit Armlehnen vor einem glänzenden Mahagonitisch, in dem sich eine langhalsige Flasche und ein geschliffenes, dünnstengliges Kelchglas spiegeln. Böcklins Farben glühen aus dunklem Rahmen, Whistlers hauchartige Striche und zarte Schatten schweben über einer gewählten Tapete, und die hohen Fenster blicken hinter Spitzengardinen und zartgelben, schimmernden Vorhängen. Aus den Milchglaskugeln einer elektrischen Krone weht eine Wolke von Licht.

Ach! Und ich selber! Weißer Kragen, schwarzer, weißstreifiger Schlips, schwarzes Rockjackett, gebügeltes Beinkleid, Oberhemd, dünne, schwarze Strümpfe und feinledrige Stiefel von unwahrscheinlicher Anpassungsfähigkeit. Und das alles sitzt und paßt! Der hohe Kristallspiegel grade gegenüber malt mich so schmeichelhaft und umgibt mich so zärtlich mit seinem goldenen Rahmen wie eine Frau mit weißen Armen und wirkt wie eine Offenbarung des Friedensengels.

Augen auf! Und die Panjebude ist da und senkt sich wie ein Albdruck samt ihrem Inhalt auf Brust und Stimmung. — Heute nachmittag gibt es keinen Dienst mehr, und es ist zu schön sich selbst zu betrügen. Ich schließe die Augen und atme tief, als wollte ich einen großen Anlauf zu einem Riesensprung nehmen. Ich laufe auch los und springe ab. — Ganz unwahrscheinlich hoch trägt mich der Absprung, und während ich durch die Luft sause, glaube ich im Märchen zu sein.

So läßt man sich willkürlich treiben, gleichgültig gegen den unausbleiblichen Rückschlag der Unzufriedenheit und Unrast, die mit dem Zentimeterstabe der Kritik neben dem Bett steht und nur darauf lauert, daß ich die Augen öffne.

Ein Kamerad von mir hält ein kleines Bild in der

Hand: ein nacktes Würmchen von fünf bis sechs Monaten staunt ihm mit weit aufgesperrten Augen und halboffenem Munde entgegen, und er starrt mit halbgeschlossenen Augen und gepreßten Lippen auf dies Bildchen. Minutenlang vergißt er alles um sich her. Dann schiebt er das Bild heftig in die Rocktasche und sagt, als er einen beobachtenden Blick gewahrt, mit verlegenem Lächeln und merkwürdig heiserer Stimme: „Nächste Woche fahr ich auf Urlaub. — Hier", er klopft behutsam auf die Tasche, als säße ein lebendiges Wesen darin. „Hier! Sie ist grad fünf Monate alt, und ich kenn' sie noch gar nicht."

Mit einem Ruck dreht er sich um und geht hastig zur Tür hinaus, ohne Mantel, obwohl draußen 28 Grad Kälte herrschen. Der ist sehr weit gesprungen, und es wird ihm schwer, sich zurecht zu finden.

Allerhand Lichtbilder kommen aus Tornister und Taschen zum Vorschein: Eltern, Kinder, Bräute, Frauen, Freunde und Freundinnen. Mancher baut eine ganze Familie vor sich auf, und einer zeigt seine Angehörigen dem andern.

„Hier, meine Frau!"

Ein Seitenblick voll heimlichen Stolzes.

„Da, meine Braut."

Ein argwöhnisch belauernder Blick, ein gespanntes Forschen im Gesicht des Nachbarn, was er von so vielem Reiz auf einem Stück Papier wohl sagt.

Endloses Erzählen, Fragen, Andeuten, abgeschlossen durch einen tiefen Seufzer oder einen krachenden Faustbieb auf die Tischbretter und die grimmigen Worte: „Und nu sitzt man hier!"

Diese vergeblich sich abquälende Sehnsucht versucht manchmal seltsamen Selbstmord. Ich überraschte einmal

einen Mann meiner Gruppe, der unter einer Kiefer des Waldes, in der wir in Reservestellung lagen, ein kleines, tiefes Loch aushob. Neben ihm lag ein Feldpostpäckchen mit einem Stapelchen von Lichtbildern. Unwillkürlich fragte ich nach seinem Treiben, und nach einigem Hin- und Herreden gab er mir höchst widerwillig zur Antwort, die Bilder stellten seine Frau und seine Kinder dar, deren Anblick er jetzt, kurz nach dem Urlaub nicht mehr ertragen könne. Solch Empfinden und Beginnen ist wie das erste Beben und Ächzen, womit sich der Zusammenbruch eines Hauses mahnend anzeigt.

Diese Sehnsucht nach Frau und Kind wird zeitweise, namentlich bei den eigensinnigeren, älteren Leuten, so stark, daß sie alle klare Einsicht in die notwendige Unabänderlichkeit der durch den Krieg nun einmal geschaffenen Verhältnisse verdunkelt und ihnen jede Folgerichtigkeit des Denkens raubt. Ein Schlaganfall der Empfindungen. Die stärksten Ungerechtigkeiten sind die Folge. Die Leute werden unlustig, verdrossen, aufsässig, hetzen einander gegenseitig auf und sind allen stachelnden Beeinflussungen wehrlos zugänglich, bis diese sittliche Krankheit in einer schaffen Gleichgültigkeit gegen alles ihren Höhepunkt und ihr Ende erreicht.

Die jüngeren verheirateten Leute haben in ihrer Jugend das nötige Gegengewicht gegen diese seelische Belastung, und die Wage ihrer Stimmung schlägt seltener und nie so tief nach der beladenen Seite aus, wie das bei den Männern im Alter von 35 bis 45 Jahren der Fall ist.

Vor dem Heimweh nach Frau und Kind tritt die Sehnsucht nach Eltern und Geschwistern zurück und verblaßt vor ihm zum Pflichtgefühl und oft sogar zur Bedeutungslosigkeit. Ich habe im Felde eigentlich niemals einen Soldaten

mit der Gefühlsinnigkeit von seinen Eltern sprechen hören, mit der er von der Frau und den Kindern erzählte. Selbst der Unverheiratete sprach eher von der Braut oder irgendeinem andern Mädchen als von der Mutter, dem Vater oder der Schwester. Der tiefste Grund dieser Tatsache mag darin liegen, daß neben der Liebe auch die große Verantwortung und Verpflichtung für den Unterhalt der eignen Familie, das Gefühl, in der eigenen Häuslichkeit die wirkliche, pflicht-, recht- und gewohnheitsmäßige Heimstätte zu haben, eine Rolle spielt, die bei den Eltern gar nicht in Frage kommt. Das trifft für Gebildete und Ungebildete wohl ziemlich gleichmäßig zu. In allen andern Inhalten des Begehrens scheiden sich die Geister, wäre es auch nur in der bloßen Art, in der es geschieht.

Einen großen Teil des Gedanken-, ja sogar des Gefühlslebens nehmen Äußerlichkeiten ein, die man gewöhnlich mit den Beinamen „platt, gemein" bezeichnet: Essen, Trinken, Wohnung, Kleidung, Grundfragen volkswirtschaftlichen Lebens. Das wird aber selbst dann sogleich weniger unverständlich, wenn man nur eine der bekannten Zeichnungen betrachtet, die das Innere eines Quartiers oder eines Unterstandes darstellen. Dem Einwand, ein gebildeter Mensch solle sich vermöge seiner höheren sittlichen Widerstandskraft im Gedanken an die Größe der Zeit darüber hinwegsetzen können, diesem Einwand läßt sich leicht begegnen. Ganz abgesehen davon, daß sich derartige Einwürfe am Ofen und Hunderte von Kilometern hinter der Front in der Harmlosigkeit der Unerfahrenheit leicht machen lassen, beruht dieser Trieb nach Verbesserung aller Äußerlichkeiten der Front weniger auf Bequemlichkeit, Verwöhntheit oder bloßer Unzufriedenheit, — nein, es ist vielmehr Kulturbedürfnis, Sauberkeitsdrang, Verlangen nach ausgeprägterem Men-

schentum, das hier unwiderstehlich durchbricht und seine guten Rechte fordert.

Das Feldküchenessen in allen Ehren. Es ist nahrhaft, sauber und meistens auch ausreichend. Das genügt zum Kriegführen und zur Ernährung vollkommen. Aber der Kulturmensch verlangt nun mal mehr. Er will sich nicht nur ernähren wie ein Tier. Er will auch etwas schmecken und sehen. Ein Kochgeschirr ist keine Schüssel, ein Kochgeschirrdeckel ist kein Teller, ein Blechlöffel ist weder Messer noch Gabel, und eine Feldküche ist schließlich auch kein Küchenherd und leistet nicht dasselbe. Meine Knie, der Auftritt im Schützengraben oder bestenfalls der kahle, rohgezimmerte Tisch ist kein gedeckter Familientisch. Gemüse, Fleisch, Kartoffeln, Suppe, Knochen auf einen Gang, in einem Topf als ein Brei, Salz als einziges Gewürz, sind nicht zwei oder drei getrennt aufgetragene Gänge und haben immer ein und denselben faden Geschmack, der die Zunge zu einer Überflüssigkeit macht und ihr nur noch die Aufgabe der Lautbildungen zuweist. Ich selber, der ich mir im Winter bei so und so vielen Kältegraden an der Pumpe, im Fluß oder an einer Pfütze den fettigen Topf mit den bloßen Händen und Stroh oder einem zerfetzten Lappen reinige, ich selber bin nicht der zweite, der Kellner oder das Dienstmädchen, der oder das abwäscht. Außerdem gibt es Zeiten, in denen ich nicht umhin kann, mich im Kochgeschirrdeckel zu waschen und dabei zu denken: ein Eßgefäß ist kein Waschgefäß.

Und wenn ich das alles mit geringen Abweichungen jahrelang tun muß, dann wäre ich kein Kulturmensch, ginge es spurlos an meiner Phantasie vorbei und erregte es nicht mein nur auf Körperlichkeiten eingestelltes Dasein. Allein der Gedanke, jahrelang unentwegt, Tag für Tag, mit einem Löffel Suppe und Brei und nur und nichts als Suppe und

Brei von einer furchtbaren Leere des Geschmacks zu essen, ist eine Vorstellung, die den Friedensmenschen mit Grauen erfüllt und ihrer Unglaubhaftigkeit halber verächtlich lachen gemacht hätte. Dasselbe in seiner Art läßt sich von dem militärischen Kaffee, Tee und den Trinkbechern sagen.

Der deutsche Fußsoldat ist sauber und warm bekleidet und bestiefelt. Das genügt. Kann man's ihm aber trotz diesem Genügen verübeln, wenn er zuweilen in den seltenen Stunden der Ruhe und den vielen Augenblicken menschlicher Schwäche auf allerhand stirnrunzelnde Überlegungen verfällt? Genug ist nicht genug, sagt Konrad Ferdinand Meyer. — Langsam streift sein Blick an der eigenen Gestalt herunter.

Du lieber Himmel! Der Rock ist mir eigentlich doch etwas zu weit oder zu kurz, und meine Hose geht, genau betrachtet, nur bis an die Knöchel. Und Rock und Hose trage ich nun schon tagaus, tagein von früh bis spät und gewöhnlich auch des Nachts noch auf Posten fast ein Jahr, und ich habe oft, so oft schon lange damit im Dreck gelegen. Wenn ich mir die Bescherung eindringlicher besehe, dann lese ich das alles ganz deutlich in den verblaßten Farben und den hellgewordenen Falten, und dann finde ich auch in einer Fußnote den dicken Vermerk, daß meine Stiefel dreimal geflickt und schon wieder nicht ganz wasserfest sind. Die Knöchelfalten liegen eng aufeinander wie bei einer zusammengequetschten Harmonika, so daß der Schaft in wehmütiger Haltlosigkeit zusammengesunken und ganz kurz und häßlich geworden ist. Bei großem, nichts verschmähendem Hunger könnte ich noch aus dem Innenfutter meiner Feldmütze eine kräftige Suppe kochen, — daher der Name „Speckdeckel". Hm. Und das Ganze hat so gar keinen Schnitt, — das hängt und bauscht sich locker um den schmalen Leib. Richtig! Es ist alles auf Zuwachs der Winterwollsachen verpaßt.

Sind diese Gedanken Verbrechen? Ist es Sünde wider den heiligen Geist der Zeit, wenn ich mich fünf Minuten nach meiner Heimkunft auf Urlaub im großen Familienspiegel bestaune, den Kopf schüttele und sage: „Kientopp!"

Ich hocke am Tisch meines Unterkunftraumes in der Ruhestellung und sehe mich um. Im Frieden wohnten hier vielleicht zwei Menschen, aber jetzt ist Krieg, und deshalb wohnen eben acht Menschen hier. Wenn ich Gesundheitspolizist wäre, würde ich Drang zur Ausübung meines Berufes in mir fühlen. Die vorschriftsmäßigen Kubikmeter Luft, und was für eine Luft —! Gott sei Lob und Dank, daß ich kein Gesundheitspolizist und nicht verantwortungsvoll bin.

Die Betten sind zweistöckig und aus rohen Brettern zusammengenagelt. In ihnen ruhen Strohsäcke, die nur aus Überlieferung und Frommsinn so heißen, denn sie sind mit Holzwolle gestopft. Holzwolle liegt man in vier Nächten zu Staub und Stein. Wenn mein Nachbar über mir „Bett macht", das heißt die Holzwolle aufkratzt und -schüttelt, höre ich ihn in der Staubwolke husten und fluchen, und ich selber unter ihm tobe in dem Holzwollbruch aus den Bretterfugen. In die graubekalkten Holzwände sind mächtige Nägel gehauen. Auf ihnen ruhen lose die Wandbretter, die jeden Beschauer an die Lücken des Lattenzaunes vorm Hause mahnen. Unter der Überlastung von Helmen, Tornistern und Kisten kranken sie an einer beängstigenden Neigung zum Kippen und sehen aus wie Fallsüchtige, die bloß auf eine Gelegenheit lauern. Wenn ich mich des Nachts zu selbstvergessen auf eine andre Seite wälze, um eine weniger harte Stelle zu erwischen, dann fahre ich hoch in einem Sturz von Helmen, Kisten, Seifenstücken — wenn ich Glück habe, sind offene Tintenfässer darunter — und schlage mir eine Stirn-

beule am Bettboden des zweiten Stockes. Über eine zeitvertreibende Beschäftigung brauche ich dann nicht mehr nachzudenken.

Die beiden Fenster sind so groß wie ein Stielerscher Handatlas. Hätten sie Vorhänge, so wäre am Tisch in der Stubenmitte ewige Nacht, — jetzt herrscht dort am Tage nur Dämmerung. In der Mitte steht der Tisch, der für drei Menschen berechnet ist und für acht ausreichen muß. Er muß! Also tut er's. Nicht nur Papier ist geduldig. In die Ecke ist ein Herdofen geklemmt. Er verschwindet unter Kochgeschirren mit und ohne Mittagessen, und darüber hängen an einem quer gespannten Stück Draht gewaschene und ungewaschene Wäschestücke. Eine Augenfreude ist das nicht und eine Luftverbesserung auch nicht. Aber praktisch ist es, ganz ungeheuer praktisch und einfach. Man muß sich das Leben leicht machen. Nur etwas Mut und innerer Höhenschwung gehört dazu.

Und in diesem Raum wogt Lärm, Gelächter, Pfeifen, Gehämmer, Staub, Hitze, Tabaksdunst wirr und wild ineinander. Da sitze ich mitten am Tisch in der Dämmerung. Mein linker Nachbar trinkt hörbar Kaffee und ißt geräuschvoll eine Marmeladenschnitte. Mein rechter Nebenmann erzählt zugkräftige Witze, mein Gegenüber reinigt, ein Lied auf den Lippen, sein Gewehr, und ich verderbe mir die Augen, indem ich mit Anspannung aller Kräfte und Aufbietung aller Sammlung diese Zeilen schreibe. Ich fluche nicht, ich schimpfe nicht, ich seufze nur und denke zwischen den Worten an andre Dinge, die weit, weit zurück oder weit, weit vor mir liegen

Im Bewegungskriege entbehre ich all diese Bequemlichkeiten und vermisse noch ganz andre Dinge. Da gibt es keine Ruhe, kein Zimmer, keinen Tisch, kein Bett, kein Dach

überm Kopf; da erscheint mir dies alles um mich her als eine Ausstattung, von der man träumen kann. Wann kann ich mir in der Zeit der offenen Kämpfe einmal die Zähne putzen? Wann kann ich mich einmal baden? Wann werde ich dann einmal meine Bartstoppeln los? Wann kann ich dann meine klebrige Wäsche wechseln? Wann werden dann einmal meine durchgelaufenen Sohlen und das aufgeplatzte Oberleder meiner Stiefel geflickt? Irgendwann einmal.

O — und wenn ich unter diesen nackten Verhältnissen Ruhe und Zeit habe, dann — bei Gott, dann ist es eine wahre Wollust, langliegend mit offenen Augen in Träumen, Phantasien, Erinnerungen und Hoffnungen zu wühlen und zu schwelgen. Was die Ernüchterung bringt, das ist mir furchtbar gleichgültig oder, wie der Soldat sagt, das ist mir eine Wichse. Dann ist mir das Beste gerade gut genug. Unter einem Kaffeehaus wie Josti tu ich es nicht. Der Kaffee, Bohnenkaffee, wirbelt aus der durchschimmernden Porzellanschale feine Wölkchen auf, die alle Wohlgerüche Arabiens verhauchen und mir wie Opferrauch für die Götter des Olymps und die Huris der Paradiese vorkommen. Wenn ich dazu eine Zigarette zu dreißig Pfennigen das Stück allmählich in die Luft atme, dann riecht das besser als in dieser verdammten Räuberhöhle hier. Noch nicht zufrieden? Nein! Man wird sehr anspruchsvoll im Felde. Es fehlt noch etwas.

Neben mir beugt sich ein Federhut verschattend vor und umrahmt, besser als Gold und Silber, ein Antlitz, schöner als alle Bildnisse Bellinis, Tizians, Lenbachs und Kellers. Bisher habe ich jahrelang nur Baß, Bariton und Tenor mehr oder weniger heiser im Befehlston rufen, schreien und drohen gehört, jetzt aber höre ich Sopran und Alt, eine Stimme, die hoch und hell und zart ist, eine Stimme, die

nicht ruft und droht, nein, eine Stimme, die singt und lacht und lockt. Bisher habe ich kurzgeschnittene, straffe Haare und gleichförmige, schmuck- und farblose Uniformen gesehen, und nun erblicke ich leichte, wehende Locken um Stirn und Schläfen und die verwirrende Eigenart eines Frauenkleides, das so viel von dem Wesen derer verrät und plaudert, die es so hübsch und anmutig zu tragen weiß. Das alles kann gar nicht zierlich, farbig, geschliffen und schmeichlerisch genug sein, und ich tue Pinselstrich um Pinselstrich zu dem Bilde, Tupfen auf Tupfen, Lichtblitz an Lichtblitz, Linie zu Linie. Die lose spielende Bewegung der kleinen Hand im gebogenen Gelenk tändelt mit dem unbewußten Reiz einer Kinderhand, und die groß geöffneten Augen funkeln mich mit so grenzenlos bewunderndem Staunen an, daß ich mich sehr beherrschen muß, um artig zu sein und die Gefühle der Menge um uns nicht zu verletzen. Aber wenn mein Fuß neben ihrem steht und durch das feine Leder des kleinen, hochhackigen Schuhes mit dem weißen Streifen der Einfassung die Bewegung der Zehen spürt, dann merkt keiner von den grobgesichtigen Narren um uns den zärtlichen Betrug unsrer grenzenlosen Liebe.

Irgend etwas muß der unbefriedigte, sehnsüchtige Mensch haben, woran er sich klammert, sei's Strohhalm oder Rettungsgürtel. Wer sich für verkannt erachtet, krallt sich am Größenwahn fest; wer nichts ist, hat und bekommt, betrügt sich selbst mit eigner Phantasie. So ward im Felde ein jeder des öfteren zum Selbstbetrüger. Halbtoll vor Durst auf langem Marsch in der Sonnenglut sieht man schäumende Maßkrüge vor sich; unter der Kneifzange des Heißhungers speist man im Geist von schneeweißen Tischtüchern ausgesuchte Speisen, ist man Alleinherrscher unter Torten und Schokolade; unter den Messerschnitten der Kälte

erträumt man die weiche Wärme eines Federbettes; im Räderwerk unaufhörlichen Dienstes versinkt man in die winkend geöffneten Arme eines Klubsessels; und unter den zerrenden und ziehenden Fingern von hundert kleinen Entbehrungen zaubert die gehetzte Phantasie ein Heer von Kellnern und Stubenmädchen hervor.

Es sind ja alles Voraussetzungen und Grundlagen eines modernen Lebens, die man im Felde dauernd entbehrt. Es ist ja gar nicht eine übertriebene Werteinschätzung dieser Selbstverständlichkeiten der Kultur, es ist ja nur ein Nichtdasein des Allereinfachsten, ein Fehlen des Bodens unter den Füßen, unaufhörliches, unleidliches Vermissen des Notwendigsten zum Leben. Das zwingt, die Mängel mit der Phantasie wenigstens zu ergänzen, als wollte man sich vergewissern, daß, wenn auch nicht grade an Ort und Stelle, so doch anderswo und in der Zukunft noch alles beim alten sei. Das Unentbehrliche entbehren zu müssen, die süße Gewohnheit des Daseins plötzlich verloren zu haben, — das ist es.

Der Gebildete hat seine geistigen Ansprüche mit ins Feld genommen und hat sie anfangs behalten; aber um ihnen genügen zu können, fehlt ihm alles: Ruhe, Zeit, Freiheit, Gelegenheit, Wärme, kurz: die unentbehrliche Voraussetzung.

Freilich, eine gewisse Erleichterung liegt in der Vollständigkeit dieses Mangels, es schickt und fügt sich eins zum andern, zu einem rauhen Zusammenklang, einer borstigen Übereinstimmung, die in ihrer gänzlichen Kulturlosigkeit Folgerichtigkeit und Einheit zeigt und in ihrer Widerspruchsleere den Übergang und die Gewohnheit leicht macht, leichter als man glauben möchte. Eine Unzahl von Mißtönen er-

gibt einen Gleichklang, ewiger Wechsel wird zur Beharrlichkeit.

„Na wenn schon, denn schon", sagt man achselzuckend und duckt sich ergeben hinein in den kalten Guß.

Wäre ich in der Gewohnheit häuslichen Friedenslebens und sollte plötzlich jede Nacht vier Stunden vor der Haustür Posten stehen und mein Mittagessen eine Stunde weit querfeldein in einem Blechtopf selber holen, dann würde mich das härter ankommen und mehr erregen, als der Zwang in eine völlig neue, halb negerhafte Lebensweise, in der alles zu allem paßt. Granaten, Hunger, Kälte, Erdloch, Schlaflosigkeit, — da klafft kein Abgrund, da fehlt keine Brücke, da tut kein Verbindungsweg not. Aber Frieren, Schlaflosigkeit und Müdigkeit vor dem warmen Bett im geheizten, behaglichen Zimmer, — dieser Abgrund ist unüberbrückbar, den überspringt nur bolschewistischer Wahnsinn.

Das sind äußere Grundumwälzungen. Und die innern? Ruhe, Zeit, Freiheit? Hat der gemeine Soldat im Felde wirklich Ruhe, Zeit und Freiheit? Gewiß, aber so wenig und von Bedingungen so eingemauert, daß sie so gut wie nichts sind. Wenn ich mit zehn Mann im engen Unterstand oder Quartier hause, dann habe ich weder Zeit noch Ruhe, um einen überlegten Brief zu schreiben. Ich muß sie mir stehlen und mich gewaltsam von meiner Umwelt abschließen, mir Wachs in die Ohren gießen wie einst Odysseus, aber nicht vor Sirenenmusik, sondern vor Harpyengekrächz. So ergeht es mir bei jeder geistigen Beschäftigung. Jedermann hat nicht die dicken Nerven, um Lärm einfach überhören zu können. So etwas ist Naturgabe und Göttergeschenk.

Freiheit? Ich kann mein Quartier kaum für eine Viertelstunde nach eignem Willen verlassen. Die Kompagnie könnte ja plötzlich alarmiert werden, es könnte außer-

planmäßigen Dienst geben, ich selbst kann verlangt werden, — und wehe, wenn ich nicht da bin. Überdies drohen stets und ständig Appells, auf die ich stets und ständig gewappnet sein muß, und die mich zwingen, so und so oft am Tage an meinen Sachen zu nähen, flicken, bürsten, stopfen, waschen, putzen, einzufetten. So hockt man in seinem Quartier, und eine Stunde weit entfernt liegt ein waldiger Hügel, zu dem ein Spaziergang wohl lohnen würde. Aber ich kann dort ebensowenig hingehen wie nach der Heimat. So wird schon die Vorstellung eines harmlosen Spazierganges zu einem Traumbild, in dem man schwelgen kann wie in einer unerhörten Ausschweifung der Einbildungskraft. Nur die ganz ruhigen Frontstellen mit Lebens- und Unfallversicherung und Konzerten dreihundert Meter hinter der vordersten Linie geben dem Eigenwillen mehr Raum.

Diese Entbehrungen und Anstrengungen nehmen den ganzen Menschen körperlich so in Anspruch, daß der willige Geist selbst erschlafft. Für jene Dinge, die einem geistig regen Menschen das Leben erst des Lebens wert machen, bleibt nur wenig oder gar keine Zeit und Lust. Ich gedenke nicht mit einem Zehntel — sagen wir's ruhig — der Innigkeit und auch zahlenmäßig nicht mit einem Zehntel an Gedanken einer Theatervorstellung, eines Bildwerkes, eines Gemäldes oder eines guten Buches, mit denen ich an einen Kalbsbraten, ein Glas Rheinwein, einen Frack, ein Bett oder an einen Lehnstuhl denke. Kunstwerke, Bücher — dafür ist nur in ganz ruhigen Stellungen Zeit und Anregung. Dort kann ich mir's erlauben, eine kleine Bücherei anzusammeln, wenn ich sicher bin, nicht so bald abgelöst zu werden. Dort ist Wunsch und bescheidene Erfüllung eins, und dort findet man ein wenig Erleichterung und Vergessen.

Während des Vormarsches aber und in arbeits- und

gefechtsreichen Stellungen kann ich mich nur auf einzelne Minuten besinnen, die etwa Büchern, Bildern oder andern Kunstwerken gegolten haben. Der Apollon vom Belvedere, Rodins Denker, Böcklins Insel der Seligen und Meeresbrandung, Grillparzers Medea, Nietzsches Zarathustra — das taucht wie etwas unbegreiflich Schönes, unerreichbar Fernes und fast Fremdgewordenes empor, unwirklich und aufglänzend wie ein Meteor über die Welt von Dreck, Schweiß und Blut hinwegschwebend.

Der gepeinigte Geist in seinem angewöhnten Hornhautpanzer des Stumpfsinns weiß damit nichts anzufangen. Ist doch das ganze Dasein im Felde von dem Leben in der Heimat und der Heimat selber durch eine undurchdringliche, unübersteigbare Mauer getrennt. Der Gedanke an Wiedersehn, die Hoffnung auf Heimkehr und Zukunft ist wie eine Flamme, die keine Nahrung findet und von Tag zu Tag tiefer in sich zusammensinkt, bis sie schließlich erlischt in einer großen, leeren Dunkelheit, der Ergebung ins Unabänderliche. Im Nichtgedenken der Heimat schläft dann die einzige Rettung. Dann erst ist man über das Böseste hinweg und ganz auf sich selbst gestellt. Verlöschende Erinnerung, tote Zukunft, hämmernde, wirbelnde Gegenwart!

Deutsche Sprache

Deutsche Sprache „Die Heeresgruppe greift an." — „Die Division hält die Stellung." — „Das Regiment löst ab." — „Die siebente Kompagnie klärt gegen den Wald vor ihrem Gefechtsabschnitt auf."

Das ist der Stil des deutschen Heeres des Kaisertums von Hindenburg bis hinunter zum Bataillonskommandeur und Kompagnieführer, und es ist großer Stil. In seinem Zivilberuf oder Privatleben mag mancher von ihnen ein fragwürdiges Deutsch zustande bringen; im Dienst der Front schreibt er großen Stil. Der Grund? Er hat den großen Gegenstand, den gewaltigen Inhalt. Der führt ihm unnachsichtlich die Federhand wie die Schwertfaust, der duldet keine Wortverschleuderung, keine Dunkelheit und keine mißverständliche Nachlässigkeit und verträgt keine Gesuchtheit und Wortziererei. Die Tat herrscht, schafft und befiehlt, die eigne Phantasie muß schweigen.

„Das Regiment löst ab und greift an."

In diesem knappen Befehl liegt Verwundung und Tod von vielen Menschen, liegt Elend jahrelanger Gefangenschaft, vielleicht des Schreibers Schicksal selber. Unwillkürlich, ohne viel Überlegung wählt er das würdige Wort. Das Schicksal redet kurz, scharf, kalt. Es streckt Arm und Hand, wegweisend mit unwiderstehlicher, königlicher Gebärde.

Für den, der solchen Befehl empfängt, hat er in seiner

Starrheit und Wucht fast etwas Furchtbares, gegen das Auflehnung sinnlos ist.

Dieser Stil wirkt. Man weiß, was alles in ihm liegt. Ein einziger Satz eines Heeresberichts, — welche Welt von Menschenschicksalen umschließt er! Fremdwörter im Befehl und Heeresbericht würden in verdienter Albernheit dastehen und von der erschreckenden Verständnislosigkeit des Verfassers erzählen. Hier gibt es nichts vorzutäuschen oder Blößen zu verdecken. Hier heißt es: bekenne! Oder verschweige! Man zähle einmal die Fremdwörter der Heeresberichte. Außer den vorschriftsmäßigen Bezeichnungen der Truppengattungen und -Einteilungen und den Namen der Rangstufen wird man kaum eins finden.

Der Krieg erzieht, die Front gibt den Sinn für das Eigentliche und Würdige. Unsre Offiziere in leitenden Stellungen schreiben den großen Stil reiner deutscher Sprache: Clausewitz, Moltke, Schlieffen, Bernhardi (zum Teil) sind klassische Schreiber.

Wer das, was er zu sagen und schreiben hat, mit vollem Verantwortungsgefühl an eigner Seele empfindet und erlebt, der wird nicht lange nach Worten suchen, der hat mit dem Erleben auch schon den Stil. Das große Geschehen führt ihm Hand und Stift. Eingebung, Inspiration, oder wie man's sonst nennen mag, ist eine müßige Erfindung eitler Bequemlichkeit, die vielleicht den plötzlichen Gedanken einer Novelle, ein Gedicht reinen Gefühls zu geben, nie aber bewußt künstlerisch zu gestalten vermag; aber großes Erleben verstehender Herzen kann selbst dem Wortungewandten für Augenblicke die Gabe künstlerischer Gestaltung des Gegebenen verleihen bei voller Wahrheit und Wirklichkeit des Dargestellten.

Die kurzen Verse und nachrufenden Worte auf manchen Soldatengräbern reden eine ähnlich ungewollt künstlerische Sprache, die zu reden dem Schreiber eben nur für Augenblicke möglich war. Und wieder steht auch hier hinter dem Wort die nackte Wahrheit, dieses Mal die schlichte Tiefe einer Empfindung.

„Bilde, Künstler, rede nicht!" — „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." — Diese beiden vornehmsten Gesetze künstlerischen Schaffens zeigen ihre Weisheit dem, der Heeresbefehle und -Berichte wie die kurzen Generalstabsdarstellungen bedeutender Kampfhandlungen einmal von sprachlichem Standpunkte liest. Wollte derjenige, der dort so zu schreiben weiß, den festen Boden großer Wirklichkeit verlassen, und wollte er versuchen, nun aus eignem Wesen Künstlerisches zu formen, — es würde ihm aller Voraussicht nach in Menschenschöpfung und Stil mißlingen. Ihm gibt die Schwingen das Erleben des Gewaltigen, seine Muse ist nur die Tat. Würde man andrerseits einem Schriftsteller die Abfassung der Heeresberichte übertragen, — wer weiß, was dabei herauskäme. Höchste Wortknappheit, feinstes Wortwägen, — nur damit kann dem gegebenen Inhalt großer Taten bei ihrer Darstellung genügt werden.

Bei solchen Gedanken berühren da draußen manche Bücher ganz seltsam. An gewaltigste Ereignisse fast gewöhnt, zur äußersten Sparsamkeit in Zeit und Wort gezwungen, den Sinn nur für den Kern der Dinge unbestechlich in Hirn und Herz — in diesem brennenden Bad der Front wandeln sich langsam Urteil und Forderung. Meine Kameraden und ich — wir haben bei den meisten Romanen und vielen wissenschaftlichen, namentlich kunst-, musik- und literaturwissenschaftlichen Werken, als störenden Hauptfehler eins empfunden: die Verfasser reden zu viel. Mit andern

Worten: der Stoff ist zu geringfügig, das Buch ist zu lang oder aber es ist zu wichtigtuerisch geschrieben.

Wenn der Tod täglich vor einem steht, dann erscheint einem z. B. ein Roman, der auf dreihundert Seiten die Liebesqualen eines Mannes und Mädchens mit allem nur möglichen Aufwand von Worten, Bildern, Seelenzergliederung schildert, — solch ein Roman erscheint einem dann oft bis zur Unverständlichkeit läppisch gegenüber dem wahren Elend, das da draußen sich so oft schlicht und wortlos, fast ungesehen abspielt. Das ist natürlich ungerecht, wenngleich es verständlich ist. Ein Körnchen Berechtigung, ja Wahrheit liegt aber in dem Urteil solcher Empfindungen.

Die dem Krieg vorangegangene Zeit der Politik, der Reden, der Gefühle ließen im Einzelmenschen ein übertriebenes Wichtigkeitsgefühl emporwachsen, und der Drang zur Hingabe an etwas ließ aus Mangel an überragender Größe eines allgemeinen Ereignisses einen jeden dieses unentbehrliche Etwas in sich selbst und andern finden, eine Hingabe, die im Laufe der Jahre oft wunderliche Blüten der Seelenmalerei zeugte. Die deutsche Sprache wurde in seltsame Stilarten gepreßt. Die künstlerische Literatur büßte diese verzweifelte Sehnsucht nach dem Neuen in seltsamen Stoffen und krausen Stilarten, die wissenschaftliche verfremdwörtelte mehr und mehr.

Gegen die Fremdwörter ging man zu Beginn des Krieges mit einem Eifer vor, dessen jäh aufflackernde Glut zu deutlich das Stroh verriet, mit dem es genährt wurde. Der Erfolg war denn auch gleich Null. Das einzige wirklich und wohl für immer verschwundene Fremdwort ist Adieu, und das will bei der Unzahl entbehrlicher Fremdwörter — und entbehrlich sind sie alle — gar nichts heißen.

Es ist mit den Fremwörtern wie mit den Ausländern.

Sie sind in Deutschland von je bestaunt, bewundert und angehündelt worden, und es wird nach dem Kriege dasselbe sein wie vorher. Die Studenten werden wieder neben ihren japanischen, englischen und slawinischen Mitstrebenden sitzen, die jungen Mädchen werden wieder einem Caruso nachlaufen und sich mit Vergnügen von einem Franzosen und Rumänen, am liebsten aber von einem Mongolen den Hof machen lassen, allerhand Fabriken werden wieder unüberwachbaren Ausländern mit Freude und Ehrerbietung gezeigt werden, und das englische Horsepower wird stets vornehmer klingen als die deutsche Pferdekraft.

In sprachlicher Hinsicht fehlt dem Deutschen jeglicher Sinn für Ehre und Würde, in einem Maße, daß er es fertig bringt, über Sprachreinigungsstreben als über eine lächerliche Unsinnigkeit zu spotten, vor allem wenn er staatlich bestellter Hüter deutschen Wortes, auf Gelehrt „Germanist" ist. Die praktischen Folgen der zunehmenden und sich einbürgernden Fremdwörterei sind ihm so gleichgültig, daß ich mich des stillen Glaubens nicht enthalten kann, sie seien dem Wissenschaftler und einem großen Teil der Gebildeten sogar erwünschte Abgrenzung und Schutz gegen eine gefürchtete, verflachende Wirkung deutscher Sprache, gegen Volkstümlichkeit. Das nach Belehrung verlangende Volk ist dem Gelehrten selbst dann Luft, wenn er sich hinsetzt und volkstümlich schreiben will. Sei es Gleichgültigkeit, Erhabenheitsgefühl oder völlige Verständnislosigkeit — er bringt es nicht fertig, volksverständlich zu schreiben.

Wie weit diese Irreführung des Volkes geht, dafür nur ein Beispiel. Im Jahre 1917 war ich mit einem Vizefeldwebel, einem ehemaligen Unteroffizierschüler, in einer Kompagnie zusammen, einem sehr begabten und strebsamen Manne, mit dem mich allmählich durch die Gemeinschaft allen

Erlebens Freundschaft verband. Ich half ihm in unsrer damaligen ruhigen Stellung regelmäßig bei seinen Vorarbeiten zu einer Militäranwärterprüfung. Eines Tages kam er zu mir, ein blaugebundenes, dünnes Buch in der Hand, ganz bestürzt.

„Was ist das eigentlich?" fragte er mich, und hielt mir das Buch unter die Nase.

„Theorien der Volkswirtschaftslehre" stand auf dem Deckel.

„Was meinst du denn?" fragte ich.

„Ich kauf mir dies Dings, um mich zu belehren. Na, — ich lese und lese und lese und verstehe keinen Satz. Lauter fremde Worte, die kein Mensch sonst gebraucht. Woher soll ich die kennen."

Und dann mit dem Tone ängstlicher Ehrfurcht: „Dies ist wohl ein wissenschaftliches Buch?"

„Nee", sag' ich, „im Gegenteil. Dies ist ein volkstümliches Buch, also gemeinverständlich."

Ich blicke in ein starr staunendes Gesicht.

„Gemeinverständlich?"

„Ja!"

„Für wen denn?"

„Eben für die Allgemeinheit."

„Das ist es doch aber nicht. Ich gehöre doch auch dazu."

„Stimmt! Aber es soll eben doch für alle verständlich sein."

Ein längeres Gespräch folgte, aus dem sich zu meiner entsetzten Überraschung ergab, daß der Vizefeldwebel sich eine auch in Volkskreisen — ich habe das bestätigt gefunden — verbreitete eigne Ansicht über Wissenschaft gebildet hatte, die aus vollkommenster Hilflosigkeit gegenüber einer so

erhabenen und unzugänglichen Festung, wie es die Wissenschaft für ihn ist, hervorgegangen war. Er nahm eine besondere Wissenschaftssprache an, die sich jeder Gebildete und Gelehrte zu Beginn seiner Ausbildung erst durch ein Sonderstudium erwerben müsse. Was er dann zu sagen habe, das sage er in dieser Sprache. Diese Ansicht war mir verständlich. Also die Wissenschaft mehr in der Sprache als im Inhalt.

Als ich ihm darauf eine Menge der in dem Buch vorkommenden Fremdwörter übersetzt hatte, erfolgte ein zweites Erstaunen.

„Was, ‚lukrativ' heißt lohnend, gewinnbringend, ergiebig, vorteilhaft, einträglich? Und ‚Inkompatibilität' heißt Unvereinbarkeit, Unverträglichkeit. Und ‚Reziprozität' heißt bloß Gegenseitigkeit, Wechselwirkung? Warum sagt er denn nicht das deutsche Wort, wenn er sogar zwei bis vier davon für das fremde hat?"

Ja, warum? Ich verwies ihn auf eine bescheidene, wahrscheinlich unbeantwortet bleibende Anfrage bei dem Verfasser.

„Es klingt nach was, und es ist eben mal so Brauch", sagte ich schließlich.

„Aber warum? Ja, warum?"

„Man will sich von der Menge unterscheiden und die Wissenschaft schon äußerlich betonen."

„Aber dies ist doch ein volkstümliches Buch!"

„Frag' den Verfasser. Ich bin nicht er."

„Hm. Aber dann: ich habe immer gedacht, jedes dieser Worte bedeute etwas ganz Neues, eben Entdecktes, Erfundenes."

„Ja, ich verstehe, — einen neuen Begriff. Das könnte den Herren so passen. Geistige Bahnbrecher, — lassen wir

das! Also du siehst, daß diese Worte ganz alltägliche Dinge verbergen."

„Ja, aber dann ist die ganze Fremdwörterei doch wertlos. Wozu denn?"

„Wertlos wär' sie auch, wenn sie neue Begriffe enthielte. Die lassen sich auch auf Deutsch sagen. Und wozu? Keine Ahnung!"

„Dann ist Fremwörterei aber doch eine ganz alberne Sache, die einen einfacheren Menschen bloß an der Nase immer rundum führt."

„Allerdings, und nicht bloß einfachere, sondern auch ganz gebildete Menschen, sonst wär' sie nicht so in Blüte. Irreführung — das ist's."

„Da bin ich denn genötigt, unzählige Fremdwörter zu lernen."

„Das nicht, aber kaufe dir ein Fremdwörterbuch und schlage jedesmal darin nach."

„Die Zeit habe ich später nicht, und dabei vergeht einem doch alle Lust."

„Dann bedanke dich bei unsrer Wissenschaft."

Hier spielte also die Fremdwörterei und mit ihr die gesamte Sprache der Wissenschaft etwa die Rolle eines Hexeneinmaleins, das die Tore zur Erkenntnis allein zu sprengen vermag und hinter klingenden Silben den Alltag birgt. Mein guter, ahnungsloser Freund verstand den Gelehrten nicht. Aber vielleicht versteht er eine Frau, die sich Schminke auf die Wangen legt, wenngleich sie's — und das ist das Ekelhafteste — nicht einmal notwendig hat.



Der Kampfgürtel

Kampfsittlichkeit ⸙ Oft genug kann man die Frage hören: „Wie bringt man es nur fertig, es da draußen auszuhalten und deckungslos gegen einen Feind anzurennen, der selbst gedeckt liegt, auf einen schießt und jeden Augenblick tödlich treffen kann? Das ist mir rätselhaft." Die große Macht, die es zuwege bringt, ist die Kampfsittlichkeit, in den schlimmsten Augenblicken der Gefahr unterstützt durch Gedankenleere und die Unwillkürlichkeit ursprünglichen Gefühls.

Die Kampfsittlichkeit ist als vornehmste, lebenserhaltende Tugend eines Volkes eine Masseneigenschaft. Vieles eint sich in ihr: Geborenes, Ererbtes, Erzogenes.

Geborenes: Der freie Wille und seine Sittlichkeit ruht im Herzen des Deutschen. Als der Krieg kam, sprang er in Millionen empor, und das Haupt leuchtend über das Volk erhoben, drängte er mit gebreiteten Armen Millionen um Millionen dorthin, wo in Waffenlärm und Blutströmen die Entscheidung über Recht oder Unrecht aufs Dasein fallen mußte. Die Freiwilligkeit sittlichen Willens dämpfte den jähen Fall und Sturz in die kalte Härte des Feldzugslebens, den Wurf in Urzustände. Vor Erkrankung, Flucht, Verfall zum naturhaften Triebwesen rettete Gewohnheit und Unabänderlichkeit; aufrechten Menschengang, erhobenes Haupt, Bewußtsein eigner Würde hauchte der freie Wille ein. Er ist nicht ein Teil jenes blinden Urwillens, der Lebensdrang, Selbsterhaltungstrieb heißt und unbewußter Naturtrieb auch

des Tieres ist; — er ist Menschentum, Grund und Eckstein aller sittlichen Kultur. In ihm webt und glüht Gemeinschaftsgefühl, Rücksichtnahme aller Handlungen auf den Mitmenschen, — gesteigertes Gemeinschaftsgefühl, das an die Menschen des eignen Volkes bindet und fesselt mit unlösbaren, unzerbrechlichen Ketten, völkisches Empfinden. Dies drängt bis an die krachende, qualmverhüllte Grenze des Feuergürtels.

Dort härtet sich das Eisen des freien Willens zum Stahl des Kampfgeistes, völkisches Empfinden verbindet sich mit Kameradschaft. Im Kampfgeist allein glüht Vorwärtsdrang, ballt Ausdauer die Fäuste, rauscht der Sieg. Manneszucht allein, Zwang, vielberufener Kadavergehorsam haben noch niemals Siege errungen. Sklaven gewinnen keine Kriege. Schon deshalb ist es eine Sinnlosigkeit, wenn gewisse Volkskreise von einem militaristischen Sklaventum des deutschen Heeres sprechen: Militarismus hätte den Weltkrieg nicht vier Jahre hindurch siegreich geführt. Nur die Freiwilligkeit hat Flügel über das Klein- und Großelend, nur der Kampfgeist hat Schwingen des Sieges.

Die alte Freude des Germanen an der Waffe, am Rausch des Krieges, am Grimm des Vorsturmes funkelt im Kampfgeist, der eine seiner edelsten Eigenschaften ist. Der Germane führte Kriege aus jauchzender Lust am Kriege, eroberte Länder aus notgedrängter Freude am Raube, stürzte Könige von ihren Thronen, riß den Purpur von Kaiserschultern aus unbändiger Sucht zum Herrschen. Den Germanen riß Drang zur Selbstbetätigung, Wille zum Durchsetzen, Trieb zur Herrschaft durch Europas Länder und Reiche. So wie er war kein Volk von der höchsten Tugend beseelt, die ein Volk erfüllen kann: von kriegerischer Tüchtigkeit, die volks-

erhaltend und volksmehrend ist. Der Deutsche des neuen Kaisertums fühlte die gleiche Flamme in seiner Brust brennen, — ihm aber ist sie gebändigt durch die Sittlichkeit seiner Kultur, ist sie gereinigt durch den Hauch des großen Gedankens, der ihm ein Recht an die Welt zuspricht.

Ererbtes: als das Heer an die Front rückte, nahm es das größte Erbe der geschichtlichen Vergangenheit des eignen Staates mit. Das offenbarte sich in der Begeisterung. Die Begeisterung gleicht der Jugend: sie dauert nicht lange, und sucht man sie künstlich zu halten, so macht man sie sauer und lächerlich zugleich. An ihre Stelle trat das gleichbleibende, stumme Bewußtsein, Glied eines großen Volkes zu sein. Staatsgesinnung war nur bei einem großen Teil der Gebildeten zu finden; in der Masse herrschte Volksempfinden, das den Staat in der Persönlichkeit des Kaisers zusammenfaßte und sah. In diesem Persönlichkeitsverhältnis zum Staat, zum Kaiser sprach sich ein starkes Zugehörigkeitsverhältnis aus, — die Treue. Die ungeheure, beschworene Erweiterung germanischer Gefolgschaftstreue.

Erzogenes: die Erreichung jeden hohen Staatszieles erfordert Ordnung. Ordnung ist Überordnung und Unterordnung, Gehirn und Körper, Führer und Heer. Ordnung im Heereskörper ist Mannszucht. Mannszucht ist die Maschine, die unumgänglich notwendig ist, um einen so riesigen, aus verschiedenartigen Teilen bestehenden Körper wie das Heer zu beherrschen und seine einheitliche Verwendung zu sichern. Eigenwilligkeiten, Härten, Kanten hindern die glatte Arbeit und müssen abgeschliffen werden, bis die Maschine arbeitet. Mannszucht ist die technische Vorbedingung eines Krieges. Mit ihr allein erreicht der Staat nichts, wenn die Kampfsittlichkeit nicht da ist, ohne sie erreicht er ebenfalls nichts, wenn die Kampfsittlichkeit noch so erhaben ist. Ein

begeistertes, tapferes Heer, das dem Befehl seines Führers nicht folgt, durchkreuzt und macht die Absichten höherer Führung unmöglich und verliert zwecklos Freiheit, Leben und Krieg. Das ist eine Wahrheit, die an eiserner Folgerichtigkeit der Wahrheit der Zahlen gleicht. Mannszucht der Masse, Selbstzucht im Gehorsam des Einzelnen — so trat das Heer 1914 zum Kriege an; Kampfsittlichkeit in jedem Schlage des Herzens, in jeder Regung der Seele überschritt es die Grenzen, durchstürmte es die feindlichen Reiche und hielt es gegen jede Übermacht unüberwunden, zwar besiegt, aber nicht geschlagen bis zur Bitterkeit des Endes stand.

Dies alles hindert nicht, daß während eines Gefechts hundert entgegengesetzte, ganz persönliche Gefühle an der Seele des Einzelnen zerren und ziehen, denn Kampfsittlichkeit ist eine Völkertugend und keine Persönlichkeitseigenschaft. Ein Baum ist nichts, Hunderte bilden den Wald; eine Kerze ist trübe Dachkammerbeleuchtung, Hunderte sind ein prunkvolles Fest.

Übermacht und Sieg! Gewiß! Aber ich kann in zwanzigfacher Übermacht sein und den unzweifelhaften Sieg vor Augen haben, und dennoch kann ich fallen und davor Furcht haben. Das feindliche Geschoß kehrt sich nicht an Sieg oder Niederlage. Es durchbohrt Sieger und Besiegten. Der Gegner kann zittern vor Angst beim Schießen, aber seine Kugel tötet dennoch. Übermachtsgefühl, Siegesbewußtsein und Gewohnheit, das ist Massenbewußtsein und ein Teil vielleicht jenes Unbeschreiblichen, das den Feldherrn zum siegreichen Feldherrn macht und ihm die kühne Größe des Schlachtenentwurfs eingibt.

Der Einzelne aber, der Kämpfer, braucht zum Siege jenes andre, jenes über alle Eigenrücksicht und Selbstschonung Hinwegreißende, jene Selbstverachtung, die man Tapferkeit

nennt. Tapferkeit, — das ist betätigter Kampfgeist, ist ein Urtrieb des Menschen. Das ist die Tapferkeit bei denen, die mit Bewußtsein leben.

Bei denen, die nur mitgehen, weil sie müssen, kann Furcht vor Verachtung, vor Strafe, das mitschleppende Beispiel der andern die Ursache des Mitlaufens sein, aber der Minderwert solcher Scheintapferkeit ist klar und ersichtlich, es ist nur mürrisch erfüllte Pflicht.

Der Rittmeister Freiherr von Richthofen, dem wohl jeder ein berechtigtes Urteil in dieser Sache zusprechen wird, sagte einmal, alles komme nur auf Überwindung des „innerlichen Schweinehundes“ an. Damit ist das Eigentliche gesagt. An Vaterland, Kaiser, Reich, Eltern und ähnliche Dinge denkt in den Minuten und Stunden der Todesgefahren kein Mensch. Er denkt nur:

„Wenn du bloß heil davon kommst! Bloß keinen Bauchschuß!“

Und er hört eine innere Stimme, den „innerlichen Schweinehund“:

„Mensch, bleib liegen! Laß die andern laufen! Sei nicht dumm, das kostet dir bombensicher das Leben. Oder mach' Kehrt und laß die andern die Dummen sein.“

Diese gemeine, aber ganz natürliche, menschliche Überlegung zu ersticken, diesen Schweinehund sofort niederzuschlagen, das ist das Schwierigste im Kriege, das Einzige, worauf es im Gefecht ankommt. Hat man es getan, dann hat man nicht etwas Großartiges geleistet, sondern nur seine Pflicht erfüllt. Das ist verneinende Tapferkeit, verneinend, weil sie den Selbsterhaltungstrieb verneint. Diese Tapferkeit geht auf Herdenwegen

Während des langsamen, aufrechten Vorgehens im feindlichen Feuer schwebt man unaufhörlich in Lebensgefahr

und Todesangst. Erfahrung und Gewohnheit vieler Gefechte stumpft das Gefühl der Angst allmählich zu einer gedankenlosen Gleichmäßigkeit ab. Es bleibt allein die Tätigkeit des Gefühls, das losgelöst vom Willen arbeitet. Der Mensch wird zu einem unwillkürlich bewegten Wesen, das auf die leiseste Bedrohung des Lebens mit unwillkürlichen Ausweichbewegungen, wie Hinwerfen, Ducken, Seitensprüngen, antwortet, wie ein Tier es im gleichen Fall tut, ohne sich einen Gedanken über sein Tun zu machen. Den Menschen der wilden Natur hetzte Blutdurst und Raubsucht durch alle Gefahren ans Ziel, den Menschen der Kultur führt die Sittlichkeit seines Kampfgeistes und macht ihn tapfer.

Ich habe von der verneinenden Tapferkeit gesprochen, die zwar das Leben aufs Spiel setzt, aber den Weitblick zum Ziel in den engdrängenden, hochtürmenden Schranken der Gefahren nicht besitzt. Die bejahende Tapferkeit ist dagegen stets des Zieles bewußt und spannt alle Sehnen und Muskeln, bohrt alle Blicke und Wünsche dorthin und nur dorthin und gibt das Leben nur dann rücksichtslos preis, wenn klare, überlegte Erkenntnis schreit und ruft: Jetzt, — jetzt drauf los!

Einen meiner Überzeugung nach ungeheuer stachelnden Einfluß auf die Tapferkeit, einen Einfluß, der ihr etwas von dem Glanz der üblichen Vorstellungen gibt, hat der unmittelbare Anblick des Feindes. Am schwersten und härtesten ist für jeden die Überwindung des Selbsterhaltungsdranges in der beklemmenden, unheimlichen Leere heutiger Schlachtfelder, bei der Unsichtbarkeit des Gegners; aber der Anblick des Feindes schlägt wie ein Blitz in den beim Angriff aufgehäuften Zündstoff von Erbitterung und Zorn der Seele. Endlich sieht man den, der einem so viel Müdigkeit, Hunger, Frieren, Angst und Anstrengungen gekostet hat, der Vater-

landsgedanke, jähe Begeisterung flammt auf beim Anblick der fremden Uniform, — endlich kann man dem Feind an die Kehle und ihm alles heimzahlen, — wuterfüllte Begeisterung zuckt auf mit der Gewalt einer Sprengung. Die peitschende Wirkung des „Hurra" entflammt und schmettert die Sturmreihe vorwärts in den Feind wie einen Hammer. Dann kommt allesvergessende Verachtung über den Mann, mit verbissener Tollheit und gelöster Wildheit gerät alles an den Feind, dem der Selbsterhaltungstrieb zum Schrei, zu gelähmtem Entsetzen, zur bedingungslosen Übergabe oder zur sinnlosen Flucht wird. Die rasende Wut des Angreifers ist undämmbar und verlangt nach Befreiung, nach Betätigung, nach Blut. Man macht nicht viele Gefangene.

Derartige Augenblicke äußerster Lebenssteigerung ereignen sich selbst bei Vormärschen nicht so oft, wie der Unbeteiligte glauben mag. Der Gegner läßt es nicht bis aufs Letzte kommen, er ergibt sich noch rechtzeitig, bevor der Kampfgeist des Anstürmenden rasend wird. Ich habe solche Augenblicke zweimal in meinem Feldzugleben mitgemacht, aber jedesmal kosteten diese raschen Minuten sämtlichen Feinden, die nicht flohen, das Leben. Es kam auch nicht einer davon, obwohl es in dem einen Fall etwa tausend gedrängt stehende Menschen waren.

In einigen Menschen erreicht die Anlage des Kampfgeistes die größte Höhe der Tapferkeit, die die Tapferkeit der Masse ebenso überragt, wie das Genie sich über die Begabung erhebt und den Durchschnitt weit unter sich läßt. Gleich dem Genie hat sie Schöpferisches in sich und kommt nur als Einzelerscheinung in Frage. Aber die vergesellschaftende Wesensart des Heeres hat sich bemüht, diese Menschen zu Einheiten zu sammeln, um sie dann im Gefecht an den schicksalentscheidenden Brennpunkten vereinigt in das

Schwanken unentschiedener Kämpfe zu werfen. Das sind die Leute, denen Unternehmungstrieb in jedem Nerv und in jeder Gehirnfaser glüht, deren Sehnen und Muskeln von Verwegenheit und Draufgängertum zucken, deren Seele sie im Augenblick der Entscheidung unwiderstehlich zu rücksichtsloser Betätigung fortreißt und sie mit nie fehlgehender Sicherheit eines dunklen Urtriebs das Richtige treffen läßt, — Menschen, die diese Mächte nicht in der Hand haben, die in der Hand dieser Mächte stehen

Bei einem mit etwa fünffacher Übermacht an Menschen und jeglichen Kampfmitteln geführten französischen Großangriff lag ich mit meiner Kompagnie in einem Kornfelde, als Kompagnieführer etwa hundert Meter hinter den vor mir eingesetzten zwei ersten Zügen, als wir plötzlich aus einem in den Nachbarabschnitt der anschließenden Kompagnie hineinreichenden Waldvorsprung starkes, seitliches Maschinengewehrfeuer erhielten, das uns jede Bewegungfreiheit zu rauben drohte. Neben mir lag der Führer meines Stoßtrupps, ein blutjunger Gefreiter. Sowie der Mann das Geknatter von links und die ersten Geschosse vom Walde her pfeifen hörte, wandte er sich mit funkelnden Augen und zitternd vor Kampferregung an mich: „Geben Sie mir den Stoßtrupp, Herr Leutnant. Die sieben Mann genügen! Ich schmeiß' den Franzosen raus aus dem Walde!"

Ich schüttelte den Kopf. „Nee, mein Lieber! Das geht nicht."

„Aber warum nicht? Geben Sie mir doch die paar Mann. Es wird uns nichts geschehen. Ich hab' so was doch schon öfter gemacht. Ganz gewiß: ich schmeiß' die Kerle da raus. Wir können sie doch nicht da drin lassen."

Seine Stimme bettelte förmlich, und ich sah, wie es ihm um die Sache allein zu tun war. Da das Waldstück nicht zu

meinem Gefechtsabschnitt gehörte, war es Sache der betreffenden Kompagnie, es sich wiederzuholen, überdies waren wir durch Verluste geschwächt und brauchten alle Leute im eignen Abschnitt, — wir waren in der Verteidigung, und ich wußte, daß wir am Abend um mehrere Kilometer zurückgenommen werden sollten, — diese Gründe bestimmten mich, ihm seine dringende Bitte abzuschlagen. Das verstimmte ihn sichtlich, und noch dreimal bestürmte er mich mit demselben Verlangen.

Leute von solcher Verwegenheit gibt es bei jedem Regiment. Bei jedem gefährlichen Spähgang, bei jedem besondern Mut erfordernden Unternehmen sind sie sofort zu haben. Sie bilden die Stoßtrupps der Kompagnie und die Sturmbataillone der Armeen, — alles Freiwillige, prachtvolle, ausgesuchte Truppen, in der Hand eines fähigen Führers, von guter Artillerie unterstützt eine unwiderstehliche Waffe, mit der sich Erfolge erringen lassen, die sich von andern Truppen nicht im gleichen Umfange und mit derselben Raschheit erreichen lassen.

Die japanischen und russischen „Todesbataillone", von denen so viel Lärm gemacht wurde, mögen auf ähnlichen Voraussetzungen beruhen, aber ich glaube bestimmt, daß grade bei diesen so phantastisch-unmilitärisch und übertrieben benannten Truppen verbissener Fanatismus und aufgepeitschte Religiosität, also krankhafte Nervenreizungen, die Hauptrollen spielen. Damit hat der Kampfgeist unsrer Stoßtrupps und Sturmbataillone nicht das mindeste zu schaffen.

Solange man unter den heutigen Verhältnissen in kriegerischer Tüchtigkeit den Hauptanspruch, das Hauptanrecht eines Volkes auf Dasein, solange man im lebendigen Kampfgeist die vornehmste Tugend eines Volkes, seinen geadelten

Selbsterhaltungstrieb sehen muß, — solange wird Kampfgeist und kriegerische Tüchtigkeit das sein, was blendender Glanz, schneidende Schärfe und durchbohrende Spitze der Waffe ist.

Hochgefühle Blitzende Helme, wehende Fahnen, ein unter dem Parademarsch des Regiments dröhnender Erdboden, sich bäumende Pferde, rauschende Regimentsmusik, schnurgrade gerichtete Kompagnien, eine gedrängte Schützenlinie mit gefälltem Gewehr, überstürmt von kugelzerrissenen Fahnen, blinkenden Säbeln, Vornüberstürzenden vor einschlagenden Granaten, funkelnde Augen, glühende Gesichter und ein brausendes Hurra — das sah man verschwommen, aber hinreißend schön im Frieden bei dem Wort „Begeisterung" vor sich und fühlte sein Herz schlagen und sagte sich:

„Das möchtest du mal mitmachen. Das m u ß doch schön sein, — ein schwungvoller Angriff."

Ich sah das auch. Heute sehe ich es längst nicht mehr mit allen andern, die draußen waren. Es blitzt kein Helm, es weht keine Fahne, es klingt keine Musik, es gibt keine geschwungenen Säbel, keine Schützenlinie Mann an Mann, keine Reiterangriffe, die Granaten sehen ganz anders aus und machen ganz andre Geräusche, die Fallenden fallen nicht so malerisch, die Augen leuchten ganz fremd und seltsam. Ich höre das Schreien, Ächzen und Jammern der Verwundeten, ich vernehme das boshafte Schnarren der Gewehrgeschosse, ich bin meines Lebens nicht eine Sekunde sicher, ich liege lang in einem schmierigen Erdloch, ich friere, hungere, bin müde, ich —.

Nein, nein, — Begeisterung hilft dort draußen über

nichts hinweg. Von all der Begeisterung, die die ausrückenden Truppen zu Beginn des Krieges bis an den Bahnhof umjubelt hat, ist nichts im Felde angekommen. Es ist alles auf dem Bahnhof geblieben. Wozu auch? Mit dieser Begeisterung erstürme ich keine einzige Stellung und schlage ich keinen Angriff ab. Dazu gehören andre Dinge als dieses blitzende, ziervolle Etwas, dieses Spielwerk der Phantasie. Diese Begeisterung ist Schmuck für Alltagsstunden des Friedens und dort wohl angebracht. Im Kriege aber wird solch Schmuck zur Fratze einer Maske. Dem Unbeteiligten mag das roh und unwahrscheinlich klingen. Soll das, woran Knaben sich beim Soldatenspiel und Philister an Kaisers Geburtstag berauschen, Männern genügen, die sterben können und vielleicht sterben müssen? Sollte eine Allerweltsstimmung, die bei flotter Musik und bunten Uniformen im behaglichen Genuß des Zuschauens den Menschen überkommt, wirklich auch für die ganz unwahrscheinlich neuen Verhältnisse der Front die richtige Stimmung sein? Sollte eine Schlacht wie ein Schlachtengemälde, ein Gefecht wie ein Manöver und eine Parade wirken?

Die Kompagnie ist seit Tagen auf den Beinen. Sie hat vorgestern fünfundzwanzig, gestern dreißig Kilometer und heute schon den sechzehnten Kilometer auf zerweichten Wegen und quer durch morastige Felder zurückgelegt. Das Mittagessen ist zweimal in wilder Eile hinuntergeschlungen worden, und heute gibt es überhaupt kein Essen, weil die Feldküchen im Dreck stecken geblieben sind. Hunger, knurrender Hunger tobt im Magen und kratzt in den Därmen. Die erste Nacht hat vier Stunden betäubenden Schlafs in einer zerfallenen Scheune gebracht. Dann wurde alles alarmiert, und es ging im Finstern weiter. Während der zweiten Nacht blieb ein Teil der Kom-

pagnie in einem Gehöft, in dem keine Scheibe mehr heil war, und der sechste Teil der Leute stand Wache, während der Rest, der erste Zug, eine Feldwache in einem Gehölz bezog, unter strömendem Regen weder Schlaf noch Erholung fand und sich mit der Hälfte der Mannschaften wechselnd in zweistündige, frierende Wachen teilte. Und nun geht es auf grundlosen Wegen frierend, müde, hungrig, in feuchten Uniformen schon stundenlang ins Ungewisse. Nur etwas essen und schlafen! Im Schlaf vergißt man alles, alles. Niemand hat eine Zigarette mehr. Wo soll jetzt Post herkommen?

Ein Dorf taucht auf, klimmt hinter einem Hügelrand hervor. Ein verdrecktes, elendes Panjedorf. Den Leuten erscheint es als Märchenstadt von Palästen. Hier ist Wärme, Trockenheit und Brot. Die Bewohner sehen scheu durch die Scheiben und spähen vorsichtig durch die Türspalten. — Es geht weiter. Hier wird nicht gehalten, vielleicht im nächsten Dorf. — Plötzlich heißt es:

„Rechts ran! Kompagnie — halt!"

„Endlich!", seufzt jeder.

Was ist los? Ein Stoßtrupp geht vor. Nach einer Stunde kommt er zurück. Reiter tauchen halblinks in vollem Galopp auf, die Offiziere stecken die Köpfe über einer ausgebreiteten Karte zusammen.

„Aha!" denkt der Erfahrene.

„Die suchen nun unser Ruhedorf", denkt der Neuling.

Rechts von der Kompagnie geht mit einem Male eine Schützenlinie über Stoppelfelder in der Marschrichtung der Kompagnie vor. Zwei fremde Offiziere rasen auf schweißigen Gäulen von rückwärts heran.

„An die Gewehre!"

Wie ein Fluch des Himmels senkt sich der Tornister auf die zerschundenen Schultern und den mürben Nacken,

und der unerfahrene, neue Ersatz denkt mit dumpfer Ahnung und beginnender Ergebung: „Angenehm scheint das nicht zu werden. Aber was soll man machen?"

Da! Drei kleine Engelswölkchen erscheinen weiß und unschuldig über dem Waldrande gradaus, und drei niedliche, puffartige Knalle tönen harmlos und neckend herüber. Warum wird jetzt nur ausgeschwärmt und in dieser Form vorgegangen? Hunger, Nässe, Schlafsucht hängen sich an die Beine. Teilnahmslos starren die Augen gradaus, teilnahmslos —. Plötzlich ist alle Gleichgültigkeit weg! Tack, tack, tack, tack, tack! Scharfes, hetzendes Knattern eines Maschinengewehrs! Gewehrfeuer! Nach zwei Minuten ist die Kompagnie im schönsten Gefecht.

Begeisterung? Wo soll die jetzt plötzlich herkommen? Der leere Magen, die feuchte Haut, die frierenden Glieder, die matten Augen, die schweren Beine kennen keine Begeisterung. Die erste sausende Kugel, die erste platzende Granate fegt mitten hinein in die bunte Seifenblase des Friedens und des Knabentums, und sie zerspritzt in nichts, als sei sie nie dagewesen. Begeisterung? Der erste Schrei eines Verwundeten jagt sie in die Flucht. Begeisterung? Wo ist hier die Marschmusik? Wo ist hier das behaglich-satte Zuschauertum? „Kriegstheater" sagt man. Gut! Man hat sich bei diesem Wort unwillkürlich als die breite Öffentlichkeit, als Zuschauermenge gedacht, die sich ungestört einem erregenden Schauspiele hingibt. Aber jetzt steht man plötzlich selber ganz unvorbereitet mitten auf ungewohnter Bühne und gewahrt die häßlichen Rückseiten der Schiebewände, indes der Vorsager einem ins Gesicht stiert. Begeisterung?

Einer von denen, die daheim mit der Lebensmittel-, Kleider- und Vergnügungsnot einen Kleinkrieg führen,

einer von denen, die beim Lesen der Heeresberichte und abenteuerlichen Feldpostbriefe in den Zeitschriften Begeisterung, Vaterlandsstolz und das leise, unverwindbare Behaglichkeitsgefühl der Selbstsicherheit spüren, sah mich mit den kreisrunden Augen der Verständnislosigkeit und Entrüstung an, als ich ihm diese Ergebnisse meiner Erfahrungen vortrug. Die Länge des Krieges mag seine Ansichten inzwischen gewandelt haben, und er wird jene Berichte und Briefe und Romane mit andern, aber nicht weniger deutschen Empfindungen lesen, als es zu Beginn des Krieges der Fall gewesen, wo er das gewisse Recht der Erfahrungslosigkeit hatte zu seiner Frage: „Ja, wenn es nicht Begeisterung ist, — was ist es dann, was uns die Schlachten schlagen und gewinnen läßt, was uns siegreich macht?"

Für die mit Bewußtsein Lebenden trifft es gewiß zu, daß Begeisterung mit ihrem Inhalt und Untergrund sie da draußen leitet und hält; aber der Fernstehende, nie von ihr Gepackte wird umlernen müssen, wenn er sie begreifen will. Es ist wenig mehr als der Name geblieben.

Die hochauflohende Flamme des ahnungslosen und unerprobten Friedens ist fortgeblasen, und die Begeisterung, die auch nach Jahren des Krieges noch die Herzen erfüllt, ist eine ingrimmige Glut, eine steil und starr brennende Flamme, die ein Sturm nur schüren, nicht aber verlöschen kann. Die Begeisterung des Friedens kam durch die Sinne und blieb in den Sinnen, an der Oberfläche. Die Begeisterung des Krieges — der schöne Name mag bleiben — war nie außerhalb unseres Innenlebens, wurde wach und gewaltig durch das Erlebnis des Krieges und blieb versteckt mit jener Scheuheit und Scham, die vor allen Völkern das deutsche auszeichnet.

Der Deutsche hat ein stark ausgeprägtes Heimatsgefühl.

In der fremden Kahlheit und Leere russischer Ebenen, in der nackten Armseligkeit und dem windschiefen Verfall polnischer Dörfer, im hoffnungslosen Stumpfsinn und in der fast tierischen Bedürfnislosigkeit russischer Bauern ging auch dem Gedankenlosesten Verständnis und Liebe zur fruchtbaren Schönheit deutscher Landschaft, zur Sauberkeit und Wohnlichkeit deutscher Dörfer und Städte und zur Tiefe deutschen Wesens auf. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen gegenüber der feindlichen Fremdheit andrer Völker drängte die Einzelnen zueinander, und ein starkes Verantwortungsgefühl gegenüber der bedrohten Heimat ergriff mit zwingender Gewalt auch die Herzen, die bisher nur unbekümmert und leicht den Takt zu einem uneingeengten Leben geschlagen.

Wer die Frauen- und Kinderleichen auf den Trümmern des verwüsteten Ostpreußens, wer die rauchschwarzen Essenreihen ehemaliger russischer Dörfer, die Schutthaufen und eingestürzten Mauern belgischer und nordfranzösischer Städte gesehen, dem dämmert im Entsetzen der Vorstellung: „wenn der Krieg bis tief nach Deutschland eingebrochen wäre" das Verständnis für die eiserne Notwendigkeit seines Feldsoldatentums, wenn er sich auch nur sagte:

„Das Verfluchteste an deinem Feldzugsdasein ist nicht allein der äußerliche Zwang, es ist vor allem der innere Selbstzwang, das Bewußtsein, daß es gut so ist, daß du selbst dies furchtbare Dasein als notwendig, wenn auch widerwillig anerkennen mußt."

Auch wenn der Einzelne nur zu dieser halbduldenden Einsicht kommt, schon dann ist ein inneres Verhältnis zum Kriege erzeugt, das notwendig zum Kriegführen gehört.

Die große Lehre, die der Anblick der fremden, feindlichen Länder und Völker den Einsichtsvolleren unter den

Soldaten gegeben hat, liegt vor allem in der verstehenden Ahnung des Umfanges und der Bedeutung der Regierungsfürsorge für das deutsche Land und Volk. Die Wirkung dieser Lehre wäre bedeutend tiefer und größer geworden, wenn nicht parteipolitische Bestrebungen störend und zerstörend ungehindert hätten am Werk sein dürfen.

Der alte Wahlspruch kriegerischer Begeisterung: Für Kaiser und Reich hat Sinn und Inhalt gewandelt. Die Ausschaltung der Eigenzwecke und -Ziele aus der Persönlichkeit des Herrschers und seine Unterordnung unter die Zwecke und Ziele des Staates und somit des Volkes hat ihn und seine Tätigkeit eingefügt in den Gang des Staatslebens und ihn mit dem Staatsbegriff verbunden. Der Zusammenhang mit dem Volk war gefunden. Der alte Ruf Für den Kaiser umschloß jetzt mehr als die ferne, fremde Gestalt eines unumschränkten Herrschers, — er faßte in einer volksfürsorglichen Regierung auch das aufopfernde Vertrauen zu eben dieser Regierung in sich. Der Kaiser galt der Masse des Heeres als das verkörperte Reich und war wirklich das haltende Band.

Eine gleichlaufende Wandlung hatte der Reichsbegriff durchgemacht. Einst konnte das Reich durch die großen Einkünfte, die der Herrscher selbstherrlich für sich daraus zog, oder durch die riesigen Gebiete der Hausmacht und der Eigengüter teilweise als persönliches Eigentum des Herrschers gelten. So war es dem Volk ein gleichgültiges Etwas geworden, und Vaterlandssinn war ein fragwürdiger Begriff und auf Dörfer, Städte, Landschaften begrenzt. Jetzt aber diente das Reich mit seinen Einrichtungen und Gesetzen dem Volk, und jetzt erst konnte der aus den Tiefen deutschen Wesens gewachsene Begriff „Vaterland" seine rechte Bedeutung gewinnen und, über die Grenzen enger Heimat hin-

auswachsend, in den Begriffen „Reich“ und „Volk“ Gewalt über die Herzen von Millionen und Millionen erhalten und konnte beginnen, sie mit politischer Erkenntnis und politischen Vordrang zu erfüllen.

„Kaiser und Reich“, das hat für den Soldaten den verständlicheren Unterton „Regierung, Volk und Vaterland“ erhalten.

Von der Geschichte sind dem Unkundigsten wenigstens Dinge wie der Krieg von 1870/71, die Tage von Wörth, Gravelotte, Mars la Tour und Sedan bekannt, und er hat eine zwar unbestimmte, aber feste Vorstellung von einer siegreichen, ruhmvollen Geschichte des Deutschen Reiches, deren gewaltigste Tage und Schlachten er selbst miterlebt hat. Daraus fließt ihm ein ruhiges Siegesvertrauen.

Aus all dem ergibt sich ein tiefes Pflicht- und Verantwortungsgefühl gegenüber der Regierung, dem Volk, dem Vaterlande und der eigenen Familie und Häuslichkeit, das bei eigensüchtigen Naturen zum wenigsten in der Familie, Häuslichkeit seine Quelle finden konnte. Dieses vollkommen gebärdenlose, nüchterne, fast philosophisch anmutende Pflichtgefühl ist es, was das Eigentliche des deutschen Heldentums ausmacht, was den Kern dieser Begeisterung des Krieges bildet.

Im Pflichtgefühl aber liegt immer der freie Wille. Beide sind das Eisen in der lebenden Mauer um Deutschland, das die Mauer so undurchdringbar für alle Anstürme gemacht hat. Beide sind die Grundlagen der Kampfsittlichkeit des Deutschen, von der ich andernorts rede.

Es ist selbstverständlich, daß kaum einer bei erschöpfenden Märschen und Wachen, bei Arbeitsdienst und nervenzerhämmernden Gefechten, unter dem Druck seelischer und körperlicher Lasten derartigen Empfindungen und Gedanken

nachgeht. Da murrt oder flucht leise oder laut jeder vor sich hin, schimpft auf den Krieg und fragt manchmal nach seinem tieferen Sinn. Aber wie den unwillkürlichen Bewegungen des Muskels die sinnvolle Zusammenarbeit des Leibes gegenübersteht, so überwiegt diese ganz natürlichen Zuckungen der Seele bald und rasch der Sinn der Zeit und trotzt die in Fleisch und Blut des Unbewußtseins schon übergegangene Sittlichkeit allen Krämpfen eines aufgepeitschten Bewußtseins.

Es gibt noch eine kleinelendüberwindende, siegstrebende Erhebung, die viele Herzen da draußen beflügelt; aber sie ist insofern in ihrer Wirkung beschränkt, als sie der Größe des klar erfaßten Gedankens halber nur die Gebildeten ergriffen hat. Das Schlagwort heißt: Das größere Deutschland. Paul Rohrbachs erhabene Sehnsucht hatte hier plötzlich durch den Krieg die Möglichkeit ihrer Verwirklichung und lauten Widerhall, freudige Antwort in vielen Herzen gefunden. Der Höhenflug der Rohrbachschen Forderungen war unzweifelhaft, aber der leise Verzicht, der in jedem Gipfelglauben liegt, die Kritik, die aus dieser Schwäche mahnt, sie raubten der Höhenwelt nichts von ihrer Berechtigung zum Leben. Wer als Feldherr nicht einen Moltke zum Vorbild, wer als Staatsmann nicht Bismarck, als Deutscher nicht Rohrbachs Ziele zum eignen Ziel setzt, der fange einen Beruf, ein Streben, einen Gedanken lieber gar nicht erst an. Nur mit dem Blick auf den höchsten Gipfel klimmt der Bergsteiger am höchsten, nur mit dem Unerreichbaren als Ziel erringt der Mensch das Äußerste.

Die Nerven Der Gesundheitszustand des Heeres ist immer gut gewesen, innere Krankheiten und Seuchen waren stets auf Einzelfälle beschränkt. Nur e i n

Bestandteil des Körpers hat allgemein zu leiden gehabt, der, auf den alle Machtäußerungen der Front einwirken, derjenige, von dem Hindenburg schon zu Beginn des Krieges sagte, daß er es sei, der den Krieg entscheide: die Nerven. Eins sei gleich bemerkt: Die Nerven des Feldheeres, des besten Teiles des deutschen Volkes, haben trotz der ungeheuren Belastung ausgehalten bis zur letzten Minute; die mißhandelten Nerven der Heimat haben versagt.

Die lähmende Beeinflussung der Nerven spielt neben der Hauptrolle der Verlustzufügung eine fast gleich starke Rolle in Auswahl und Anwendung der Kampfmittel. Nervenerregung und moralische Einwirkung sind eins.

Zwei Haupteinfallstore stehen den zersetzenden Keimen der Nervenerreger offen: Auge und Ohr. Das dritte Einfallstor, das Gefühl, scheidet hier aus, da eine Verwundung, die die Nerven so schlagartig trifft wie Haut, Knochen und Fleisch, den Getroffenen außer Gefecht setzt und ihn geeigneter Behandlung zuführt. Durch Auge und Ohr aber dringen während des Kampfes die Nervenerreger ununterbrochen ins Bewußtsein und von dort in die Seele, in die Kampfsittlichkeit. Ein kurzer Weg! Dem Auge und Ohr entsprechend sind es zwei Äußerungsformen der Kampfmittel, die durch diese Tore in den kämpfenden Menschen hineinhetzen: Bild und Ton.

Die Bilder, die in verwirrender Fülle und mit schwindelnder Schnelligkeit auf den Kämpfer einstürmen, könnten schon durch diese Begleiterscheinungen bei so langer Dauer den Nerven die ruhige Arbeit erschweren, das heißt, wenn der Mensch nicht Schauspieler wäre, sondern als unbeteiligter Zuschauer betrachtete. — Peitsche und Geißel aber bekommen jene Bilder erst durch die überwältigende äußere Erscheinung

der den heutigen Kampfmitteln innewohnenden furchtbaren Kraft.

Wer eine Granate — und sei es nur das Geschoß eines leichten Feldgeschützes — schwere Steine von ihr wie Kiesel geschleudert durch die Luft fliegen gesehen, dem wird im schnelleren Herzschlage, im gepreßteren Atemzug und -Stoß eine Ahnung des „moralischen Eindrucks" aufgegangen sein, den eine schwere Granate erzeugt. Die Länge des Krieges hat keine Milderung, sondern eine Steigerung stofflichen Verbrauchs zur Folge gehabt, hat mit einer wahrhaft höllischen Erfindungslist und Emsigkeit neue Kampfmittel an die Front geworfen. Sie sind erlitten und ertragen worden!

Trommelfeuer! Selbst der Wissende, der zum erstenmal an die Front kommt und es dort von weitem hört, wie das eintönig summende Stampfen einer riesigen Mühle, lächelt zuerst etwas ungläubig, wenn ihm sein Nachbar sagt: „Hörst du? Trommelfeuer! Da geht's rein! Au Backe, mein Zahn!"

Das ist ja ein Irrtum, denkt der Neuling. Da surrt ja ein Flugzeug.

Nein, nein! Da surrt ganz etwas andres: die Maschine des Krieges surrt und arbeitet! — Dann kommt der Neuling näher und näher, und endlich übersieht er von einer waldigen Höhe das ganze Gelände bis zur Front, 25 Kilometer bis zur vordersten Trichterlinie. Nachdem der erste Reiz eines verblüffenden, nie gesehenen Schauspiels verloren, beginnt der andre Reiz, unmerkbar, zuckend, tastend: sittliche Beeinflussung auf dem Klavier der Nerven.

Und er marschiert weiter, weiter, während der unsichtbare Gegner mit Hunderten von Granatbildern auf seine Nerven hämmert, gleich dem Klavierspieler, der auf die Drahtsaiten des Klaviers hämmert. Erst spielt er ein reiz-

volles Scherzstück, dann einen leichten Tanz, einen Zweischritt, einen ungarischen Tanz, die Tarantella, und schließlich schlägt er wuchtig und hinreißend, daß die Hämmer wirbeln, die Saiten beben, einen Marsch, den finstern Kriegsmarsch voll Feuer und Wut, Grauen und Verzweiflung, voll Entsetzen und Grimm, Schauder und Kampfgeist, abstoßend und fortreißend zugleich.

So marschiert der Soldat hinein in den Feuergürtel, ein Spiel seiner Gefühle und Nerven, allmählich ihr Herr werdend. Da liegt bis an den Himmelsrand eine wellige Landschaft voll Wälder, Felder, Dörfer, Straßen und Soldaten, und an jedem Dorfein- und -ausgang, an allen Brücken und Bahnhöfen ballen sich gelbe, schwarze und weißliche Wolkenklumpen, schießen Erdspringbrunnen wie bei einer mächtigen Wasserkunst steilauf, tanzen die Todeshexen der Schlacht, speien die Ausbrüche der Granaten, wehen die Rauch- und Staubschwaden der Sprengungen träge und schwer wie der nachschleifende Mantel des Kriegsgottes und bleiben zerreißend, verquirlend in den Baumwipfeln hängen. Die ganze Landschaft ist *ein* Qualm, *ein* Rauch, *ein* Krach und Widerhall. Der Neuling marschiert und marschiert in der Truppe, die unaufhaltsam in dieses Bild hineinkriecht, und seine Nerven zittern unter den Hammerschlägen und dem erweckten Bewußtsein: Da soll ich hinein! Wie muß es erst vorn aussehen! — Wenn er hier schon aufgeregt ist, was wird er dann erst im Trichterfelde sagen!

Plötzlich kommen die ersten gezielten Artillerieschüsse herüber: die Nerven reißen, die Kolonne stiebt auseinander. Jetzt darf sie das noch, soll es sogar, um möglichst verlustarm nach vorn zu kommen. Aber dann?! Dann darf sie's nicht mehr. Was war es? Eine jähe, schwarze Qualmwolke von der Höhe eines dreistöckigen Hauses und von derselben

Breite, samt einem brüllenden, schütternden Krach und einem Luftdruck wie eine Ohrfeige. Es genügte aber. Das Bild ist unvergeßlich. — Dann hat sich der Trupp gesammelt, und es geht erbarmungslos weiter.

Das Regiment ist erreicht, der Ersatz verteilt, und nun soll er nach vorn zu den in erster Linie eingesetzten Kompagnien. Das ist nicht so einfach. Erst muß er durch das Sperrfeuer hindurch.

Ein gedeckter Weg führt durch eine Senke nach vorn, rechts und links davon kann man nur weithin sichtbar als lebendes Ziel über Höhenkämme die Kompagnien erreichen, und Eile tut not. Damit ist der Zwang gegeben. Die zweihundert Meter breite Senkung ist verschwunden unter einem dichten Rauchvorhang, in dem es gärt und quillt wie in einem Kessel, durchzuckt, zerrissen von rastlos folgenden Ausbrüchen, die jeden Ausblick verhindern. Die ganze Breite der Mulde zittert unter einer heulenden, krachenden Brandung, die mit wilden Sprengwolken hochaufschäumt. Da hindurch! Nur mit e i n e m Mittel kann man das Zerreißen der Nerven verhüten: mit Gedankenlosigkeit. Nur nicht nachdenken, nicht überlegen! Nein, — drauflos, alle Triebe und Gefühle gespannt, weit offen, jedem leisesten Druck innerer Warnung und Mahnung nachgebend wie ein Pferd dem Schenkeldruck, nur nicht dem stärksten Triebe: dem Selbsterhaltungstrieb! Wo er ist, muß Leere sein; wo er mahnen will, muß ihm ein Knebel den Mund stopfen. Hinein wie ein Tier! Und es geht besser, als es schien.

Aber in der Stellung warten andre Dinge. Eine schwere Zweizentnermine wühlt ein hausgroßes Loch und offenbart sich in einem Wolkenberg von ungeheurer Größe und Dichte. Dieser Anblick aus der Nähe erdrosselt Wort

und Atem und läßt Glieder und Augen starren. Nur eines zittert und bebt, bis aufs Zerreißen gespannt: die Nerven. — Noch ist man selber der Reiter, und sie sind der Gaul, der scheut und sich bäumt. Wehe, wenn er durchgeht, wenn die Rollen wechseln und die Nerven zum Reiter mit Peitsche und Sporen werden! Dann jagt der Mann entweder sinnlos davon, weder feige, noch ängstlich, sondern sinnlos, oder er fällt in einen Krampf, dessen Starrheit gegen Kniffe und Stiche empfindungslos ist. Der „Nervenchok" ist da, der Mann ist erledigt.

Auf jedes Bild müssen die Nerven gewappnet sein. Das Bäumen und Winden eines Schwerverwundeten darf sie nicht erregen, der jähe Niedersturz des Nachbars muß sie kalt lassen, und das Blut und Gehirn aus seinem Schädel, das ihm an die Wange spritzt, muß er ruhig fortwischen können. Ein Fluch hilft viel. Fluchen ist Nerventrost und Seelenberuhigung, Fluchen ist Erhebung und Gebet. Nicht jederzeit, wo es nur abstoßend wirkt, aber im rechten Augenblick und dann kräftig.

Die Geräusche der Schlacht, diese Schatten der Schlachtbilder, sind ebenso mannigfaltig wie sie. Der Lärm der vordern Linie ist in den Höhepunkten des Gefechts ohrenbetäubend, jeden Befehl übergellend, überdröhnend. Der Unkundige kann sich eine Vorstellung davon machen, wenn er hört, daß noch in Städten, die über achtzig Kilometer weit von der vordern Linie entfernt sind, beim Trommelfeuer der Front die Fensterscheiben klirren. Wie ungeheuer muß der Krach sein, der diese Lufterschütterung erzeugt! Infanterieflieger kennen die Wucht des Luftdrucks einer schweren Granate, die „Granatbö", die das Flugzeug noch hundert Meter über dem Einschlagsort gefährlich schwanken läßt.

In das tobende, unaufhörlich krachende Geschützfeuer rings um den Mann der vordersten Linie kläfft, hackt, klirrt gellend das Feuer von zehn, zwanzig Maschinengewehren zugleich, knattern Hunderte von Gewehren, dröhnen die Handgranaten, und aus all dem erhebt sich wie ein Berg über Niederung und Hügel der bodenschütternde, ächzende Krach der schweren Mine, die ihre Sprengstücke kilometerweit schleudert. Wenn sie in naher Entfernung birst, kann der Druck das Trommelfell in Fetzen hauen und wirft er den Mann meterweit zur Seite. Die Gewitterfurcht ist eine leichte Andeutung der lähmenden Wirkung, die von dem dröhnenden Donner der Artillerievorbereitung ausgeht.

In den Pausen des Lärms krallen andre Geräusche sich ins Ohr, wie flehende Hände, drohende Fäuste sich durch ein Gitter strecken mögen: die Schreie der Verwundeten und Sterbenden. Niemand vermag sie ohne stärkste Erregung zu hören. Mitleid, Wut, vor allem Angst reißt die Nerven.

Nur nicht nachgeben, nur nicht weich werden, nur die Nerven nicht zerreißen lassen. Eine gewaltsame körperliche Anstrengung in solchen Augenblicken innerer Gipfelpunkte hilft viel. Zähneknirschen, Fäusteballen. Das reißt zurück von den ziehenden Armen des Schwindels, rettet vor dem winkenden Absturz in die Tiefe und preßt und drückt die Nerven zur Ruhe. Sind sie doch in ihrer seltsamen Mittlerrolle zwischen Körper und Seele ein Zwitterwesen, dem darum von beiden Seiten beizukommen ist: durch körperliche Überanstrengung und durch die Kampfsittlichkeit. —

Wer verwundet hinter die Feuerlinie in eine Verwundetensammelstelle kommt, der findet dort zuweilen Menschen von seltsamem Benehmen, daß er erschrickt und sie nur scheu betrachtet. Diese Leute gehen mit stumpfsinniger Ruhelosig-

keit ununterbrochen dieselbe, wenige Meter lange Strecke auf und nieder, zwischen zwei Bäumen eines Hofes, die Länge eines Hausflures, wie gefangene Tiere im Käfig, die Hände regungslos oder mit rastlos spielenden Fingern auf dem Rücken, Blick starr schräg abwärts, oder sie kauern auf einem Schemel in einer Ecke mit gleicher Blickferne und -Starre, ohne zu sprechen, ohne zu essen, ohne zu trinken, unrasiert, ungewaschen, Wachsbilder der Gleichgültigkeit.

Das sind Nervenkranke, Leute, die das Grauen der Front nicht ertragen konnten und zurückgeschickt wurden. Der Frontsoldat kennt sie und läßt sie in Ruhe. Ihr Blick sagt ihm genug. Diese Augen sind leer wie die Schwärze der Nacht, aber sie verbergen viel gleich der Nacht, und es sind Bilder, die des Verbergens wert sind. Die Heimat kennt solche Anblicke nicht. Es ist gut so. — Nach Tagen oder Wochen zerrinnt die Erstarrung und bricht von den Seelen. Dann geht es wieder hinaus, wieder nach vorn, zum dritten, vierten oder fünften Male, und wer weiß, wieviele solcher Male noch folgen werden, Male und Zeichen der Seele.

Todesangst und Todesverachtung Drei Stunden lang haben wir in rasch ausgehobenen Schützenlöchern unter den Kiefernwipfeln und Wacholderbüschen eines kleinen Wäldchens gelegen und haben gehorcht auf das klirrende und donnernde Lied, das da vor uns auf der blühenden Heide sang und klang, singt und klingt und uns lockt und unser wartet.

Drei Stunden lang haben wir gewartet, gewartet mit der stummen, zitternden Beklemmung, die der Kampferwartung eigentümlich ist.

Drei Stunden lang sind durch die Stämme und Äste

unsichtbare Dinger gefahren, von denen das Gefühl uns sagte, es seien Geschosse und eins von ihnen genüge, um durch sechs von uns durchzuhauen.

Zuweilen ist ein Verwundeter durch unser Gehölz gelaufen, aber er hat es eilig gehabt und ist uns nur mit wenigen, andeutenden Worten Rede und Antwort gestanden: „Es sieht ganz gut vorne aus." — „Wir haben viele Verluste." — „Der Russe ist sehr stark." — „Wir kommen nicht vorwärts." — „Viel Artillerie hat der Russe nicht, aber dafür sind's schwere Dinger."

So gibt jeder den Eindruck wieder, den ihm seine Augen und erregten Nerven vom Geschehen innerhalb einiger Meter rechts und links von ihm gegeben haben, und wir machen uns ein Phantasiebild daraus und werden sehen, ob's stimmt.

Ein Befehl schreit: „Auf!"

Mit vier Schritten Zwischenraum schwärmen wir auf der Grundlinie aus und äugen, hinter die Stämme geschmiegt, neugierig nach vorn, wo sich ein unendliches, rollendes Kornfeld bis an den Himmelsrand breitet. Aus seiner gelben Fläche wölbt sich eine schattende Baumgruppe. Aus den Wipfeln ballt sich ein mächtiger, schwarzer Qualmschwaden und weht funkendurchstoben, flammendurchleckt schräg in den strahlend blauen Himmel. Hier und dort schießen und steigen braune Erdspringbrunnen blitzschnell empor.

„Marsch!"

Das Gewehr unterm Arm treten wir aus dem grünen Schatten unsers Wäldchens hinaus in das flutende Sonnenlicht und in den rauschenden Segen der Kornfelder. Bis an die Brust ragen die Halme, und das Gehen in dieser engdrängenden Masse ist mühselig. Vom Feinde und von

unsrer vordersten Linie sehen wir nichts, nur das unermeßliche Schwanken und Beugen der Halme tanzt vor unsern Augen.

Beulen, Buchten, Schlangenwindungen wellen unsere vorrückende Linie. Hier bleibt einer zurück, dort sind vier Mann weit voraus, und von Zeit zu Zeit hält alles, um die Rückzügler wieder aufzunehmen. Der Tornister drückt wie ein Mehlsack, der Helm will wie eine Pflanzenpresse alle Feuchtigkeit aus dem Kopf pressen, während sich — pack, pack... pack... pack, pack! Der Knall ferner Gewehrschüsse sticht wie Insektenstiche ins Ohr, einige Ähren vor uns fliegen wie geköpft von den Halmen oder spritzen mit allen Körnern auseinander, und mit knallendem Zischen kommt ein Geschoß nach dem andern aus dem Raum geplatzt und fegt zwischen uns durch, über uns weg. Es singt, summt, schnarrt, pfeift, zischt vorbei vom drohenden piuuuu bis zum wütenden psssſſſ. Alle Nacken und Köpfe zucken zur Erde, zögernd unter gekrümmten Rücken tasten die Beine sich weiter.

Wie sinnlos solche Vorsicht ist! Halte ich den Kopf nach rechts, nach links, hoch, tief — überall kann mir das spitze Geschoß durch den Schädel fahren; vielleicht halte ich ihn grade hinein in den tödlichen Flug. Ich bin ja wie blind, ich sehe nichts, und wenn ich das Geräusch des Geschosses höre, ist die Gefahr vorbei. Es gibt keine Sicherheit, und alles Winden und Bücken ist kindische Lächerlichkeit, deren einzige Bedeutung in der Selbstberuhigung liegt: Du tust, was du kannst, um dich zu sichern. Nur ein starker Wille verzichtet auf diese Selbstberuhigung und vermag, sich selbst die aufrechte Haltung im Feuer abzutrotzen. Das Gefühl vollkommner Hilflosigkeit und Willensleere, das trostlose Abhängigkeitsgefühl von einem gefühllosen, unabwendbaren Schicksal packt den Menschen unwiderstehlich im Ge-

nick und an der Kehle, und während man wie mit verbundenen Augen ins Unvermeidbare, Ungewisse sich vorfühlt, verbreitet sich im Munde ein fader, trockner Metallgeschmack, der Zunge und Schlund würgen und schlucken läßt. Wenn man wenigstens nur den Zipfel einer feindlichen Uniform, den Rand einer Kosakenmütze sähe; aber diese starrende Leere des Schlachtfeldes hat etwas Furchtbares, Schicksalsvolles in sich.

„Hinlegen!"

Im Nu liegt alles, und der stählerne Haßgesang rast über den Köpfen weiter und verstummt allmählich. — Den Kopf auf die Fäuste gelegt, beobachte ich maschinenhaft einen bläulichen Käfer, der an einem Halm emporklettert. Alle Augenblicke hält er inne und füßelt in der Luft, dann legen sich die dünnen Gliederbeine um den schwanken Halm, und er zieht sich hoch. — Ob es nicht gleich weiter geht? Da liegt der Käfer unten und zappelt. Schießen sie noch? Nein! — Ich muß vielleicht in wenigen Minuten schon sterben, dann soll er auch dran glauben. Bums! Die Faust zermalmt den Käfer. Geht's bald —?

„Auf! Marsch!"

Das Korn rauscht unter den Schritten, als rausche eine Sense hinein. Das schöne Korn! Jede Sekunde kann die scharfen Knalle bringen. Jetzt? Nein! — Aber jetzt? Nein! Immer noch nicht! Aber — pack, pack ... pack! Die Körner sprühen nach allen Seiten, die Ähren fallen. Der Tod sät und mäht zugleich.

Trrr! Was ist das? Querschläger! Einschuß streichholzlang, Ausschuß handtellergroß, alles weitere ergibt sich von selbst wie der Krieg aus dem Frieden. Trrr! An den Halmen überschlägt sich das Geschoß. Der Haßgesang dieser Querschläger ist über alle Begriffe wütend und boshaft. Es

ist, als hätten die Dinger Leben in sich, als seien sie einem persönlich gram. „Nimm dich in acht! Laß dich von mir nicht fassen,“ schnarren sie. Die Augen bohren sich förmlich in den Boden, als fürchteten sie, solch ein Geschoß im Fluge auf sich loswirbeln zu sehen, als seien sie gewiß, vor sich aus der Leere etwas Gespenstisch-Ungeheuerliches zu erblicken. Trrr, trr — mein Gott, hört dieses verfluchte Gekeif denn gar nicht auf?

Mein Nebenmann stößt plötzlich einen kleinen, verwunderten Ruf aus. „Handschuß!“ sagt er ganz verblüfft und bestaunt seine linke Hand, aus der ein dünner Blutfaden quillt.

„Mach, daß du zu Muttern kommst!“ schreit einer. „Sonst wischen sie dir noch eins aus, daß du in die Erde kommst!“

Er zieht die Mutter aber vor und schmeißt sich erst einmal lang hin, um eine Feuerpause abzuwarten.

Zwanzig Schritt vor uns endet das Kornfeld. Daran schließt sich braches, scholliges Feld, und da vorn, 300 Meter weit ab, liegt eine lange, dünne Schützenlinie. Das sind die Unsern, — bis dahin müssen wir noch!

„Hinlegen!“

Wir liegen schon! Wie auf dem Grunde eines flachen Meeres liegen wir hier. Niemand kann uns erspähen. Flieger gibt es nicht. Das beruhigt. Rechts von uns brennt das Gehöft, und das rote, fressende Feuer wiegt sich schon auf den Ästen und Wipfeln der Gutsbäume.

Seltsam, daß die Artillerie gar nicht mehr schießt! Sie schoß doch vorhin noch. Vielleicht spart sie für uns und holt das Versäumnis nach, wenn wir erst auf dem freien Felde erscheinen. Richtig! Das freie Feld! Freies Feld! Das heißt: deutlich sichtbar und völlig schutzlos, selbst im

Liegen. — Ob der Käfer noch lebt? Er zappelte noch, als es weiter ging. — Wenn mich hier unter diesen Ähren ein lähmender Schuß trifft, dann kann ich unaufgefunden verfaulen und in Leichenwachs übergehen. „Vermißt" wird dann in der Verlustliste stehen.

Ein ferner, dumpfer Knall schwingt schwer herüber, noch einer, noch einer. Und dann klettert es wie mit Fangarmen murmelnd, flüsternd, ruckweise, hochbogig durch die Lüfte. Immer schneller, schneller, näher, gellender, kreischender und — Brrruch! Wumm! Brrruch! Dreimal! Grade vor uns, vierzig Meter entfernt, schießen drei pechschwarze Wolkensäulen empor, und der Krach haut aufs Ohr wie ein Hammerschlag. Eisernes Heulen schwirrt über uns mit dem hohlen Ton eines fernen Kraftwagens, und wir kriechen bleich und mit schlagenden Herzen näher, näher an die Erde und pressen uns mit aller Muskelkraft wie Schlangen ins Erdreich, das uns grausam zurückstößt.

Eine schwere, lastende Wolke hängt regungslos wie der Mantel des Schicksals haushoch in der schweren, stillen Luft und streift langsam und schwerfällig über uns fort, als wolle sie uns kennzeichnen und brandmarken. Angst? Gedanken? Eine Lähmung hält jeden, der hier sein erstes Gefecht erlebt, wie mit Stricken und Zangen. Glieder, Gedanken sind ausgeschaltet, betäubt; nur das Herz haut gegen die Rippen, als wollte es heraus aus der engen, quetschenden Brust.

Wieder der dreimalige, dumpfe Knall irgendwo weit, weit in der Ferne. Jetzt wissen wir, was er zu bedeuten hat. Mit blassem Gesicht, runden Augen und ohne Atem sieht jeder seinen Nebenmann gedankenlos an. Das Sausen naht. Wohin wird es gehen? Wohin? — Dreimaliger Faustschlag aufs Ohr. Da! Rechts von uns, aber anscheinend

mitten in unsere Reihen! Zu sehen ist nichts vor Halmen. Dann aber wandert die schattende Wolke der Vernichtung verhüllend über die Ährenspitzen. Da schreit doch jemand —?!

„Auf! Marsch, marsch!“

Los! Nicht auf die nächste Sendung warten! Wildes Vorstürzen durch rauschende Halme, sekundenlanges Zaudern am Feldrande. Was! Raus ins Deckungslose? Infanterie schießt doch auch noch auf uns! Die harte Erbarmungslosigkeit des Krieges wird dem Neuling erst jetzt klar. Ein Blitz und Ruck von Gedanken an die zu Hause, daß der ganze Körper zusammengerissen wird von der jähen Wucht dieser Vorstellung. Dann raus aus dem Korn und rein in den Klee! Beine und Lungen arbeiten mit allen Kräften. „Als gälte es das Leben“, denke ich. „Das hast du so oft in Romanen gelesen. Wie übertrieben war dort meist dieser Vergleich.“

„Hinlegen! Eingraben!“

Alles liegt auf der rechten Seite. Die kleinen Spaten fressen sich wie rasend in die Erde. Einen Meter überm Klee singen die Gewehrgeschosse wieder ihren Haß- und Todesgesang. Die Tornister haben wir alle als Deckung nach vorn geworfen. Selbstberuhigung, Selbstbetrug, — nützen tut das nichts! Abgehackte Worte werden wie Erdklumpen von Mann zu Mann geworfen: „Es wird gleich um fünfzig Meter vorgesprungen.“

O Gott! Man ist doch müde von dem halbstündigen Marsch durchs Kornfeld und von dem langen Lauf. Und nun schon wieder! Schon wieder in die spitzen —.

„Auf! Marsch, marrrsch!“

Der Tornister kracht auf dem Rücken, Kugeln sausen, die Zunge hängt bis zum Koppelschloß, der dumpfe Drei-

knall der Berge dröhnt, und hinter uns hauen die drei Riesenfäuste in den zuckenden Boden.

Wir liegen schon wieder, aber die Reihe hat sich gelockert. Zehn Meter halbrechts vor mir liegt ein Mann, und hinter mir höre ich mehrere mit den Spaten klappern. Ich sehe mich um. Auf der Strecke des letzten Laufs liegen drei unbewegliche Körper vornübergestürzt auf dem Bauch, die Arme weit auseinandergeschlagen, das Gesicht weggekrampft vom Schmutz der Erde.

„Die sind tot", sage ich mir. „Da könntest du auch liegen." Mit Gewalt muß ich den Gedanken fortjagen, aber wie eine lästige Fliege kommt er immer wieder. „Das könnte ebensogut dich getroffen haben."

Was macht der Mann da vor mir? Er wälzt sich auf der Erde, krallt die Finger in die Schollen und bäumt sich auf Hacken und Hinterkopf steilauf. Wie gebannt starre ich auf ihn. Plötzlich fängt er an, mit der hohen, dünnen Stimme eines Kindes zu schreien, — sinnlose Einzelworte:

„Helft, helft! Das ist — O — O!"

Fünf Minuten lang hüpft und rollt das schreiende Wesen vor unsern Augen. Dann werden die Bewegungen seltener, ruhiger, zuckender, die Stimme leiser, wimmernder, und endlich liegt er stumm und ruhig auf der rechten Seite, das Gesicht und die Finger in den grünen Klee gewühlt. Gott sei Dank! Kein Anblick ist mutraubender, wirkt auflösender als der Anblick eines im Gefecht gegen den Tod Ankämpfenden. Der Schrei des Sterbenden übergellt den Ruf des Befehls. Nur gespanntester Wille, abgewandte Augen, überhörende Ohren überwinden diesen Schrecken. Der Gedanke an das eigene Schicksal zeigt auf den Sterbenden. Und du, und du! Das ist alles, was ich zu denken vermag. Weg damit! Das ist Selbstentmutigung! Und es ist gut, daß

die singenden Geschosse alle Gedanken auf Spaten und Deckung zwingen und ducken und gewaltsam fortzerren von solchen Anblicken.

So laufen wir weiter vor, Sprung auf Sprung, bis wir mit verhältnismäßig geringen Verlusten in der vordersten Linie ankommen und uns im tiefgegrabenen Loch sicherer fühlen. —

Die Flucht nach vorn! Wie richtig das ist! Dieser Angriff der Flucht entmutigt den Gegner, erschüttert seine Kampfsittlichkeit und erhält die unsre. Flucht nach rückwärts bedeutet für den Gegner Sieg und gefahrloses Schießen, bedeutet für den Fliehenden sittliche Zersetzung und Verluste über Verluste.

Während eines Gefechtes gibt es Sekunden, die voll höchstgesteigerter Todesangst sind. Dazu gehören jene Augenblicke, in denen das Sausen der Granate unmittelbar auf den eignen Schädel loszubrausen scheint, in denen der Gegner deutlich sichtbar auf die eigene Person anlegt — etwas sehr Seltenes —, in denen die Sprengung des eigenen Grabens jederzeit zu erwarten ist. Wie die von der Schnelligkeit der Strömung gestrahlt vorschießenden Wasser eines Flusses hetzen die Gefühle des kämpfenden Menschen im Gefecht gradaus über alle Hindernisse schäumend und wirbelnd, aber in jenen Zeitblitzen höchster Erregung sind sie wie der jähe Sturz des Wassers über scharfe Felskanten ins dröhnende, kochende Bodenlose. Dann ist der Mensch weder Mensch, noch Tier, noch irgendein Wesen, sondern nur Krampf, Betäubung, Sinnlosigkeit, ein wilder Knäuel von entsetzten Empfindungen, Empörung und Ergebung zugleich vor dem Übermächtigen. Diese grauenvolle Seelenmarter ist in ihrer Ungeheuerlichkeit nicht lange zu ertragen. Dehnt sie sich über Stunden, so kann sie bei emp-

findlichen Naturen in einem Nervenbeben, in Krämpfen oder äußersten Falles in Wahnsinn enden.

Ein Mann meiner Kompagnie sprang bei einem Trommelfeuer, dem wir deckungslos ausgesetzt waren, zu voller Größe empor. Er fiel sofort. Seine zertrümmerten Nerven zogen unter der Qual des Grauens das Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vor.

Die Leute, die unter solchen Umständen aufspringen und die Flucht ins Blaue hinein ergreifen, sind nicht mehr verantwortlich zu machen für ihr Tun. Schon der Wahnwitz der Flucht beweist es. Kein Fußsoldat, der in eine durch Trommelfeuer bearbeitete feindliche Stellung zugleich mit dem Ende des Feuers eingedrungen ist und die Besatzung gefangen genommen hat, wird den furchtbaren Anblick dieser Menschen jemals wieder vergessen. Das sind keine Menschen mehr, das sind seelenlose Geschöpfe mit zuckenden Gliedern, verzerrten Gesichtern, zitternden Stimmen und mit Augen gleich Abgründen der Verstörtheit und des beginnenden Wahnsinns. Dies ist weder Tapferkeit noch Feigheit, dies ist wahrhaft unwiderstehliches Grauen, Zusammenbruch aller körperlichen und seelischen Kräfte, allen Eigenwillens und aller menschlichen Würde. Das Entsetzen packt den Menschen und wirbelt ihn vor sich her wie der Sturm ein dürres Blatt.

Religion — Frommem Eifer und nicht bloß ihm allein gilt der Krieg als Wegweiser zum Glauben. Viele, anscheinend zwingende Gründe werden ins Feld geführt: Die unzweifelhafte Einsicht in die Nichtigkeit und Unbeständnis menschlichen Lebens, die stete Nähe und die Vertrautheit mit dem Tode, die Erkenntnis der Torheit so vieler Friedenseitelkeiten, der Anblick des Elends zerstörter

Dörfer, die eigene Hilflosigkeit vor dem feindlichen Geschoß, vor dem Massenjammer der vom Kriege durchrasten Gegenden, — das alles müsse den Menschen zwingen, die Arme nach einer Stütze auszustrecken und diesen Stab in Gott zu finden, meint man. Wer widerstandslos und, ohne einen Finger dagegen rühren zu können, schweres Geschützfeuer über sich niederkrachen lassen muß, dem müsse der Name Gottes von selber über die Lippen beben, in dessen Herzen entstünde ohne sein Zutun ein Gebet, so wird gefolgert.

Gewiß, der Name Gottes und so etwas wie ein Gebet zittert auf manchen Lippen, aber ich habe nie einen der viel berufenen plötzlich Bekehrten gesehen oder einen, in dem allmählich Gottesglauben und -vertrauen herangereift wären. Ein Hilferuf zu Gott und ein Stoßgebet der Verzweiflung ist kein Glauben, — nein, das ist eine Unwillkürlichkeit oder der verzweifelte Versuch eines Hilfsmittels, eines Trostes, der mit der Gewißheit der Zwecklosigkeit unternommen wird, wie der Ertrinkende maschinenhaft nach dem Strohhalm, der tödlich Getroffene im Niedersturz in die leere Luft greift. Unwillkürlichkeit, Rückschlag, Zuckung, aber nicht Bekehrung oder Glauben.

Jede Sekunde enthält die Lehre von der Nutzlosigkeit kirchlichen Glaubens. Wer heil und unversehrt aus dem Kampfe hervorgeht, der weiß, wem er's zu verdanken hat: dem Schützengraben, dem Trichterfeld, dem „Bombensicheren", dem rasch aufgeworfenen Erdhügel, dem Stahlhelm, geschickter Führung, kurz einer Verbindung von Zufall, Entschlossenheit der eigenen Person und der Gefechtsführung.

Der Zufall spielt die größte Rolle. Ein Schritt nach links kann hundertmal den Tod bedeuten, und keine Überlegung der Welt kann aus irgendeinem Anzeichen erraten, wohin der nächste Schuß sausen wird. Es bleibt alles der

Nachtschwärze des Zufalls überlassen. An ihm ändert keine Religion und keine philosophische Lehre etwas. Eine auf Lebenssicherheit begründete Geistesruhe mag den Zufall durch Philosophie aus der Welt hinaus beweisen zu können glauben, aber die Lebenshilflosigkeit eines Gefechts sieht ihn ununterbrochen am Werk. Selbst dem Gebildeten würde es schwer fallen, sich seiner Tatsachenmacht zu widersetzen und aus ihr eine weise oder gar gütige Vorsehung herauszutifteln. Zorniges Gelächter wäre die Antwort auf eine derartige Auffassung.

Den Glauben an den Zufall, den blind zupackenden Zufall habe ich draußen oft gefunden, und ebenso oft sah ich ihn gesteigert zu dem Glauben an eine gleichgültige, über Wert und Rang erhabene, verächtliche Macht, zum Glauben an Vorbestimmung, ausgedrückt in den ergebenen Worten: „Wenn's treffen soll, dann trifft's doch, und wenn's zwanzig Kilometer hinter der Front ist."

Zum Erklimmen jener hohen Warte der Betrachtung, von der der Blick über die dicke Mauer der Erfahrungen und der Tatsachenwahrheit hinweg in das Innere des Geheimnisses von Werden und Vergehen, von Zweck, Ursache und Wirkung sieht, zu jener Innerlichkeit, diese Warte auch gegen den Ansturm der Tatsachen, gegen die verwirrende Fülle der Äußerlichkeiten des Frontlebens zu behaupten, dazu fehlt es an Denkruhe, an Abgeklärtheit des eigenen Unbeteiligtseins, dazu ist man nicht Zuschauer genug und zu sehr Handelnder. Geringes Alter und geringer Bildungsgrad tun das ihre.

„Vorbestimmung", — das genügt dem Soldaten vollkommen zur Erklärung des Rätselhaften um ihn her, das auch ihn jederzeit bedroht. Darin liegt nicht der türkische Verhängnisglaube, der da tatenlos zusehend sagt:

„Warum soll ich mein Gewehr putzen, wenn es verrostet; warum soll ich die Wege in Ordnung halten, wenn sie verschlammen? Ist es gut, daß sie brauchbar und imstande sind, dann wird Allah das schon besorgen. Werden sie schadhaft, so ist es gut, denn Allah will es so. Was vermag ich gegen ihn!"

Dieser entartete Schicksalsglaube der vorrevolutionären Türkei ist es nicht, der im Vorbestimmungsglauben unserer Feldsoldaten liegt. Diese Vorbestimmung ist noch lange kein unablenkbares „Kismet", das kampflos hingenommen werden muß wie ein Gewitter. Nein, — im Glauben an diese Vorbestimmung droht immer, zwar unausgesprochen, aber desto handelnder, der Kampfruf gegen sie selber.

Mit Gewehr und Seitengewehr, mit dem jähen Vorsturz des „Sprung auf, marsch, marrsch", mit Spaten und Beilpicke, auf Bauch, Händen und Füßen und oft genug mit erdescharrenden Händen und Fingernägeln kämpft der Soldat gegen die Vorbestimmung. Sie vereint, sie verkörperlicht sich ihm in seinem Gegner und erscheint als Franzose, Russe oder Engländer, gegen den zu kämpfen wohl Zweck hat, vor dessen Geschossen man sich wohl decken kann.

„Vielleicht ist die Vorbestimmung doch nicht so allmächtig, wie ich fürchte", denkt er, und in diesem Zweifel liegt die Rettung vor dem Stumpfgeist schlaffer Ergebung ins Unvermeidliche.

Es ist ja auch kein planmäßiger Lehrbau, keine eisenfeste, scheu betrachtete Überlieferung, die seine Worte: „wen's treffen soll, den trifft's" verkünden sollen, es ist nur eine Forderung der Selbstberuhigung in den Stunden, wo er jede Beruhigung bitter not hat.

„Hauptsache, du hast für dich getan, was du konntest. Wenn du jetzt *doch* getroffen wirst, wo du alles Menschen-

mögliche dagegen getan hast, dann brauchst du dir eben keine Selbstvorwürfe zu machen." Das habe ich oft gehört. Diese Überlegung hindert manch einen an einer freiwilligen Meldung zu einem gefährlichen Unternehmen, — nicht Feigheit. Wenn's dann doch und trotz alledem trifft, dann war's eben Vorbestimmung. Das ist letzter Trost und sicherste Zuflucht des Kämpfers.

Der Soldat hat ein starkes Verantwortungsgefühl auch für sich selbst. Dieser großen Verantwortung für sich selbst möchte er in den Lagen, wo er von Rechts wegen jeder Verantwortung enthoben ist, sich aber nicht davon enthoben glaubt, gern los und ledig sein. Auch darum erfand er sich die Vorbestimmung.

Die Kindlichkeit des Gedankenganges ist offensichtlich. Woher stammt sie? In den würgendsten Augenblicken des Krieges kommt etwas vom Naturmenschen in jedem Soldaten zum Vorschein. Der Glaube der Naturvölker ist voll von kindlichem Selbsttrost. Kinder schreien im Dunkeln vor Angst und um zur Selbstberuhigung wenigstens doch sich selbst zu hören und das Gefürchtete zu bannen und zu schrecken. Der erwachsene Kulturmensch tut dasselbe in den Sekunden seines Grauens auf dieselbe, nur feinere Weise. Daß dieser Glaube an ein vorbestimmendes Schicksal nur die Verlegenheitsausflucht eines dunklen Triebes nach Anhalt und Trost ist, das beweist deutlich seine alleinige Anwendung auf den Tod; alles andre bleibt unberührt von ihm.

Es liegt wirklich etwas Bezwingendes in diesem Glauben. So leicht entzieht sich ihm keiner von denen, die einmal deckungslos und aufrecht durch feindliches Feuer geschritten sind und links und rechts von sich die Kameraden haben fallen sehen. Eine rasche Überlegung überredet: der Feind sieht die gegen ihn vorlaufende Linie nur als eine

unterschiedslose Reihe dunkler Striche, deren große Entfernung oft ein genaues Zielen auf den Einzelnen unmöglich macht. Auch kennt der Feind mich persönlich nicht, erfährt fast nie den Erfolg seines Schusses und kennt sein Opfer nicht. Sein Geschoß aber fährt gleichgültig in die Masse vor ihm hinein und reißt nieder, was ihm in den sausenden Flug rennt, — wahllos und ohne Sinn. Vorbestimmung! Ein andrer Sinn läßt sich in den Zufall der Wahllosigkeit nicht legen. Mir persönlich ist diese Unterlegung irdischen Geschehens trotz der Hilflosigkeit, aus der sie entstanden ist, nie als Geringwertigkeit oder Stumpfsinn erschienen. Auch hier läßt sich Trost schöpfen, auch in solchem Glauben läßt sich Zuflucht finden und Mut und Kraft, und damit ist er gerechtfertigt. Man bedenke: dies ist Massenglaube! — Manch ein Weiterdenkender, der ihm unterlag, suchte ihn dem eignen Empfinden glaublicher und dem eignen Geist genügender zu gestalten, und so geschah es, daß der oder jener in ihm einen Beweis sah für die Gleichheit und Bedeutungslosigkeit aller Einzelheiten vor dem Ganzen, mag er es nun Welt, Menschheit, Schicksal oder Fortschritt nennen. —

Wie ist es möglich, daß das durch ein Jahrtausend starke Christentum in den Zeiten der Prüfung so leicht versagt? Das erklärt sich aus zwei Tatsachen. Die Gegenwart ist keine Zeit des Glaubens, wie es das Mittelalter noch war. Es gibt heute nur verschwindend Wenige, die den strengen Glauben Luthers haben oder von der Unanfechtbarkeit der Lehren des Katholizismus überzeugt sind. Ein Glaube aber, der mit Einschränkungen und Bedingungen glaubt, der ist kein wahrer Glaube mehr, sondern der ist wie ein baufälliges Haus.

Zu der zweiten Tatsache leitet das Erlebnis des Krieges. Wie soll ich im Felde angesichts aller Schrecken und Gräuel

zum Gottvertrauen kommen? Mir ist tausend Male gesagt worden, ein Merkmal des christlichen Gottes sei die Güte. Im Kriege habe ich sie nie gefunden, wenn ich sie nicht durch sophistische Spitzfindigkeiten heraustifteln wollte. Was ist das aber für Glauben, der nach Bestätigung suchen und gefundenen Widersinn verdrehen muß?

Christentum und Krieg? Gottesgüte und gewaltsamer Tod von Millionen Unschuldiger? Wo ist die natürliche Brücke von einem zum andern? Wo? In den Predigten der Feldgottesdienste heißt es, um dem Schluß dieser auf die Brust gesetzten Pistole zu entgehen, der Krieg sei eine Prüfung der sündigen Menschheit. Ganz abgesehen davon, daß sich mit solchen unbewiesenen Winkelzügen alles beweisen, daß sich mit Ausreden alles entschuldigen, mit Worten alles sagen läßt, sagt der Soldat:

„Wie reimt sich das zu Hunderten von Aussprüchen der Bibel? Dann ist ja alles Böse eine Prüfung. Der Feldgeistliche hat gut reden in seiner Lebenssicherheit."

Gottesglauben? Statt neuer Bekehrungen habe ich neue Abtrünnigkeiten gefunden. Es waren Abtrünnige nicht aus der blutlosen Schwäche der Überlegung, es waren Abtrünnige aus der lebenzuckenden Kraft des Erlebens.

Das wird ungern zugestanden, und in den „Feldpostbriefen" unserer Zeitungen und Zeitschriften entweder stillschweigend übergangen oder auf Grund vereinzelter Ausnahmen ohne weiteres geleugnet, ins Gegenteil gewandelt und verallgemeinert.

Ich habe jahrelang als gemeiner Soldat, Gefreiter und Unteroffizier unter unsern Soldaten gelebt und habe meine heutige Ansicht über diese Frage gefunden. Die Feldgottesdienste, über deren tiefgehende Wirkungen man sich in der Heimat so große Vorstellungen machte, haben mir viel ver-

loren, mir und meinen Kameraden, seit wir sie in Reih und Glied mitgemacht haben.

Müde vom Exerzieren, Marschieren und Arbeitsdienst ist man in den Ruhestellungen zuweilen Sonntags gezwungen, manchmal eine halbe oder ganze Stunde weit zu laufen, im Freien zu stehen und eine Predigt zu hören, die man dem Inhalt nach schon oft gehört hat und sich selbst wiederholen kann. Die Wurzel des Unwillens ist der Zwang. „Gottesdienst ist Dienst." Das ist Zwang und Widerspruch, und Zwang und Widerspruch empören, namentlich in religiösen Dingen. Alles in allem, mit „Sachen instand setzen", Antreten, Marsch, Predigt und Rückmarsch gehen zwei Stunden der Ruhezeit, von der jede Minute kostbar ist, vorbei.

Viele Predigten sind für die Fassungsgabe der Massen zu hoch, und wer nicht grade von Natur gläubig ist, steht da und schimpft innerlich auf die schöne Zeit, die er lieber mit Briefschreiben, Schlafen oder Unterhaltung hingebracht hätte. Einen erhebenden Eindruck lassen die wenigsten Feldgottesdienste zurück, und innerlich gestärkt und gefestigt gehen nicht viele in ihr Quartier. Gottesdienst ist Dienst! Ich weiß es nicht, welchen Vorteil ein Geistlicher im Zwang des Kirchganges sehen kann, ich wüßte es aber gern.

Es gibt sehr viele Soldaten, die sich an der Persönlichkeit des Feldgeistlichen stoßen. Der Mann, der da tröstend, ermunternd, erklärend spricht und wie jeder Redner größtenteils allein durch seine Persönlichkeit wirkt oder nicht wirkt, dieser Mann unterliegt der schärfsten Kritik.

„Was!" sagen die Leute unter sich: „Der reitet auf seinem dicken Gaul, hat 'ne schöne, warme Bude und sein feines Bett, macht keinen Dienst, außer daß er alle zwei Sonntage 'ne Stunde predigt, er ißt und trinkt gut und reichlich, braucht nie ins Gefecht zu gehen, geht auch nicht hin-

ein, — und dann stellt er sich hin und will uns, die wir im Gegenteil leben, von Durchhalten und von Gottes Güte was erzählen. Nee, da muß ein ganz andrer kommen. Einer, der was mitgemacht hat. Warum geht er denn nicht zu den Schwerverwundeten in die vorderste Linie, wenn er solch Gottvertrauen hat und so einen heiligen Beruf? Da vorn kann ihn vielleicht mancher brauchen. Er wird sich hüten! Lieber geht er in die Verbandplätze! Ich hab' ihn noch nicht vorne gesehen. Hier hinten predigen — Kleinigkeit!"

Ich kann den Leuten so unrecht nicht geben. Auch ich habe diese Herren mit großem Wohlgefallen nie betrachten können. Dort, wo ihr Trost und Zuspruch am notwendigsten gewesen wäre, im Gefecht bei den Sterbenden habe ich in allen vier Kriegsjahren nicht einen von ihnen gesehen. —

Obwohl der Glaube draußen selten zu finden ist, wird man doch den Aberglauben vermissen. Ich persönlich bin ihm nicht begegnet. Wenn es im Anfange des Krieges geschehen ist, daß jemand „Himmelsbriefe" oder andre Schutzmittel gegen Kugeln mitgenommen hat, so wird das erste Gefecht aufklärender gewirkt haben als alle Vorträge und Aufsätze zusammengenommen. Jedenfalls waren solche Mittelchen rasch verschwunden. Selbst harmloseren Aberglauben, wie den der französischen Stellungen, man dürfe mit einem Streichholz nicht mehr als drei Zigarren anzünden, weil der Besitzer der vierten sonst fallen müsse, — selbst solche Mätzchen sind mir höchst selten begegnet, und sie sind stets scherzhaft behandelt worden. Dem stets drohenden Tode trat jeder mit Ernst und Würde gegenüber, und ich kann es nicht Aberglauben nennen, wenn der Ernst vorübergehend einmal in Schwermut, die Würde in Niedergeschlagenheit übergeht und den Menschen jene trübe Todesahnung umfängt, die ihn tagelang nicht loslassen will und oft recht behält.

Vormarsch „Um 12 Uhr nachts beginnen die leichten Feldgeschütze das Feuer auf die feindlichen Stellungen zu legen, um 12 Uhr 10 Minuten schießen die Geschütze mittlerer Größe und die Minenwerfer, und um 12 Uhr 30 Minuten eröffnen die Geschütze schwerer und schwerster Größe das Feuer. Von 12 Uhr 30 Minuten bis 6 Uhr 5 Minuten schießen sämtliche Geschütze auf einer Frontbreite von 30 Kilometern. Um 6 Uhr 5 Minuten wird das Feuer auf die rückwärtigen feindlichen Gräben und Ruhestellungen verlegt und die Infanterie greift auf derselben Frontbreite an."

„Durchbruch!" denkt jeder, als dieser Befehl am Abend der Kompagnie vorgelesen wird. Tagelang ist davon gemunkelt worden, und die ungeheuren Sturmvorbereitungen haben keinen Zweifel gelassen. Es geht um Großes, Gewaltiges, um Völkerschicksal! Durchbruch, Frontaufrollung und Vormarsch!

Vormarsch! Was alles liegt in dem Wort! Vormarsch! Hochgefühl, das auf die ragendsten Höhen menschlichen Lebens hebt, rasender Grimm, Untergang des Einzelbewußtseins in einem Sturm edelsten Volksgefühls, alles verachtender Vorsturz, ungesehener Adlerflug zu Häupten, feindhinein, siegwärts, — alles getragen von unwiderstehlicher, schmetternder Sturzwoge überflutenden Deutschtums.

Unvergeßbare Tage des Vormarsches! Damals im Juli 1915, an jenem weltgeschichtlichen Tage des Vormarschbeginns gegen Rußland, standen wir auf Sturmleitern angriffbereit im Graben. Rechts von uns hatte der entscheidende Vorstoß zehn Minuten früher begonnen als bei uns. Jetzt sahen wir unermeßlich gedehnte Kornfelder bis an den Himmelsrand quer durchschritten von einer endlosen Reihe deutscher Soldaten, durchbrochen vom unhemmbaren An-

sturm Tausender. Irgendeiner von uns rief und zeigte mit ausgestrecktem Arm hinüber, und alles, was noch unten im Graben stand und auf das Angriffszeichen wartete, kletterte auf den Grabenrand und starrte mit klopfendem Herzen und weitoffenen Augen unbeweglich hinüber zu den unzähligen, rastlos vorschreitenden Punkten und Strichen im Gelb der Felder. Immer neue Reihen folgten, frische Glieder brachen dort aus den gewundenen Fäden der Schützengräben hervor, und eine ungeheure, wimmelnde Masse drang, schwer und groß wie das Schicksal anrückend, langsam und ohne Stockung mit einem einzigen Anlauf in die Tiefen der russischen Ebenen. Und drüben, uns gegenüber schlugen ununterbrochen Granaten auf Granaten ein und hüllten alles in eine schwere, lastende Wolke der Vernichtung.

Neben mir stand ein älterer, breitschultriger Soldat. Er sah wie gebannt in jenes punktdurchwogte Gelb der Kornfelder, und die Tränen liefen ihm über das unbewegt starrende Gesicht. Alles, was er zu sagen vermochte, war von Zeit zu Zeit ein überwältigtes, fassungsloses „Mein Gott — mein Gott". — Dann kam unsere Zeit. Links von uns flog in einer riesenhaften Sprengung ein über hundert Meter langes, stark befestigtes feindliches Grabenstück in die Luft. Auf einen Schlag brachen wir aus den Graben. In der Zeit weniger Atemzüge war der russische Widerstand gebrochen. Der Vormarsch begann.

Vormarsch! Nur den Gegner nicht loslassen, nur nicht den Feind aus der Schußweite der Gewehre oder Geschütze verlieren, — ihm unabläßig und dicht auf den Fersen kleben, ihn überraschen, hetzen, jagen und schlagen, wo es möglich ist, ihm Ruhe und Besinnung rauben und wirren, wo es irgend angeht. Das ist höchste Aufgabe! Der Löwe, der die Beute im Ansprung gepackt hat, hängt sich tatzen- und zähne-

einhauend mit ganzer Körperwucht fest, und in Sprung, Hieb und Wucht reißt er sie nieder. Mag sie ihn noch einige taumelnde Schritte weit schleifen. So wurde im Sommer 1915 Rußland von Deutschland gepackt und niedergerissen. An jenen tödlichen Wunden hat es sich langsam und qualvoll nach innen verblutet.

Vormarsch! Angriff und Sieg lassen das Leben hoch aufflammen. Tausendfach gesteigertes Leben klopft in jeder Brust, zuckt und rollt in jeder Ader, zittert in jeder Regung des Gefühls. Tausendfaches Leben verblutet ringsum, und tausendfältiges Entfärben veratmet auf allen Hügeln, breitet sich über alle Felder und schleicht durch die sommerlichen Wälder.

Vormarsch! Welch ein Schutthaufen von Kleinelend türmt sich allerorten! Die Verpflegung muß im feindlichen Feuer zurückbleiben — Hunger! Endlos, rastlos, Tag um Tag wandern die Märsche auf grundlos verschlammten Wegen und Feldern — Erschöpfung! Schlaflos sind alle Tage und Nächte voll Wachen, Spähgängen, Gefechten, Arbeitsmühsalen — Übermüdung! In Regen, Wind, Kälte und Glut geht es vorwärts — Stumpfheit und Überreizung! Mangel an Wäsche und Seife — Schmutz und Ungeziefer! Krach der Granaten, Splittergeheul, Knattern und Hämmern der Maschinengewehre, Sausen, Pfeifen, Zischen, Schnarren und Schwirren der Gewehrgeschosse, Schrei der Verwundeten — zum Reißen straff gespannte Nerven, Todesangst und Todesverachtung.

Die gewohnte Welt des Friedens bricht und kracht zusammen. Die Kleidung bettelt in Schmutz und Fetzen, und der Mensch steht bloß und hilflos dem Andrang stumpfsinniger Jämmerlichkeiten einer fremden Welt gegenüber.

Welche Bilder tauchen auf und brennen sich dem Ge-

dächtnis ein! Vor mir marschiert ein junger Gelehrter, Privatdozent. Den Brotbeutel hat er verloren, und am Koppel schwingt sich im Takt des Marsches ein brotumhüllendes, schreiend rotes Taschentuch, das er irgendwo gefunden hat. Ein Tragriemen ist gerissen, und ein zusammengeknoteter Bindfaden hält den Tornister. Dort hat jemand einen Stiefel verloren und geht in einem Stiefel und einem Schnürschuh. Einer hat sich in engen Stiefeln die Füße wundgelaufen, durch den dicksten Morast stapft er in durchlässigen Schnürschuhen; als schützenden Schaftersatz hat er die Strümpfe über die Hosen gezogen, und eine dicke Schmutzkruste bedeckt alles bis zu den Knien. Hier hat ein Geschoß den Ansatz der Helmspitze durchschlagen, und bei jedem Schritt wackelt und tanzt die lose Spitze possenhaft oder steht seitüber und betrachtet schräg und schief wie ein betrunkener Kaspar oder Wurstel puppenhaft bedenklich die unerhörte Um- und Unterwelt. Durch den Schmutz ungewaschener Gesichter stechen wochenalte Bartstoppeln.

Vormarsch! Zwischen dem Überschwang der Hochgefühle, dem rüttelnden Ansturm der aufs äußerste gestrafften Empfindungen und der wimmelnden Rattenschar niedrigster Elendereien, gedankenleerster Martern hält der Vormarsch den Menschen, losgerissen vom festen Boden der Gewohnheit, hoch in den Wolken völliger Ungewißheit selbst der nächsten Zukunft. Im schwebenden Taumel zwischen so schmerzlich scharfen Gegensätzen bildet und formt der Mensch sich hier mehr, dort weniger und mit solchem Tiefgriff, daß Grundanschauungen und Überzeugungen zuweilen ins Gegenteil gewandelt werden, — ganz aber vermag niemand sich dem umbildenden Einfluß dieser Tage voll ungeheuersten Erlebens zu entziehen.

Vormarsch! Eine breite Spur von Blut kennzeichnet

den Weg. Nicht rasch und gründlich vergessenes Blut, — unvergeßliches, unvergessenes Blut! Was liegt an Namen! Königsblut ist Bauernblut, ist Arbeiterblut und Studentenblut. Blut! Dies ist der Strom, der stürzt und türmt, fortreißt und anschwemmt!

Rückzug Den unzweifelhaft größten moralischen Eindruck erzeugt der Rückzug, erhebend auf der Seite des Verfolgers, niederwuchtend den Geschlagenen. Rückzug, — das ist nicht freiwilliger Rückmarsch des vorsichtig einer Niederlage Vorbeugenden; Rückzug, — das ist erzwungenes Weichen des Kämpfers, der seine Sache bis zur Entscheidung nicht aufgeben wollte, ist Zurücktaumeln des jäh Überraschten. Wird ein Aufhalten der Rückbewegung unmöglich, dann beginnt das hemmungslose Wogen und Fluten des abziehenden Heeres, dann droht das Äußerste, die Flucht und der Zusammenbruch. Nicht nur das Heer wankt in seinen Grundfesten, — bis in die feinsten Verästelungen des Volkes bebt die Wucht des Niederbruchs nach, selbst den Gleichgültigsten aus seiner Ruhe schreckend. Der ganze Staatsbau erzittert, und das Ungeziefer und Gesindel rührt sich in Keller, Boden und Winkeln.

Ich habe zwei rückwärtige Bewegungen im Kriege mitgemacht; eine nur auf einen geringen Abschnitt begrenzte, den Rückmarsch einiger Divisionen nach der Schlacht von Prasznysz im März 1915 und dann den großen Rückmarsch des Westheeres vom Sommer und Herbst 1918.

Damals, 1915 stieg mir eine Ahnung auf, was es heißen müsse, einen erzwungenen Rückzug antreten, den Feind stets dicht auf den Fersen, denn unser Rückzug war tagelang vorhergesehen und lief mehr auf ein befehlsmäßiges Ausweichen und Loslösen hinaus, obwohl einzelne Teile der

kämpfenden Truppen aus strategischen Gründen erst im letzten Augenblick und während des Gefechts zurückgenommen werden konnten. Unter diesen war mein Regiment.

Schon im Beginn des Zurückweichens machte sich seine auflösende Wirkung bemerkbar. Teile der Kompagnie verloren angesichts des etwa vierzehnmal so starken Feindes, gegenüber den näher und näher rückenden Schützenwellen der Russen, beim Anblick der eigenen zurückeilenden Truppen den Mut. Es schien ihnen aussichtslos zu sein, sich durch Ausweichen der drohenden Gefangennahme entziehen zu wollen. Sie zögerten, dem Befehl zum Rückmarsch zu folgen. Als dann aber einige der abziehenden Leute vor ihren Augen durch Gewehrschüsse fielen, ging die Entmutigung in Mutlosigkeit über, und sie blieben aus Furcht vor dem Tode, der ihnen unvermeidbar erschien. Wir andern folgten dem Befehl und kamen, ohne einen Mann verloren zu haben, durch ein rasendes Gewehrfeuer glücklich an dem ersten Halte- und Sammelplatz an.

Der große Rückzug in Frankreich 1918 ging zu Beginn unter stärkstem Widerstande vor sich. Als die überwältigende, nicht aufzuhaltende Machtfülle jeder Art des Gegners klar erkannt war, suchte die Heeresleitung die Kampfsittlichkeit des Heeres durch freiwillige Stellungsräumungen und kampflose Rückbewegungen ungebrochen zu erhalten. Aber der allgemeine Stimmungsumschwung half dem Gegner, und schließlich war ein Standhalten ganz unmöglich. Drückeberger, Fahnenflüchtige, Überläufer mehrten sich und gefährdeten den Kampfgeist des Heeres aufs schwerste. Als man dann im Begriff war, das im großen noch widerstandsfähige Heer möglichst rasch auf eine weit zurückgelegene Stellung zurückzunehmen, brach die Revolution aus und zog dem Heer den Boden unter den Füßen weg.

Die äußeren Anstöße zu der Entsittlichung des rückwärts gedrängten Heeres liegen in der Rückbewegung selbst und ihren Begleiterscheinungen. Der Fernstehende wird sich keine Vorstellung machen können, welch einen fürchterlichen, niederschmetternden Eindruck auf den Kämpfenden ein rechts benachbarter, plötzlich zurückgehender Trupp macht. Man übersieht das Gelände nicht, hat keine Ahnung von den Gründen jener Bewegung und denkt sich, wie das bei Nichtwissen stets ist, gleich das Schlimmste, zumal wenn man weiß, daß die eigenen Truppen nicht grundlos und ohne Befehl eine Stellung preisgeben. Das Beispiel des andern ist eins der ansteckendsten Dinge, die es geben kann, — es reißt meistens mit fort, mag der Fortgerissene wissen, worum es sich handelt, oder nicht. Eine Panik aber ist wie eine Seuche, wie die Pest, wie ein Gerücht, das blitzschnell und blindlings um sich greift und packt, was es mit seinen Klauen packen kann. Sehe ich selber die Sachlage, dann habe ich im eigenen, klaren Urteil eine feste, haltende Stütze.

Neben dem schlechten Beispiel ist es der Anblick überlegener, angreifender Feinde und sind es die Verwundeten, die entmutigen. Beides wirkt bei schon erschütterter Siegeszuversicht leicht überwältigend. Ich habe es erlebt, daß Kompagnien, die schon viele Verluste hatten, vor einigen gutsitzenden Artillerieschüssen geschlossen kehrt machten und nur schwer wieder in die verlassene Stellung zu bringen waren. Zuverlässig sind solche im Kern, in der Kampfsittlichkeit erschütterten Truppen nicht mehr. Bei genügendem Ersatz ist es ein Gebot der Klugheit, sie aus dem Gefecht herauszuziehen. Tut man es nicht, dann sind sie ein Seuchenherd für die Nachbartruppen. Die Folgen können so unübersehbar sein, wie sie es 1918 waren.

Der rückwärtstreibende Gedanke der entsittlichten Truppe

ist vor allem der der Furcht vor dem Tode, vor schwerer Verwundung und vor Gefangennahme. Mit der Sittlichkeit hat der Mann auch jeden Gedanken an das Vaterland, an die Kameraden, an seinen Eid verloren, ist er ausgeschieden aus dem Gemeinschaftswesen des Heeres und ein losgelöster, hilflos treibender Einzelmensch auf der Strömung der Urtriebe, die er mit dem Tier gemein hat: Selbstsucht und Selbsterhaltung. Der Glaube an eine Zwecklosigkeit weiteren Standhaltens erleichtert solche willenlose Hingabe an das Ich. Das nächste, was eintrifft, ist das „Rette sich wer kann" und der Wegwurf der Waffe und des Tornisters als eines Hindernisses. Die Flucht ist da. Selbst Furcht vor Strafe, vor Schande, vor Spott der Kameraden hat nichts Schreckendes mehr. Der Fliehende wird ebensogut zum Überläufer wie zum Drückeberger oder Fahnenflüchtigen, wenn ihm der Selbsterhaltungstrieb das nötig erscheinen läßt. Vergangenheit und Zukunft sind ausgelöscht von den zitternden Fingern der blassen Furcht, es hetzt und jagt nur die Gegenwart von Sekunde zu Sekunde. Ich — ich — ich dröhnt eine Glocke mit jedem Klöppelhiebe ins Ohr.

Nur im Anfang ist dieser Entsittlichung Herr zu werden, und nur mit dem schärfsten Mittel ist die Furcht zu bekämpfen, mit einem Gegengift, mit der Furcht selber. Worte versagen, nur der im vorgehaltenen Revolver drohende Tod wirkt und das Beispiel eines so Erschossenen. 1918 hätte man es kaum mehr versuchen können, es würde nicht mehr Erfolg gehabt haben. Bei allgemeiner Flucht bestand 1918 die Gefahr, daß die übrigen Leute bei einem derartigen Vorgang in aufgehetzter Wut oder im Gefühl, diesen Hinderer ihrer Selbsterhaltung beseitigen zu müssen, vielleicht selbst vor einem Mord nicht zurückgescheut wären, um sich in Sicherheit zu bringen.

Die Schuld an solcher Verblendung und Verwirrung ist nicht in der Front zu suchen, sie liegt weiter rückwärts und ist ein mit kalter Berechnung zusammengebrautes Fabrikat, unterstützt von einer mit fremdem Geld ermöglichten Massenreklame.

Der Feind Man sollte meinen, das Haß- und Grimmgefühl der Millionen in der Heimat müsse sich mit der Nähe zur Front steigern und in der vordersten, feindnächsten Stellung bis zur Weißglut erhitzen. Alles scheint dazu vorbereitet: die unmittelbare Todesdrohung der feindlichen Waffen und Absichten, die Unsumme von Entbehrungen und Kleinelend, die uns der Feind aufbürdet, der dicht vor uns hockt und körperlich zu fassen ist. Das allein, sollte man meinen, müsse schon Rachegefühle wecken, und auch im Gedanken an die zu Hause, von denen uns ebenfalls wieder und wieder der nahe Feind trennt, sollten doch Haß und Grimm schon schlummern. So hat man sich's vorgestellt, als man 1914 und 1915 an die Front fuhr und marschierte. Dann saß man plötzlich im vordersten Graben und fand den Haß und Rachedurst nicht.

Das allgemeine Haßgefühl gegen die Gesamtheit des Feindes war im Beginn des Krieges im Rausch der ersten großen Begeisterung sehr stark vor allem dort, wo der aufstachelnde Vorsturm des Bewegungskrieges und der frische, lodernde Kampfgeist der Truppen zusammentrafen. Im Stellungskrieg kam mit der Kampfruhe auch eine abwägende Überlegung. Jenes allgemeine Haßgefühl spitzte sich nicht mehr zur scharfen Spitze persönlichen Feindhasses. Persönliches Abneigungsgefühl von vornherein ist schon aus dem Grund unmöglich, weil ich den Feind nicht kenne und weil er

mir gar nichts getan hat. Man sagt sich: „Der Mann da drüben hat den Krieg auch nicht gewollt und erklärt, er denkt auch an seine Frau und an seine Heimat und wäre lieber bei ihnen als hier. Er schießt allerdings auf uns, aber nur weil wir dasselbe tun und er sich seiner Haut wehren muß. Verübeln kann man ihm das nicht. Uns geht es ja genau so."

An ruhigeren Frontstellen bahnt sich zuweilen sogar ein friedlicher Verkehr zwischen beiden Gräben an; namentlich in Rußland ist das oft der Fall. Da ruft plötzlich jemand ein Grußwort herüber oder winkt mit der Hand, — Gegenantwort kommt zurück, und schließlich zeigt sich hier und dort vorsichtig eine feldgraue und eine erdbraune Gestalt. Andere folgen, bis eine ganze Schar von ihnen außerhalb des Grabens im freien Feld herumwimmelt. Das geht so ein oder zwei Tage, bis man kühner wird und einander bis auf die Weghälfte waffenlos entgegenkommt. Tauschhandel mit Lebensmitteln, Alkohol und Rauchwaren wird getrieben, und eines schönen Tages kommt der eine und andere in den feindlichen Graben, wo er gastfreundlich aufgenommen und bewirtet wird. Die Gefangennahme eines der vertrauensseligen Besucher, ein scharfer Befehl oder ein hinterlistiger Schuß macht dem Treiben gewöhnlich ein rasches Ende.

Derartige Vorkommnisse sind natürlich seltene Ausnahmen gewesen, aber die Möglichkeit ihres Geschehens beweist, wie wenig haßvoll man in stillen Zeiten einander gesonnen ist. In einer ruhigen Stellung liegt jedem Teil daran, die Ruhe nach Möglichkeit zu erhalten. Schießt der eine dem Gegner die Unterstände oder die Blockhäuser zusammen, so tut der andre dasselbe, und beide liegen unter freiem Himmel, und niemand hat etwas gewonnen. Beunruhigt der eine den Feind durch Spähtrupps, dann erwidert der andre den unangenehmen Besuch, und es gibt zwecklos Tote und Ver-

wundete. Wozu soll man sich das Leben vergeblich sauer machen, denkt der Frontsoldat. Deswegen findet auch der Befehl, auf Spähgängen Gefangene zu machen, so wenig Beifall, so wenig Freiwillige. Die Gelegenheit ist zu klein, das Leben erscheint zu kostbar für solche Kleinigkeiten. Soll eine feindselige Handlung unternommen und mit der nötigen Kraft und Hingabe durchgeführt werden, dann muß das Ziel schon lohnen. Jede zwecklose Feindseligkeit bloß um der Feindseligkeit willen mit einem geringwertigen Grund erscheint an der Front als etwas Sinnloses, als Sportbetrieb, als leichtfertiges, unsittliches Spiel mit dem höchsten der Güter im Kriege, mit dem Leben, und solch Spiel ist jedes vom bloßen Haß, von Ehrgeiz oder Ordenssucht befohlene Unternehmen.

Beim Angriff ändern sich die Gefühle blitzschnell. Wenn ich mit der blanken Waffe in der Faust auf den Feind losgehe, dann weiß ich, daß ich auf keine Barmherzigkeit zu rechnen habe, daß der Gegner auf mich schießt und nach mir stößt und sticht. Der gleiche Sinn der Unbarmherzigkeit packt und treibt mich. Das Gefühl, das den Menschen dann übermächtig wie ein Sturmwind schüttelt, das ist kein Haß, das ist jener rauschartige Grimm, männlicher, wilder Urtrieb nach Kampf und Blut, aufspringender, gesteigertster Kampfgeist, der in jedem Mann schläft. Es ist ein ähnlich gearteter Trieb wie jener, der beim Anblick eines aufgescheuchten Hasen die ganze marschmüde, rastende Kompagnie aufjagt und nach den Gewehren greifen läßt. Kein bewußtes Gefühl, keine Überlegung, — ein dunkler, unzähmbarer Trieb, der in den Fingern zuckt und aus den Augen funkelt, eine wilde, stolze Freude an Kraftentfaltung und Mannestum. Im Augenblick des Handgemenges schwillt dieses Vermächtnis der Jugendzeit des Menschen zum Rausch, zur Besinnungslosigkeit, zum

Wahnsinn. An Einzelheiten des Durcheinanders kann sich dann niemand mehr besinnen. Dann ist der Feind wirklich der Feind, dem mein Grimm, meine Wut, mein Kampfgeist gilt und auf den er sich mit gierigen Zähnen stürzt wie der Tiger auf seine Beute. Das „Rot sehen" des zum Mord unwiderstehlich Getriebenen, der Mordrausch, ist verwandter Natur, stammt aus den gleichen dunklen Gründen der Urzeit. An die Heimat und dergleichen Dinge denkt in jenen Sekunden kein Mensch. Er denkt überhaupt nicht, er fühlt nur und ist nur eine Beute, ein widerstandsloser Ball seines Kampfgeistes, ein vom Bogen geschnellter Pfeil, der unbeirrt um alles nur auf sein Ziel losfährt. Das Vermögen der Unterscheidung zwischen Freund und Feind ist herabgemindert, da man nicht mehr vollkommener Herr seiner selbst ist. Darin liegt der Grund jener Anordnung, die das Entladen der Gewehre beim Sturm befiehlt.

Wäre der Haß wirklich vorhanden an der Front, dann würden gewiß bedeutend weniger Gefangene gemacht werden. Haß verschont nicht! All die Erzählungen von erschossenen Gefangenen sind zum mindesten stark übertrieben. Im Augenblick der Waffenlosigkeit hat der Feind aufgehört, Feind zu sein, wenigstens für den kämpfenden Soldaten. Der Zivilist mag ihn mit Haß oder Verachtung ansehen. Ich habe es oft beobachtet, daß dem gefangenen Gegner sogleich jeder Liebesdienst erwiesen wurde: er wurde verbunden, ihm wurden Zigaretten und Kaffee oder Brot angeboten, man klopfte ihm anerkennend und beruhigend auf die Schulter und zeigte ihm den Weg nach hinten, wo er sich möglichst rasch in Sicherheit bringen konnte. Auch unsre entflohenen Gefangenen haben sich meist nur anerkennend über die Behandlung unmittelbar an der Front ausgesprochen. Der Haß und die schlechte Behandlung zeigte sich erst im Inlande und wurde

ihnen hauptsächlich von Zivilisten zuteil, namentlich von Frauen. Eine gleichmäßigere Verteilung dieses starken französischen Haßgefühles wäre angebracht gewesen. Das deutsche Volk der Heimat hat so gut wie nichts davon besessen und sich statt dessen in den gefährlichen, weibisch machenden Traum vom sanft zu behandelnden Feind hineingesponnen.

Die Gefühle, mit der der Frontsoldat den Feind an der Front betrachtet, sind sachlicher Natur, wobei zwischen dem Osten und dem Westen ein großer Unterschied in der Beurteilung klafft. Der russische Soldat war uns stets ein verächtlicher Spott, ein großes Mitleid oder ein heiliger Zorn. Seine Verwahrlosung, seine Unsauberkeit und seine gänzliche Bildungslosigkeit erregten Verachtung und Hohn; in seiner Führerlosigkeit, seinem Mangel an Geschützen und Artilleriemunition wurde er zum Gegenstande des Bedauerns; die Tage von Ostpreußen haben unsre Wut geweckt, die namentlich dem Kosaken galt. Aber auch dem Russen versagte man Achtung und Bewunderung nicht. Die Massenangriffe wurden stets mit einer durch keine noch so blutigen Verluste abzuschreckenden Zähigkeit und mit einer wirklich bewundernswerten Todesverachtung durchgeführt. Es lag nichts Freudigkühnes in dem schweigsamen Vorsturm dieses ununterbrochen anwogenden Menschenmeeres, es blitzte kein Schimmer zweckbewußten Mutes aus den dunklen Augen, kein stolzer Grimm saß auf den flachen, niedrigen Stirnen, — eine große, gedankenleere Gleichgültigkeit, ein stumpfer Beharrungsdrang schob und stieß diese unübersehbaren Scharen und Herden in den sicheren Mißerfolg und in den fast unvermeidbaren Tod. Mir sind sie immer wie teilnahmslose Sklaven, wie Fechter der römischen Kampfbahnen erschienen, denen erst der Tod einen gewissen Adel verlieh. „Sie wissen nicht, warum sie

sterben müssen. Armes Volk.“ Dies Wort ist oft in Rußland gesagt worden, und es ist kennzeichnend für beide Völker. Staunen und Anerkennung hatten wir für die Gewandheit und Schleichkunst mancher Stämme des russischen Reiches. Die Sibirier und einige Kaukasusvölker leisteten bei Spähgängen am hellen Tage bis vor die Horchpostenlöcher Dinge, die nur einem eng mit der Natur zusammenhängenden Volk möglich sein können. Oft standen wir vor russischen Gefangenen, und beim Anblick der prachtvoll gewachsenen, großen Gestalten, der naturhaft-wildkühnen Gesichtszüge mancher Stämme, wie der Tscherkessen, sagte wohl der eine oder andre von uns:

„Junge, Junge! Wenn die Kerls Kultur und Zucht im Leibe hätten, dann wär' das nicht so einfach mit ihnen. Wenn das Deutsche wären, dann möcht' ich aber kein Russe sein.“

Dem Franzosen gegenüber empfinden wir ganz anders. Hier lautet das Urteil: Achtung! Man fühlt und weiß: der Franzose ist ein ausgezeichneter Soldat und ein mutiger Mensch. Er ist nur mit Vorsicht zu genießen. Der Franzose denkt und handelt selbständig und geht mit Unternehmungsgeist und genauer Berechnung und Überlegung zu Werke. Das zwingt unwillkürlich Anerkennung ab. Man bewundert seine Gerissenheit im Ungangbarmachen des Vorgeländes durch klug versteckte und bis zur Niederträchtigkeit sinnvoll erdachte Drahtverhaue, Schlingen und Fallen, bestaunt, wenn auch widerwillig, seine schwerkenntlich verborgenen und höchst zweckmäßig angebrachten Maschinengewehrnester, fürchtet die glänzende Schießkunst und Treffsicherheit seiner Artillerie, die blitzschnell und genau arbeitende, sicher Glied in Glied greifende Kette seiner Beobachtung und Rückmeldung, des gesamten Nachrichtenwesens

und gerät in Wut über die ganz unfranzösisch erscheinende Zähe der Verteidigung, die erst bei vollkommener Aussichtslosigkeit jeden weiteren Widerstandes die Waffen streckt. Das Gefühl, einen ebenbürtigen Gegner vor sich zu haben, hat uns an der Westfront nie verlassen.

Der Engländer ist ein andrer Soldat, wie er ein andrer Mensch ist. Ihm gegenüber lebt in der Tat ein Haß in den Falten der Seele. Man hat sich gewöhnt, im Engländer den Hetzer, Anstifter und Erhalter des Krieges, den Ersinner und Leiter des Lügenfeldzuges und des Wirtschaftskrieges zu sehen, ihn als das schwerste Hindernis zum Frieden zu betrachten. Das erbittert. Als Soldat schätzt man ihn nicht so hoch ein wie den Franzosen. Die kriegerische Tüchtigkeit des Engländers ist fragwürdiger Art, der kaufmännische Geist überwiegt. Wenn er nach dem Vorbruch des Angriffs aus dem Grabengewirr heraus und im freien Feld, im neuen, unbekannten Gelände ist, dann verliert er die Übersicht und gerät leicht in Verwirrung. Die Einheiten zerblättern und die Leitung dringt nicht durch. Im örtlich begrenzten Gefechtserfolg verebbt der Schlachtengedanke. Gefechtskunst, aber keine Kriegskunst! Aber er steht, wo er steht, er hält fest, was er hält, und nur widerwillig nimmt er seinen Fuß aus der Stellung. Ein gefährlicher Gegner ist er in jedem Fall, und wo ich mich in acht nehmen muß, da achte ich auch. Der Soldat hat ein höchst feines Gefühl für den Wert seiner Feinde. Der Fehler in der Beurteilung, den der Kampfsoldat zuletzt oder nie begeht, ist Unterschätzung des Gegners. Über Unterschätzung wird sich der Engländer bei uns wohl nicht zu beklagen haben.

Die farbigen Hilfsvölker! Die verächtlichsten Worte der deutschen Sprache galten der Völkerverwirrung, die England und Frankreich auf ihren Frontabschnitten angestiftet

hatten. Die Empörung Friedrichs des Großen über den Zwang, sich mit solchem Gesindel herumschlagen zu müssen, war im deutschen Heer lebendig. Dort, wo man Neger oder Inder sich gegenüber wußte, hatte man immer das unabweisliche Gefühl, es mit einer Bande von Mördern und berufsmäßigen Halsabschneidern zu tun zu haben, denen lebendig in die Hände zu fallen eine mißliche Sache sei. Erlebnisse von Augenzeugen haben die Berechtigung solchen Gefühls bewiesen. Die soldatischen Eigenschaften der farbigen Truppen wurden nicht hoch eingeschätzt. Selbständiges Handeln, Beherrschung der Lage, verständnisvolles Zusammenarbeiten waren von ihnen nicht zu erwarten. Dafür achtete man die Fähigkeiten, die ihnen als Angehörigen von Naturvölkern angeboren waren. Das war vor allem die große Gewandtheit im Schleichen, die des Nachts noch von der dunklen Färbung unterstützt wurde und ihnen manchen Überraschungserfolg verschafft hat. Der Grundzug des Urteils gegenüber dem Farbigen war Verachtung und Empörung.

Ein untrüglicher Wertmesser für den Ruf, den man beim Feinde genießt, ist seine Artillerievorbereitung. Daran gemessen sind wir wohl die am höchsten bewerteten Soldaten aller kriegführenden Staaten. Je größer die Achtung eines Feindes, desto größer die Ehre eines siegreichen Angriffs oder einer glücklich durchgeführten Verteidigung. Ruhm und Schlachtenehre wird uns niemand abstreiten. Darin liegt auch des Feindes Ruhm und Schlachtenehre.

Ost- und Westfront Wenn der Ersatztransport den heimatlichen Bahnhof verließ, dann saß alles da und grübelte in tausend Vermutungen, ob es wohl nach dem Osten oder nach dem Westen ginge, und jeder hoffte, an der

entscheidenden Kreuzungsstelle werde die Fahrt wohl eine östliche Richtung einschlagen. Der Osten war beliebt, wenn man so sagen darf, der Westen wurde von vornherein mit erheblichem Mißtrauen betrachtet. Verübeln kann man es keinem Soldaten. „Sommerfrische" nannte man zuweilen die Ostfront, „Stahl- und Eisenbad" hieß die Westfront, — das sagt alles Wissenswerte mit einem Schlagwort. Im Kern stimmen beide Worte, übertreibende Verallgemeinerung liegt auch in ihnen wie in jedem Schlagwort, das nur Lob oder nur Tadel, nie aber Gerechtigkeit kennt.

Die Ostfront, räumlich und zeitlich als Ganzes betrachtet, war gegenüber dem Westen, der, wenn die Großkämpfe schwiegen, ständig von Spähunternehmungen und örtlich begrenzten, taktisch bessernden Kämpfen bebte, in ihrer Kampfarmut eine ruhige Front, die von Landwehr-, Landsturm- und Reserveregimentern in Schach gehalten wurde, während das aktive Heer und Reserveregimenter im Westen bluteten. Die den Weltkrieg vor allen andern Kriegen kennzeichnende Furchtbarkeit der „Materialschlacht" hat es an der Ostfront nur an vereinzelten Brennpunkten in den letzten Monaten des Krieges und etwa 1916 in dem Juliansturm auf Baranowitschi gegeben, den Fliegerschrecken des Westens gab es an der Ostfront überhaupt nicht, ebensowenig wie Tanks; und von Gasgranaten und Flammenwerfern machte der Russe nur selten einmal einen bescheidenen Gebrauch. Der russische Soldat an sich war dem englischen und französischen Soldaten weit unterlegen, — seine Macht und Wirkung lag vor allem in der Masse und in stumpfem, blindem Mut, der die Masse geschlossen vorwärtsschob; im Westen kämpfte ein feindliches Heer von höchster Beweglichkeit der einzelnen Glieder, voll Selbständigkeit jedes Einzelnen, mit einem durch Überlegung und Geist beseelten Mut. Kurz: im Osten war der Deutsche

in jeder Hinsicht überlegen bis auf die Zahl, — im Westen war der Gegner in allem überlegen, selbst in der Zahl, nur die soldatischen Fähigkeiten, die Kampfsittlichkeit waren auf unsrer Seite größer und haben vierjährigen erfolgreichen Widerstand gegen die Überlegenheit ermöglicht.

Eine „Sommerfrische" war Rußlands Front nicht, im Vergleich zur Westfront war sie nur weniger lebensgefährlich. Die Großkampftage Rußlands und Frankreichs, — selbst die schlimmsten Tage Rußlands stellten nicht die Anforderungen an Nervenstärke und Kampfsittlichkeit, schlugen nicht die Breschen, rissen nicht die Lücken, die ein französischer Großangriff von gewöhnlicher Stärke mit sich brachte. Aber es ist eine große Unterschätzung, in den Begriff einer „Sommerfrische" auch die kampfreichen Monate der Ostfront mit einzuschließen. Die Zeit von Kriegsbeginn bis zum Ende des Jahres 1915 war dort ununterbrochen an vielen Frontstellen von Kämpfen erfüllt, für deren Schwere die Verlustlisten eindringend sprechen. Die Tage von Tannenberg, Augustowo, Masuren, Gorlice-Tarnow, Lodz, Nowo-Georgiewsk, den Narewfestungen, Warschau, Rawaruska wird niemand, der einige dieser Kämpfe mitgemacht hat, als eine Erholung betrachten oder in ihnen eine „Sommerfrische" sehen, auch wenn er den Westen kennt. Hier kamen noch die wochenlangen, ununterbrochenen Marschleistungen hinzu, die Ungezieferpein, grundloser Schlamm der Wegelosigkeit, härteste Entbehrungen an Essen und Trinken, die trostlose Unkultur des Landes, die jammervollen Nachtlager und der grauenvolle, qualenreiche Rückschub der Verwundeten bei leicht erklärlicher mangelhafter gesundheitlicher Behandlung

Das alles hat es im Westen nur in Andeutungen gegeben. Die Lebensgefahr und Nervenbeanspruchung der Westfront war bedeutend größer bei minderen Körper-

anstrengungen und -Entbehrungen, — an der Ostfront waren die Zumutungen an den Körper bedeutend größer bei minderer Lebensgefahr. Aber da die Größe der Lebensgefahr ausschlaggebend ist, ging jeder viel lieber an die Ostfront als an die Westfront.

Es kam noch eins hinzu: der Krieg im Osten mit seinen Riesenerfolgen und ungeheuren Vormärschen war ein Krieg im alten Stil, war Feldschlacht, war Krieg, wie man ihn sich ungefähr denkt: drauflosstürmend, überrennend, vordringend, immer siegreich, — eine alles hinwegschwemmende Flut des Angriffs.

„Das ist noch etwas!", sagte mancher. „Da geht man noch drauf los! Da schmeißt man alles über den Haufen und kann den Erfolg in den todmüden Beinen spüren und an den Gefangenen abzählen! Das lohnt noch, Krieg zu führen und sein Leben in die Schanze zu schlagen! Aber der Westen! — Nee! Brrr! Das ist ja stumpfsinniger Massenmord. Da geht's nicht vorwärts und nicht rückwärts, nicht hoch, nicht tief!"

Der Mann hatte recht. Jahrelanger, pendelnder Krieg, der weder siegt, noch unterliegt, mordet langsam, zollweise die Kampfsittlichkeit und raubt den freudigen Ansturm der Siegesgewißheit, namentlich wenn er als Stellungskrieg sich maulwurfshaft in die Erde verkriecht und mit plumpen Keulen der Granaten und Minen sich gegenseitig unaufhörlich auf den Kopf trommelt. Aus solchen Gefühlen heraus, im Stolz der ungeheuren Erfolge entstand an der Ostfront das neckend-spöttische Wort:

Im Osten kämpft ein tapfres Heer,
Im Westen steht die Feuerwehr!

Später, als der Dauerzustand der Ruhe an der russischen Front eintrat, schickte die Heeresverwaltung die abgekämpften

Divisionen des Westens vielfach zur Erholung an die russische Front. Dann staunten die Neulinge über die sonntägliche Stille des Kampfgürtels und bezeichneten die Regimenter dieser gedämpften Kämpfe als „Kriegervereine, Bürgerwehren" oder noch später mit Anspielung auf die russische Revolution als „rote Garde".

Die weitaus größere Leistung ist bei den Westkämpfern. Der nervenzerrüttende, mörderische Krieg der Verteidigung und nicht entscheidender Angriffe des Westens stellt ganz andre Ansprüche an Entsagungsfähigkeit, Ausdauer, selbstlose Hingabe, — kurz an Kampfsittlichkeit als der Wettlauf der Siege und die Ruhe auf rasch errungenen Lorbeeren.

Der Augenblick der Entscheidung Der Augenblick, in dem der Einbruch in die feindliche Stellung gelungen ist, die Sekunde darauf, in der alles ohne Zögern von selbst sich sammeln und den geglückten Angriff rücksichtslos mit aller Kraft des Nachdrängens weiter verfolgen und ausnutzen soll, diese Sekunde ist der Augenblick der Entscheidung und zugleich der höchsten Verwirrung. Jetzt sind im Wirrwarr des Angriffs durch die zerstreuende Wirkung feindlichen Artillerie- und Maschinengewehrfeuers alle Kampfeinheiten in Vielheiten zerbrochen und durcheinandergewirbelt, Verluste haben Löcher und Lücken gerissen, die Übersicht ist verloren gegangen. Die Gruppen sind ineinandergeraten, die Züge in zusammenhanglose Teile zersplittert, die beiden Flügel der Kompagnie, des Bataillons und des Regiments sind mit Nachbartruppen vermengt, nachfolgende Wellen sind in den Wirrwarr der ersten hineingeflutet mit der Kraft einer Brandung: die Führer haben ihre Abteilungen aus dem festen Griff des Befehls

lassen müssen und wissen nicht mehr, wo überall ihre Leute stecken. Es ist nur ein Glück, daß in diesen Zeitstößen das Feuer des Gegners sehr schwach und die Verwirrung drüben noch viel größer ist, verstärkt durch den sittlichen Niederdruck des Rückzuges.

In dieser Unordnung nun soll es sich zeigen, daß die Leute Manneszucht im Leibe, Verständnis für die Bedeutung des Augenblicks und Selbständigkeit des Handelns haben. Alles Schreien und Befehlen der Führer nützt nichts, wenn die Leute sich nicht aus eignem Gewissen und Vorwärtstrieb des Kampfgeistes zu ihren alten Gliederungen rasch und sicher zusammenfinden. Ablenkung, Verführung ist genug da. Manch einer kann auf den Gedanken kommen, sich hier im Gewirr der Gräben zu verkrümeln und allen weiteren Gefahren so aus dem Wege zu gehen. Die feindliche Stellung liegt voll Ausrüstungsgegenständen und Lebensmitteln. Stiefel, Revolver, Wäsche, Fleischbüchsen, Brot, Tornister voll unbekannter Herrlichkeiten locken, und jeder kann recht viel davon brauchen. Deutschland liegt in Blockade, und es gibt nur Weniges und Mangelhaftes. Die Verführung ist riesengroß.

Die deutsche Kampfsittlichkeit hat sie stets überwunden, stets bis in das Frühjahr 1918. Die Einheiten fanden sich ohne Lärm schnell zueinander, und aus der gestürmten Stellung drang festgeschlossener, unaufhaltsamer Angriff erneut hervor.

Alte und neue Kampfart Der deutsche Friedenssoldat, d. h. der Soldat in seiner Vollendung, ging in den August- und Septemberkämpfen Frankreichs 1914 und im Sommergroßangriff gegen Rußland 1915 in langen, zu-

sammenhängenden Schützenlinien wellenweise mit unaufhaltsamen, langen Sprüngen durch Artillerie- und Gewehrfeuer vor, fortgerissen vom unwiderstehlichen Kampfgeist seines deutschen Mannestums und brach jeden Widerstand in Ansturm und Handgemenge nieder. Auf Kugeln und Granatsplitter wurde nicht viel geachtet, deckungsloses Gelände in raschen, rasenden Sprüngen überquert, langweiliges Eingraben, aufhaltendes Deckungnehmen gab es kaum, — „vorwärts, 'ran an den Feind", war die Losung für alle, für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Damals gab es noch geschwungene Säbel, flatternde Fahnen, brausendes Hurra rasselnde Kavallerieattacken, damals riß e i n Flügelschlag der Begeisterung und Kampflust alles mit sich fort.

Das Merkmal dieser Kämpfe war die gleichmäßige Geschlossenheit der Schützenlinie, die Einheit der Kompagnie, die Führung des Offiziers, die Abhängigkeit der Leute vom Führer, Gemeinsamkeit und Gleichheit allen Handelns und die Übersichtlichkeit der Truppe wie die Schnelligkeit des unentwegten Vorgehens auf großen Frontbreiten. Der Krieg hatte noch etwas Frisches, Kampfjauchzendes an sich.

Die Gründe all dessen waren einfacher Natur. Der Soldat war im Frieden auf derartige Kämpfe bis ins kleinste vorgeübt, die Artillerie bestand größtenteils in leichten und mittleren Feldgeschützen und hielt sich zahlenmäßig in den im Frieden vorgesehenen Grenzen, die Kriegserfahrung war noch gering, und fest ausgebaute Stellungen gab es nicht. Andrerseits wußte man noch nichts von den späteren Schutz- und Trutzwaffen, und der Begriff der „moralischen Einwirkung" und der „Nervenerschütterungen" war nur in seinen Andeutungen, nicht aber in seiner ganzen späteren Furchtbarkeit da. Es gab noch die offene Feldschlacht der klassischen Kriege des neunzehnten Jahrhunderts.

Dann kam der Stellungskampf und mit ihm die Wandlung zur neuen Kampfweise, die sich 1915 und 1916 entwickelte und Anfang 1917 schon in einer neuen „Ausbildungsvorschrift für Fußtruppen im Kriege" mit ihren Folgerungen für den Fußsoldaten festgelegt war. Ihr Merkmal war Selbständigkeit des Einzelnen, Zersplitterung der Truppe, Auflösung des möglichst unübersichtlichen Geländes in festungsartige, zerstreute Stellungen, wie Gräben für eine Gruppe, Maschinengewehrnester, Minenwerferstände; — erzwungen durch eine bis ins Ungeheuerliche gesteigerte Artillerie, namentlich schwerer und schwerster Geschütze, durch Grabenwaffen wie Minen- und Flammenwerfer, Hand- und Gewehrgranaten durch die immer mehr anschwellende Zahl der leichten und schweren Maschinengewehre und durch die furchtbaren Waffen der Tanks, Flieger und des Kampfgases.

All dies ergab einen Zerfall der früher einheitlich geführten, geschlossenen Kämpfe mit ihrer Übersichtlichkeit in zersplitterte Einzelkämpfe, voll Unübersichtlichkeit schon für den Kompagnieführer, und ein schrittweises Vordringen, das mühsam unter hundert neuen und den hundertfach gesteigerten alten Schrecknissen des Krieges von Granattrichter zu Granattrichter, von Geländefalte zu Geländefalte mit Spaten auf Händen und Füßen, in gebückter Haltung und platt auf den Bauch sich vorarbeitete und vorkroch statt vorzustürmen. Die Schützenlinie war verschwunden und in einzelne kleine Trupps von vier bis zehn Mann zerbröckelt, die mit leichten Maschinengewehren, Gewehren und Handgranaten in weiten Abständen voneinander je nach dem Gelände in unregelmäßigen Haufen, im Gänsemarsch oder weit ausgeschwärmt hier und dort unter Ausnutzung der geringsten Deckung vorgingen. Die weiten Abstände, die große Selb-

ständigkeit jeden Trupps, die Ausnutzungsmöglichkeiten des Geländes gaben dem Einzelnen ein erhöhtes Sicherheitsgefühl gegenüber dem früheren rücksichtslosen Draufgehen und ein Vertrauen zu sich selbst, das ihn zur äußersten Hergabe seiner Kräfte veranlaßte.

Früher hielt man eine Linie, stürmte man eine Stellung um jeden Preis und warf Regiment auf Regiment in den Kampf, bis das Ziel erreicht war, wobei denn die Größe des Erfolges oft genug in gar keinem Verhältnis zur Höhe der Verluste stand. Kompagnie auf Kompagnie wurde in den schon halb zerschossenen Graben geschickt, der mit der Starrheit und Sichtbarkeit seiner Linienführung ein wunderbares Ziel für die gegnerische Artillerie abgab. Wer in diese Stellung marschieren mußte, der machte im Geist sein Testament und war in nicht allzu guter Stimmung..

Jetzt bildete der Hindenburgsche Gedanke der „elastischen Front" die Grundlage. Ihr Merkmal liegt im Beiwort: elastisch. Es gab keine starre vordere Linie, keinen Graben mehr; die vordere Linie war kilometertief gestaffelt und bestand in ihrem äußersten Gürtel nur in den wahllosen Einschlagstrichtern der Granaten, die zu kleinen Festungen umgestaltet waren. Dahinter lauerten kurze Grabenstücke für zehn bis zwanzig Leute, Maschinengewehrnester, Minenwerferstände, leichte Feldgeschütze, — alles unregelmäßig, unkenntlich gemacht im Gelände verstreut und doch geordnet durch jegliche Gefechtsrücksicht. Griff der Gegner mit überlegenen Kräften an, so ging man eben zurück und überließ ihm ein zerwühltes, wertloses Gelände. Setzte er sich dort mühselig fest, griff man ihn seinerseits an und verjagte ihn. Dieser furchtbare Gürtel der Zerstörung dehnte sich kilometertief; — dann erst kam die Hauptstellung, die mit allen

Mitteln der Feldbefestigungskunst ausgebaut war und auf deren Durchbrechung es allein ankam.

So wogte in diesem Vorfelde der Kampf hin und her, jedem zwecklosen, stärkeren Verlust ausweichend, nur dann alles in die Schanze schlagend, wenn es um die Hauptstellung ging. Beim eignen Angriff leitete der gleiche Grundsatz: was erreicht wird, das wird erreicht; was nicht sogleich erstürmt wird, das bleibt liegen, bis es durch Umklammerung von links und rechts seinen Wert verliert und von selbst fällt. Wo es beim Angriff gut und weiter geht, da werden die neuen Kräfte eingesetzt, um das Erreichte zu befestigen, zu vergrößern, das Loch zu erweitern; wo der Angriff auf zähen, schwer brechbaren Widerstand trifft, da läßt man vom Ansturm ab und hält den Gegner hin. Genau umgrenzte Angriffsziele, die um jeden Preis erreicht werden müssen, gibt es nicht mehr, — nur großzügige, allgemeine Hinweise geben Richtung und Kräfteeinsatz. Der Grund hierzu mag mangelnder Menschenersatz und vielleicht auch Besserung der allmählich gesunkenen Stimmung gewesen sein.

Jetzt sah sich der Soldat nicht mehr als „Kanonenfutter", als „Vieh" einer „Schlachtbank" betrachtet, er fühlte die Rücksichtnahme auf den Einzelnen und bekam größeres Zutrauen, freudigeren Mut. Das war neben dem praktischen, militärischen Gewinn der große seelische Vorteil der neuen Kampfweise.

Der Westkämpfer Gegenüber dem unüberwindlichen, unvergleichlichen Friedensheer von 1914 hat sich im Lauf der Jahre an der Westfront ein neues Heer gebildet, hat sich unter dem Einfluß der gänzlich veränderten

Kriegsführung und Kriegsmittel eine neue Gattung des Soldaten herausgeformt.

Vorstufen dieses im Kriege gewordenen Soldaten sind ursprünglich an gewissen, besonders gefährdeten Frontstellen entstanden, z. B. in den Argonnen, wo man schon damals zuweilen von einem „Argonnenkämpfer" sprach. Die Gegend der Lorettohöhe, die feuchten Felder Flanderns, die Champagne haben ähnliche Sonderarten in den schweren Kämpfen jener Landschaften langsam geschaffen, bis durch die Verlegungen der Regimenter, durch die immer weiter überspringenden und sich ausbeitenden Angriffs- und Abwehrschlachten die Gattung des neuen Soldaten dastand, die ich den „Westkämpfer" nennen möchte.

Im Frühjahr des Jahres 1916 war dieser Westkämpfer an allen Frontstellen des Westens durchgebildet und fertig, eine Entwicklung, die mit der Umwandlung der Kampfart, der Taktik und Strategie, Hand in Hand ging. Beiden, Kampfart und Mann, trug eine veränderte Ausbildungsvorschrift Rechnung, die sogenannte AVF. (Ausbildungsvorschrift für Fußtruppen im Kriege), so unübergehbar wichtig waren sie.

Den grundlegenden Unterschied dieses „Westkämpfers" gegenüber dem bisherigen deutschen Soldaten, der im wesentlichen das Ergebnis einer ausgezeichneten Friedensausbildung war, ist seine völlige Selbständigkeit im Gefecht. Die maßgebende Gefechtseinheit war bisher die Kompagnie, zuweilen der Zug, gewesen; die Einwirkung einer neuen Kampfweise zersprengte diese Einheiten in neue Teile, die, losgelöst vom Ganzen, auf eigne Faust den Kampf führten und ihn entschieden. Eiserne Ruhe, stählerne Nerven, Überblick und Verständnis für den Gegner und seine Art, zu fechten, zeichnen den Westkämpfer vor allem aus. Eine un-

beugsame Entschlossenheit, die den rechten Augenblick zu erkennen und rücksichtslos auszunutzen weiß, und eine Zähigkeit im Ausharren, die dem stärksten Artilleriefeuer und selbst der Umklammerung Trotz bieten kann, sind seine unerläßlichen Eigenschaften.

Fehlt ihm nur eins, gerät nur eins von ihnen ins Wanken, dann mag er den Erfolg und Sieg, mag er sein Leben ruhig verloren geben. Er ist nur auf seine eignen Fähigkeiten angewiesen, ängstliche Anfragen an den Kompagnieführer sind ihm durch den Kampflärm und die äußerste Gefährlichkeit jeder seitlichen und rückwärtigen Bewegung unmöglich gemacht.

Der Franzose und Engländer, sie beobachten mit Luchsaugen, keine Bewegung entgeht ihnen, kein Melder, keine Ordonnanz kommt unbeschossen weiter. Die große Nähe der Gefechte — meist beträgt die Entfernung nicht mehr als zweihundert Meter — erlaubt gezielte Schüsse, von deren Wirksamkeit die Verluste eine furchtbare Sprache reden. Fünfzig von Hundert sind das Gewöhnliche, und in den großen Kampftagen ist eine Division in zwei bis drei Tagen abgekämpft, zahlenmäßig unbrauchbar und in den Nerven zerrüttet. Da liegen drei bis fünf Mann in einem notdürftig befestigten Versteck mit ihrem Maschinengewehr in einem halbstündig schlagartig einhauenden Trommelfeuer und warten sehnsüchtig auf sein Ende und den Angriff, warten von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, bis es endlich — endlich — endlich so weit ist. Jetzt hilft ihnen kein Mensch, selbständig müssen sie alle oft überraschend plötzlich herantretenden Aufgaben lösen: seitliche Einbrüche des Gegners verhindern, Gelegenheit zum Vorbruch in bessere Stellungen sofort benutzen, Munition heranschaffen, den eignen Vormarsch oder Rückzug erkennen, Verluste melden, Sperrfeuer

anfordern, Infanterieflieger des Gegners beschießen, Verbindung nach rechts und links halten.

Das ist das Laufende. Daneben kann jeden Augenblick Unvorhergesehenes geschehen: Tanks können erscheinen, die eigne Artillerie kann die eigne Linie beschießen, das Maschinengewehr durch einen Treffer unbrauchbar gemacht werden, der Gegner im Ansturm bis auf wenige Meter herankommen, rechts und links von ihnen werden die eignen Leute überrannt. Was dann? Ja, — was dann! Niemand befiehlt, niemand rät ihnen. Es muß gehandelt werden, — sofort, im Handumdrehen! Sie müssen sich selber helfen, selber aus eignem Entschluß tatkräftig handeln. Daneben lastet und hebelt Hunger, Mattigkeit, Durst, Erregung in ihnen. Eine halbe Minute ist entscheidend, kann sie selbst und Tausende ihrer Kameraden in Gefangenschaft geben, das Leben kosten, in zwecklose Flucht jagen, und doch soll alles bedacht und gerechtfertigt sein, alles! Und was getan wird, muß klappen wie eine Maschine, wie ihr Maschinengewehr. Hemmung, Versager können Tod und Niederlage bedeuten. Hier ist alles in die Sekunde gepreßt, zur haarscharfen Spitze geschliffen, alles nur eins: Erkenntnis, Überlegung, Wahl, Entschluß, Ausführung, Erfolg!

Das Fehlen einer Brotportion kann Herabsetzung der Widerstandskraft um einen halben Tag bedeuten, eine verbeulte Patrone im Gurt hat eine kurze Hemmung des Feuers zur Folge und bringt den Gegner vielleicht um dreißig Meter näher. Die ungeschickte Wahl eines Maschinengewehrstandortes kann der Bedienung das Leben kosten und den Feind verlustlos in die Stellung dringen lassen.

In solchen Augenblicken voll Entscheidung lebt man mit einer Stärke und Glut, von der man sich selber später keine rechte Vorstellung mehr machen kann. Ein Nachgeben der

Nerven würde eine an Betäubung grenzende Stumpfheit nach sich ziehen, die den Betroffenen kampfunfähig und zu einer Gefahr für die Kameraden macht, wie der Bruch einer Kolbenstange die Maschine lahmlegt und vielleicht das Getriebe der Fabrik zum Stillstand zwingt. Drei solcher Tage, und die Division ist abgekämpft, selbst wenn man vom Verlust absieht und nur die Gebrauchskraft der Nerven in Betracht zieht.

Schon äußerlich unterscheidet sich der „Westkämpfer" von dem Soldaten des Kriegsbeginns. In seiner durchgebildetsten, vollendetsten Form, dem Kampfsoldaten des „Sturmbataillons", marschiert er nicht mit dem geschulterten Gewehr, sondern mit umgehängtem Karabiner. Seine Knie und Ellenbogen sind mit Lederbesatz geschützt, er trägt keine Patronentaschen mehr, da er die Patronen in den Rocktaschen führt, über beide Schultern kreuzweise geschnallt hängen zwei schmale Säcke für die Handgranaten, der sonst unvermeidliche Kommißstiefel ist seiner Schwere und Plumpheit halber verschwunden, und die Beine stecken in leichten Schnürstiefeln und Wickelgamaschen. Ein großer Pionierspaten ragt ihm mit halblangem Stiel über die Schulter. Um Brust und Rücken windet sich eine Stoffrolle von Mantel und Decke, in die das Kochgeschirr samt der „eisernen Portion" eingeschnallt ist.

So bewegt er sich von Granattrichter zu Granattrichter im rasendsten Feuer durch Sprung und Vorsturz, Kriechen, Krabbeln und Robbengang, immer dicht an der Erde wie ein Tier, nie entmutigt, nie unentschlossen, nie ein Vorhaben verlorengebend, immer voll Auswegen, Plänen und Zutrauen zu sich selbst, jeder Lage gewachsen, jeden Hieb mit Widerhieb, jeden Angriff mit Gegenangriff, jede Flucht mit Verfolgung beantwortend, — eine neue Art von Mensch,

ein Mann in höchster Steigerung aller männlichen Eigenschaften, so ausgeglichen und aus einem Guß, wie man einen Mann bei dem Wort „Kämpfer" vor sich sieht.

Die Schläge so furchtbarer Kämpfe, wie sie den Weltkrieg kennzeichnen, die hämmern und schweißen den Mann, der sie erhält und austeilt, in einen andern Mann um, der einzigartig dasteht, dessen auszeichnende Eigenschaften nur ihm gehören und unvererblich sind, ja, von ihm selber allmählich wieder abfallen, so daß er nach zwei Jahren der Ruhe wieder der frühere ist. Aber es ist gut, daß wir diese Gattung des Kampfmenschen an uns Deutschen erlebt haben. Der Gegner, dem er in dieser Ausbildung gefehlt hat, ersetzte ihn durch immer neue Divisionen, die er in die Schlacht warf, und durch ungeheure Verluste der neu in den Schußbereich hineintappenden Truppen, denen Gewöhnung und Überblick fürs erste fehlten. Nicht die gewandte Kraft drängte die deutschen Truppen im Sommer und Herbst 1918 zurück, sondern die riesige Masse eines Fettkolosses zwang das leichte Gewicht des bis in die Fußspitzen durchgebildeten, unentmutigten Kämpfers vom Platz.

Der Gürtel der Zerstörung „Das Individium ist ein Produkt seines Milieus", auf deutsch: „Der Mensch ist ein Geschöpf seiner Umwelt", heißt ein weitangesehenes Wort. Grundlagen ändernde Kraft hat die Umwelt nur in den Ausnahmen, die die Regel des Gegenteils beweisen, aber eine beeinflussende Macht wird man ihr einräumen müssen, eine Macht, die jener gleicht, mit der das Wasser wohl das Gewand, nie aber den Menschen verändern kann.

Wenn ich hier die Landschaft erwähne, die neben Witte-

rung und Naturtrieben den Menschen der Front beeinflußt, so meine ich damit nicht die Landschaft schlechthin, deren Wirkung sich, wenn man wochenlang in ein und derselben Stellung liegt, in einer gewissen stumpfen Gelangweiltheit kundgibt, sondern ich denke dabei an die Landschaft des Krieges, die, durch seine Tritte und Hiebe verunstaltet, nur ein Zerrbild der Landschaft des Friedens ist, ich denke dabei vor allem an die vorderste Linie der Westfront, wie sie an der Somme, vor Verdun, am Winterberg, in Flandern, an der Lorettohöhe in wahren Musterbeispielen zu finden ist.

Der Gürtel der Vernichtung! Das ist der kilometertiefe Streifen Landes, der die Frontlinie Frankreichs vom Meere bis zu den Vogesen bildet und sich stellenweise, an den Höllen und Fegefeuern der Schlachten zu zwanzig bis dreißig Kilometer breiten und sechzig Kilometer langen Buchten und Flächen erweitert. Der Gürtel der Verwüstung! Eine grenzenlose Öde voll Trauer und Verfluchung dehnt sich, soweit die Blicke reichen. Weder Baum noch Stein, weder Halm noch Scholle findet hier Ruhe; Stümpfe, Unkraut, gespensterhaft nackte Bäume, grau von Staub, starr wie vor Entsetzen; Granattrichter an Granattrichter, so dicht in die Erde gewühlt, daß Rand in Rand greift, überwuchert von Kraut und Gras. Von Feld, Acker oder Wiese ist hier nicht eine Spur zu finden. Granaten, Minen, die Tritte von Tausenden und Spaten haben den letzten Rest von Ordnung fortgeschleudert und fortgekratzt, bis nichts übrig blieb als Wüste, Durcheinander und Verlassenheit, schweigender Tod. Der Erde ist das grüne Kleid vom Leibe gerissen, in brauner Nacktheit liegt sie da, zerrissen, durchwühlt, nur hier und dort von elenden Grasfetzen bettelhaft bekleidet.

In der braunen Einöde schlafen Totenwälder, träumen Totenstädte. Die Stämme stehen wie alte Besen mit kan-

tigen, abgebrochenen Ästen, blattlos, die Rinde zerfetzt, der Stamm durchbohrt von Kugeln, übersät mit den Holzsplittern des Ein- und Ausschusses, die wie gefrorene Wasserspritzer stachlig am Holz kleben. Hier knarrt kein Ast, rauscht kein Laub im Winde, spielt kein Sonnenschein in den Wipfeln und fällt kringelmalend durchs Blattwerk. Steif und gestorben steht Baum an Baum wie versteinert im Starrkrampf des Todes.

Dörfer und Städte liegen im Sonnenschein. Kein Dach schwingt sich über die Mauern, keine Mauer ragt ungeborsten, keine Scheibe blitzt in den Rahmen. Der Wandbewurf ist abgeblättert, und Kalk weht als Staub weiß und totenhaft über zerwühlte Straßen. Die Mauern trotzen aus roten Ziegelsteinhaufen, aus Balkentrümmern zerfallen und zerbrochen zwecklos in die Lüfte; Firmenschilder schwingen kreischend an verrosteten Haken im Windzug; kugeldurchspritzte Rolläden baumeln wie Teppiche aus den Fensterhöhlen; verbogene Eisengitter winden sich wie in hundert Qualen auf zerschmetterten Zaunsockeln; Laternenpfähle stehen schief und spitz wie krumme Nadeln aus dem aufgerissenen Pflaster; wirre Schutthaufen recken die Leiber bis mitten auf die Straße wie klumpige Faultiere, die sich sattgefressen und stumpfsinnig zum Verdauen hierher gewälzt haben. Aus den riesigen Fensterhöhlen niedergebrannter Fabrikhallen ringelt sich ein wirr ineinandergeschlungener Haufen von Rohren, Stangen, Hebeln, Rädern und Kesseln wie eine Schar Schlangen, die in den Todeszuckungen erstarrt ist.

Und in das Durcheinander dieser Trümmer, in die Wälder, die Trichterfelder, die Städte heulen und rauschen Tag für Tag, Nacht für Nacht Granaten und Minen, knicken mächtige Stämme dicht über dem Boden, bersten krachend in den Straßen, daß unter der Elefantenwucht des

Luftdrucks die Mauern der Häuser schwanken und zur Seite gekippt in sich zusammenstürzen, überweht von einer riesigen, lastenden Wolke von Kalkstaub und Ziegelmehl. Soldaten springen über die Trümmer, verschwinden in den Kellern, auf deren Betonwölbungen der Niedersturz der Mauern donnert und dröhnt wie der Schlegel auf dem Paukenfell.

Eine Vernichtung, die toll und blind rasend nach allen Seiten um sich haut. Tausende von Händen haben in die zerwühlte Erde sich gekrallt, tausend Lippen mit dem letzten Atem ihr letztes Blut in die braunen Schollen geträufelt, Hunderte und aber Hunderte steifgereckter Leiber liegen neben den starren, gestürzten Bäumen. Links und rechts hochspringend Erdsäule neben Erdsäule, ein Gewitter von Qualmwolken der Granateinschläge bei der Artillerievorbereitung. Selbst den Toten läßt die Granate keine Ruhe, reißt sie aus den kümmerlichen Grüften und schleudert sie mit Sprengstücken, Erdschollen, Steinen und Grasfetzen wild in das Durcheinander.

Hunderte von Kilometern wütet diese Hölle der vordersten Linie. In dieser Landschaft, die nichts mehr vom Aussehen der Erde hat, die einer Mondgegend ähnelt, hausen die Soldaten monatelang und lassen die Hiebe des Krieges in ihrer vollsten Wucht auf sich niedersausen.

Hier trifft alles, was zum Wesen des Krieges gehört, in eine einzige Spitze zusammen wie die im Brennglas vereinigten Strahlen einer versengenden Sonne, hier stampft der Krieg mit Klumpfüßen, Fackel, Geißel und Pestatem ununterbrochen.

Solche Umgebung und solche Ereignisse haben scharfe Griffel, die Stahl und Glas schneiden. Wer von hier nach hinten in Ruhe kommt, der hat sie nötig, bitter nötig.

Der Heimat ist oft das steinerne Gesicht der Frontkrieger

aufgefallen, das düstere Auge, der schroffe, harte Ton, kurz und scharf wie ein Peitschenknall.

Es ist nur ein Abbild der Landschaft der Front. Die ganze Trostlosigkeit, die schwer und finster über jenen Gegenden hängt, durchdringt alle Poren der Seele und durchtränkt sie mit einer stumpfen Ergebung, die in ihrer vollkommenen Unterwerfung und unbedingten Folgsamkeit ein Gegenbild religiöser Verzückung und taumelnder Glaubenswut ist.

Angesichts dieser Vernichtung, die selbst Bäume zerschmettert, Steine zersplittert, Erdschollen zerstäubt, die imstande ist, Häuser einzureißen und Bäche zu stauen, die in blindem Wüten Halm wie Mensch, Wertlosestes und Edelstes gedankenlos mit einem einzigen Schlage zerstört, angesichts einer so unwiderstehlichen und unentrinnbaren Macht sinkt der Mut, der die Hoffnung gibt, und der Einzelne fühlt sich klein wie vor den Naturgewalten und sagt sich: „Ich gebe alle Hoffnung auf. Hier komme ich nicht lebendig mehr heraus. Ich habe nur noch e i n e Bitte: ein schneller Tod!"

Das Gesicht nimmt den Ton der Landschaft an, die Seele gleicht ihr, das Gefühl ist ihr Bild. Ihre Nachwirkung erlischt nicht so bald. Falten der Haut vergehen nicht vor einem Händestreicheln, Furchen der Seele glätten sich nicht unter einem fröhlichen Wort.

Heldentum Das Heldentum, von dem ich hier spreche, ist nicht jenes durch besondre Schneidigkeit und durch rücksichtsloses Draufgängertum über die Durchschnittshöhe der Allgemeinleistung sich heraushebende Heldentum, das seine Auszeichnung in einem Lob der Divisions- oder

Regimentsbefehle oder in dem Eisernen Kreuz findet. Davon haben die Zeitungen und Feldpostbriefe genug gebracht. Ich meine hier das selbstverständliche Heldentum der vielen Einzelnen, die die Menge des Heeres bilden, das Heldentum, das wortlaus duldet, wortlos handelt und unbeachtet und unbelohnt dennoch Heldentum ist, da es sich über die alltägliche Leistung der Gesamtheit erhebt. Seine seelischen Grundlagen sind die gleichen, auf denen der Mut, die Ausdauer und die andren soldatischen Tugenden der Front sich türmen: der sittliche Wille.

Ein Maschinengewehr liegt in einem meterhohen, sommerlichen Kornfelde. Ehe noch eine Gasse in die verhüllenden Halme getreten ist, um das Schußfeld frei zu haben, greift der Gegner zugleich von vorn und überraschend auch von der linken Seite an. Mit dem leichten Maschinengewehr kann ich nur liegend schießen, seine Stützgabel ist nur anderthalb Handspannen hoch. Was nun? Wenn ich hier in den hohen Halmen lang auf dem Bauch liege, sehe ich nichts als gelbe Halme und kann nicht zielen; wenn ich trotzdem ins Blaue gradaus schieße, wird das Geschoß durch die Halme abgelenkt und geht vorbei; wenn ich mich aber aufrecht hinstelle, bin ich sichtbar und ohne jegliche Deckung und muß das Maschinengewehr mit beiden Armen wie ein Gewehr halten, — eine Unmöglichkeit. Was tun? Eine Sekunde bleibt mir Zeit. In dieser Sekunde soll ich denken, wählen, mich entschließen und handeln, — alles auf einmal! An der Westfront lernt man's.

Einem Mann kommt ein Gedanke. Er beißt die Lippen mit den Zähnen, — dann springt er hoch. Breitbeinig, vornübergeduckt, mit straffen Muskeln, den Oberleib mit Armen und Händen auf die Knie gestützt, steht er da.

„Auf die Schulter", schreit er.

Und während von beiden Seiten die feindlichen Maschinengewehre knattern, hebt ihm der eine das Maschinengewehr auf die breiten Schultern, und der andre prüft Trommel und Gurt im Knien. Dann fängt das Gewehr an, über Hals und Kopf des Trägers zu spucken; und der Mann steht da, und durch seinen Körper läuft unter dem rasend hämmernden Stoß und Widerstoß der ununterbrochenen Patronenexplosionen ein Zittern und Beben. In den Feuerpausen des Gewehrs zwitschert und pfeift es ringsum von feindlichen Geschossen. Kornähren, Körner spritzen wie gemäht, und die drei Männer stehen hoch, weithin sichtbar mit dem Maschinengewehr, bis der neu einsetzende Feuerstoß das Summen und Zischen umher verschlingt und nach wenigen Schüssen drüben der Feind verstummt und sich duckt. Das dauert Stunden hindurch. Nach jeder Viertelstunde wechseln die Träger. Es gilt den Feind um jeden Preis, selbst um das eigne Leben, zurückzuhalten. Das ist der Befehl. Warum? Das weiß keiner von denen, die es bereitwillig mit breiter Brust hinhalten, aber das Vertrauen zur Führung sagt ihnen: es wird wohl seinen berechtigten Grund haben. Sie wissen selbst, was ein feindlicher Einbruch in die eigne Stellung bedeutet. Das Feuer von links sagt es ihnen deutlich genug.

Wer einmal gesehen hat, wie weit und wie auffallend deutlich auch nur ein Arm, ein Helm sich aus dem Gelb des reifen Kornfeldes hebt, der wird die Größe dieser freiwilligen Aufopferung verstehen, auch wenn er die hämmernde Last des Maschinengewehres nie auf dem eignen Nacken, und zumal in solcher Lage, empfunden hat.

Das ist heimliches Heldentum Tausender, unbeachtet, unbelohnt, als selbstverständlich empfunden und doch so groß wie viele weitgepriesene Taten des Altertums.

Kriegsmittel Groß und hoch von Himmelsrand zu Himmelsrand starren über Felder, Hügel, Wälder und Täler die hundert Mörderaugen der Artillerie: die Fesselballons. Weit, weit hinter der vordersten Linie entgeht ihnen keine marschierende oder fahrende Kolonne. Fesselballons, — sie sind das erste, was die weither herangezogene, zum Einsatz bestimmte Division vom Feinde gewahrt. Das unbewegliche, gleichgültige Ding, fern am Himmel hängend, beunruhigt. Man weiß, wie weit es sehen kann! Und plötzlich pfeift und gurgelt es von dorther: die erste, schwere Granate kommt an. Das war der Fesselballon. Von diesem Augenblick an läßt er die Kolonnen nicht mehr los, und er wirkt auf den frischen Kampfgeist der Truppe mit allen Mitteln gezielten und beobachteten Geschützfeuers ein, bis sie in der vordersten Linie eintrifft: mit Verlusten und nicht mehr ganz so frisch wie beim Eintritt in die Reichweite der Geschütze. Der Gegner hat schon etwas gewonnen.

Alle Hühner stürzen plötzlich wie wahnsinnig unter die Wagengestelle, Bretterstapel und Büsche des Hofs, die Henne lockt voll Verzweiflung ihre Kücken, und der Hahn gebärdet sich wie toll: der Habicht schwebt kreisend über dem Gehöft. Man lachte darüber, und man bedauerte die geängsteten Tiere: „Wenn du nun selber vor einem Raubvogel über dir so laufen müßtest! Blödsinniger Gedanke!"

Eines Tages stürzt man wie wahnsinnig von offener Straße ins erste beste Haus wie eine Maus ins Loch und kriecht in den Keller oder läuft unter die blickschützende Krone eines Baumes oder springt ins gelbe, hohe Weizenfeld und schlägt die Halme über sich zusammen. Der Raubvogel schwebt kreisend hoch in der Luft.

Es ist eines der niederträchtigsten Gefühle, die es geben kann, feindliche Flieger über sich zu wissen. Entweder wollen

sie Bomben werfen, oder sie wollen beobachten. Gutes bringen sie nie. Bombenabwurf durch Flieger ist, namentlich in Orten ohne bombensichere Unterstände oder Gewölbe, eines der aufregendsten Feldzugserlebnisse. Nacht und Nähe von Munitionslagern kann die Erregung bis zur panikartigen Flucht steigern, weil jede Rettung oder erfolgreiche Gegenwirkung so gut wie unmöglich ist. Flucht und Abwehrgeschoß gehen ins Dunkle, Unbestimmte. Jeden Augenblick, in jedes Haus können die Bomben einschlagen. Der Mensch wird zur flüchtenden Maus, zum fliehenden Huhn. — Liege ich in Reichweite der feindlichen Artillerie, so habe ich auch noch Beobachtungsflieger zu fürchten. Surrt solch ein Flugzeug über mir und schlägt Bogen und Kreise, dann gehe ich jede Wette ein, daß ich in wenigen Minuten oder Viertelstunden ein ganz höllisches Artilleriefeuer herüberbekomme. Entweder meldet er unsere Anwesenheit funkentelegraphisch, dann sind die ersten Granaten gleich da, oder er fliegt zurück und überbringt die Meldung persönlich, dann läßt das Feuer zwar noch einige Viertelstunden auf sich warten, aber es kommt bestimmt, und es sitzt gewöhnlich, wo es sitzen soll.

Raubvogel oder Unglücksvogel, — eines von beiden ist der feindliche Flieger immer, wenn er über einem kreist mit weitgespannten, tragenden Schwingen und dem kurzen Kopfende, das den deutlichen Eindruck macht, als spähe er eingezogenen Kopfes glühäugig in jede Ackerfurche.

Der Fußsoldat der vordersten Linie liegt schutzlos auf plattem Kleefeld, der Feind mit eingestellten, schußfertigen Maschinengewehren ist nur hundert Meter weit ab. Verlassen darf er seinen Platz unter keinen Umständen, aber noch kann er hoffen, daß der feindlichen Artillerie der Verlauf seiner Stellung unbekannt ist. Granaten schlagen noch nicht ein. Jeder wünscht und betet: „Bloß keine Flieger!"

— Und richtig! Da sind sie schon! Das hellmetallische Propellersingen französischer Flugzeuge ist so unverkennbar für den deutschen Fußsoldaten wie der Schrei des Habichts für Hühner und Mäuse.

Eins — zwei — drei — vier — fünf Infanterieflieger! Wie ausgesucht gemein sie sind! Sie fliegen gegen den Wind. Da kann das Flugzeug langsam fliegen und der Beobachter alles bis in seine Einzelheiten sehen und photographieren. Beängstigend langsam schweben sie. Für Augenblicke scheinen sie stillzustehen und über der Stellung zu rütteln wie die Weihe überm Forellenbach. Quälerisch langsam, grausam langsam streichen sie über unsern Köpfen fort. Gefährlich tief schweben die Flugzeuge, höchstens achtzig Meter überm Boden. Plötzlich stößt eines in halbem Sturz- und Schleifenflug nieder wie der Sperber auf die Maus und setzt uns eine Lage Maschinengewehrfeuer in unsre Reihen. Steilauf klettert es hoch. Das Herz schlägt vor Wut und Angst bis in den Hals. Man glaubt den Beobachter dort oben hocken zu sehen, glaubt sein grinsendes Gesicht und sein schadenfreudiges Händereiben zu erblicken, wenn er uns Wehrlose hier auf dem flachen Teller sieht. Eine wunderbar klare Meldung wird er bringen, und die Artillerie wird uns von nun ab nicht mehr loslassen aus ihren weitfingernden Klauen.

Ohnmächtige Wut gegen den triumphierenden Heimtücker dort oben überfällt einen. Alle Maschinengewehre richten sich gegen ihn und spucken und geifern ihn an. Seelenruhig schwebt er weiter, als ginge ihn das gar nichts an. Er ist im Bodenstück kugelsicher gepanzert, die Tragflächen können wir ihm ruhig ein paar Dutzend Male durchknallen, und alles andere ist ihm gänzlich gleichgültig. Kaltlächelnd beobachtet er, funkt, zeichnet und schießt uns die Stellung voll.

Mit einem Male geht er hoch, und mit einem höhnischen, schwungvollen Bogen empfiehlt er sich wie mit einer Verbeugung und „haut ab“ nach drüben. Er bringt dem Feind die Meldung und uns das Artilleriefeuer. Vier Stück bleiben höflich da und werden die Lage der Granateinschläge genau feststellen und das Feuer so gut lenken, daß wir genau gefaßt werden. Das weiß jeder, auch der Dümmste von uns. Dann beginnt die Seelenfolter, genannt „Wirkungsschießen der Artillerie auf lebende Ziele mit Fliegerbeobachtung“. Bald hart vor, bald scharf hinter die Linie und dann mal mitten hinein, wie die riesigen Arme einer Schere beim Auf- und Zuklappen. Brisanzgranaten mit hochempfindlichen Zündern: kein Splitter in die Erde, alles nach links und rechts in Mannshöhe drüber weg und das Gras auf zehn Schritt Abstand rundum abgesengt und verbrannt.

Man hat dem feindlichen Flieger gegenüber ein persönliches Haßgefühl, begründet im Bewußtsein der eigenen Ohnmacht und der kaltlächelnden Überlegenheit des Fliegers, der mit der Anmut eines Vortänzers über einen hinwegschwebt. In diesem hilflosen Unterlegenheitsgefühl nennt man den feindlichen Flieger „gemein“, „schuftig“ und empfindet seine Meldung zum Gegner als eine Art hinterlistig erschlichenen oder billig erkauften Verrates, als Bubenstück der Feigheit aus sicherem Hinterhalt.

Die Kompagnie liegt im Gefecht. Alles starrt gradeaus nach dem gelben Rand hoher Kornfelder, an dem der Feind liegt. Plötzlich flackert rechts ein Schrei auf wie Feuer, das in trockenem Gebälk mit rasender Hast aufschießt:

„Gas!“

Hier und dort heben sich Köpfe und Leiber, einige beginnen sich zu erbrechen. Im Nu sind die Gasmasken

draußen und über den Kopf gezerrt. Dann fühlt man sich ruhiger, sicherer.

So war's früher. 1918 hatte der Gegner Phosgen und das neue, unserm tödlichen Gelbkreuz ähnliche Gas. Unsichtbar, kaum riechbar senkt es sich schwer auf die Felder, dringt in die Uniform wie Zigarrenrauch, zerfrißt in flüssiger Form als Spritzer aus dicht in der Nähe berstenden Granaten selbst Stiefelleder und hockt tagelang in Löchern, Wäldern, Tälern und Senkungen in Umarmung und Anhauch erstickend und vergiftend. Es gibt nur eine Rettung: Uniform weg und Flucht, wenn's sein muß, nackt. Jedes Zaudern ist Selbstmord. Wie jedes Mittel, gegen das man ganz oder größtenteils hilflos ist, ist es ein gemeines Mittel, eine hinterlistige Kampfweise, die durch die Bezeichnung „Vergiftung" am besten gekennzeichnet wird. — Gas! Das schreckt hoch und strafft Muskeln und Sehnen zum Sprunge.

Und noch ein Hetzruf schwingt da draußen seine aufscheuchende Peitsche: „Tanks!" Feuerschrei in überfüllte Theaterräume wirkt ähnlich wie dieser Ruf. Ehe jemand noch etwas von diesen berüchtigten Eisengespenstern gesehen hat, schreit er schon nach Artillerie und nach sk-Munition, den Gewehrgeschossen mit dem Stahl- statt des Bleikernes, die allein imstande sind, einen Tank erfolgreich zu bekämpfen. Der gegenüberliegende Gegner wird weniger beachtet, alles starrt und äugt dorthin, wo sie erscheinen sollen. Da! Etwas Flaches, Graues kommt schildkrötenhaft plump den Hügel herabgeklettert, langsam, unbeirrbar, eine breite Spur hinter sich schleppend wie die Schleimspur einer Schnecke. Noch einer, noch einer, mehr rechts. Vier im ganzen! Die Maschinengewehre bellen und kläffen, Gewehrfeuer zuckt und hackt dazwischen, — Höllenlärm! Umsonst! Unaufhaltsam, seelenruhig schieben sich die grauen Klumpen vorwärts. Und

jetzt — hier und dort huscht es zwischen ihnen, hinter ihnen von Strichen und hüpfenden Punkten, feindliche Infanterie, die unter Tankschutz vorgeht. Krach, krach! Ein, zwei Feuerstriche lecken aus den Stahlleibern, — Revolverkanonen. Abschuß und Einschlag sind eins! Rechts von uns flattern kleine Sprengwolken auf. Aber dann! Endlich! Ein dröhnender Luftdruck haut vom Rücken her schmerzhaft aufs Trommelfell. Zwei-, drei-, viermal! Die Begleitbatterie! Haarscharf über die Köpfe weg saust und heult es auf. Drüben verschwinden zwei Tanks in einer weißgrauen Wolke. Kernschüsse! Den dritten hat es am Hinterteil gepackt, er stoppt mit einem wilden Ruck. Die vierte Granate geht vorbei, — rein in die hüpfenden Punkte! Flammen, Qualm aus den Stahlwänden, ein paar Gestalten springen heraus und kollern zu Boden. Fünf Minuten später liegen drei durchlöcherte, verbogene Stahlmassen schief gekippt im Kleefeld. Der vierte Tank ist verschwunden. —

Auf Entfernungen bis vierhundert Meter ist der Tank ein Kampfmittel, das weniger gefährlich ist als ein Maschinengewehrnest. Bei rechtzeitiger Entdeckung wird er hier durch einen einzigen Geschütztreffer vernichtet. Die Gefahr des Tank liegt in der Überraschung, in der plötzlichen Nähe. Taucht er im Nebel jäh und unvermutet ganz dicht vor der Stellung auf, dann ist Widerstand meist zwecklos, und die Panik ist da, wie im August 1918 zwischen Somme und Avre. Es bleibt nur die geballte Ladung der Handgranate; und das ist immer eine so schwer durchführbare Sache, daß die Heeresberichte eine derartige Tat besonders anzuführen sich veranlaßt sehen. Sind die Tanks in die Linie eingebrochen, dann bleibt nur der Rückzug. 1918 erschienen die Tanks in einer derartig hohen Zahl an der feindlichen Front, daß der Schwerpunkt der Gefahr nun in ihre

überwältigende Masse verlegt war, zumal da die deutsche Front über so wenige Tanks verfügte, daß sie dieser Fülle gegenüber gar nicht in Betracht kamen.

Die Schreckempfindung vor dem Tank beruht zunächst auf der gleichen Grundlage, auf der die Furcht vor Flieger und Gas beruht: auf dem Gefühl der Unterlegenheit und Ohnmacht gegen den gepanzerten Tank. Das langsame Heranrücken dieser grauen Elefanten der Schlacht hat in seinem Gleichmaß und in seiner Maschinenhaftigkeit etwas Unhemmbares, Schicksalvolles an sich gleich dem Ansturm der nicht enden wollenden, unerschöpflich erscheinenden Schützenreihen der Großangriffe.

Fesselballon, Flieger, Gas, Tanks, die Unzahl der Maschinengewehre und der seelenlos mordende Stumpfsinn eintönig rollenden Trommelfeuers haben dem Kriege das Frische, Freudige des Draufgehens, seinen funkelnden, erhaben todesverächtlichen Geist genommen und haben aus der prachtvollen, geschmeidig-kraftvollen Bildsäule des griechischen Ares einen durch Masse und Fett erstickenden, riesenmäuligen Moloch gemacht. Jetzt herrscht nur der Geist gehirnloser Vernichtung, der nur Maul und Magen ist, jetzt rattert und knirscht nur das mahlende Triebwerk einer Maschine, die einmal angeheizt und mit Betriebsstoff versehen die einzige Tätigkeit abhaspelt, die sie kennt: Fressen.

Deckung und Schußfeld „Schußfeld geht vor Deckunng" befiehlt klipp und klar die Felddienstordnung. Das sagt verflucht viel. Mit andern Worten: setz' dein Leben aufs Spiel, wenn du dem Gegner das seine nehmen kannst. Eigentlich ist das ein bis zur Selbstverständlichkeit einfacher Grundsatz der Kriegführung, ohne den eine Schlacht und Verluste unmöglich wären.

„Schußfeld geht vor Deckung."

Wenn ich im feindlichen Feuer, das ausgerechnet meiner Schützenlinie gilt, den höchst empfindlichen Kopf aus sicherm Schutz ins unsichere Freie heben und ihn den Geschossen sozusagen anbieten soll, dann ist das reichlich viel verlangt, und ich muß, um es zu tun, neben meinem moralischen Bewußtsein auch schon alle Selbstüberredung und alle Gutgläubigkeit aufbieten und mir sagen und mir's glauben: „Es geschieht dir nichts. Zehn gegen eins." Zweifle ich nur einen Augenblick daran, dann behalte ich den Kopf bombensicher unten.

Ja, noch mehr! Ich soll mich nicht nur dem Tode aussetzen, — ich soll auch dabei noch die Ruhe aufbringen, die zum Zielen und Schießen gehört. Wenn ich mir das vorher in aller Ruhe überlegt hätte, dann würde ich mir gesagt haben: „Na, so dumm wirst du doch nicht sein. Das bringst du vor Angst ja gar nicht fertig, ebensowenig wie du einen Bären totschlagen kannst." Und nachher, wenn's drauf ankommt, dann tu ich's doch, dann stecke ich den Kopf über den Erdaufwurf, und dann habe ich die nötige Ruhe. Dann tu ich das sogar mehr wie ein Dutzend Male in kurzer Zeit, wenn ich Glück dabei habe.

Das Pflichtbewußtsein, die Gewohnheit vom Exerzierfeld her, Manneszucht wirken viel dabei mit und dann nicht zu vergessen: die vernünftig-praktische Überlegung und die Zwangslage, in der ich mich befinde. Ich sage mir, wenn mir's der gesunde Menschenverstand nicht schon selber sagt:

„Die da drüben wollen dir ans Leben. Das kannst du verhindern, wenn du ihnen ans Leben gehst. Also verhindere es und schieße sie über den Haufen."

Selbsterhaltungstrieb. Wer etwas weiter denkt, dem

ist auch dieser Gedanke zu solcher Selbstverständlichkeit geworden, daß er ihn nicht jedesmal erst groß zu denken braucht:

„Wenn du nicht schießt, und jeder machte es so wie du, dann nähme der Krieg überhaupt kein Ende. Also los, — raus mit dem Kopf und angelegt!"

Und habe ich erst den Kopf und den ersten Schuß draußen, dann bin ich selbst eine Einwirkung auf die andern, die noch zögern, wie ich gezögert habe, dann bin ich das gute Beispiel und seine Macht, die ganz ungeheuer hinreißend und überwältigend ist. Und schon ist die ganze Schützenlinie, die noch eben unter dem Druck des Kugelfiebers stumm und schußlos dalag, eine knatternde, dunstumwobene Linie, die nun ihrerseits auf den Gegner gegenüber moralisch drückt und an seinen Nerven zerrt und reißt. Endlich ist ein Augenblick gekommen, in dem man den Gegner, sei es durch Verluste, sei es durch moralische Erweichung, für so geschwächt erachtet, daß man ihn durch plötzlichen Einbruch in seine Reihen zu überwältigen hofft.

Nun kommt einer der allerschwersten Augenblicke des Schlachtenlebens und damit des Krieges. Das Raus aus jeder Deckung und in voller Größe und Blöße gegen den Feind, das „Spruuung — auf, marsch, marrrsch!" Dazu gehört etwas, das mehr als Mut ist und vollkommene Gedankenlosigkeit oder wirren Rausch aller Gedanken und Sinne heischt. Es weiß und ahnt ja niemand, ob der Feind noch stark ist, ob er noch Widerstandskraft besitzt, ob kein Hinterhalt gierzüngig irgendwo hockt und lauert, es ist ja alles Siegesgewisse, was hinaus und ran an den Feind treibt, stoßt und hetzt, nur Annahme und Vermutung, genau wie jedes Geschoß, wie der ständig dastehende Tod in seiner Unsichtbarkeit nur Annahme, Vermutung, Unsicherheit und Angst ist, die überwunden sein will. Das ist ja da draußen

das Schreckhafte, Nervenzerreißende, Seelenfolternde, diese ewige Unsicherheit, Ungewißheit und Spannung auf den Schlag des Geschosses, das über Leben und Tod blitzschnell entscheidet. Jetzt lebend mit allen Fibern und Blutstropfen — jetzt tot und nur ein Stück Fleisch. Alles in einer Sekunde! Oder verwundet und die Aussicht auf die Heimat, auf Wochen oder Monate voll Ruhe, Schlaf und Traum. Oder gänzlich unversehrt hinein in neue Schrecken und in die gleiche vor Anspannung zitternde Erwartung.

„Schußfeld geht vor Deckung.“

Das sagt verflucht viel! Verflucht viel!

Die erste Granate Querfeldein marschiert junger Ersatz vom Ausladungsort zur Reservestellung des Regiments, für das er bestimmt ist; der Transportführer und ein Melder als Wegweiser voran. Der Marsch geht in vielen Windungen, worüber sich die Ersatzleute sehr wundern und worauf sie ganz erheblich schimpfen, ohne in ihren ahnungslosen Gemütern zu bedenken, daß man in Deckung gegen Sicht marschieren muß. Weit in der Ferne tauchen einige wurstartige Gebilde am Himmel auf: feindliche Fesselballons, die Augen des weitfingernden Ungeheuers Artillerie.

Ein Sumpf legt sich träge und faul in den Weg. Umgeht man ihn, so macht das sechs Kilometer mehr aus, überquert man ihn — er ist zu betreten —, so spart man sie. Im Felde tut man den Füßen und Beinen alles zuliebe. Also: rüber über den Sumpf! Die Abteilung schwenkt ab und stampft vorsichtig über den Gummiboden.

Plötzlich klettert etwas Unsichtbares aus fernen, dunstigen Wäldern heran. Es flüstert und rauscht leise, geheimnisvoll in der Luft, unbestimmbar, als ob es überall zugleich

sei. An- und abschwellend, mit Pausen des Verstummens huscht es näher, näher, steigert sich zum Sausen und Pfeifen, das dünner, heller, höher gellt. Schweigen! Klatsch, vom Sumpf erstickter Krach von dröhnendem Metall, Scherben, Splittern. Rechts, hundert Meter weit ab, bricht es mit rasender Wucht durch die dünne Grasdecke in den Sumpf. Grasfetzen, schwarze Erdbrocken, braunes Wasser spritzt und schießt senkrecht steilauf. Der Sumpfboden hebt und senkt sich wie unter einem gewaltigen Odem, und die Abteilung hebt und senkt sich mit ihm wie Zinnsoldaten auf einer Kinderhand.

Wie das Unsichtbare herankam, hatte alles sich bleich und beklommen untereinander angeblickt. Was ist das? Alle Gesichter fragten heimlich die Frage. Aber als der Sumpf anfing zu speien, packt Entsetzen die Schar. Wie von einem Magneten gezogene Eisenspäne strebt alles in Lauf und Sprung nach links, fort von dem Ausbruch eines hundertfachen Todes, der mit Splittern und giftigen Gasen um sich schlägt und dessen Blick die Gedanken verwirrt und sinnlos macht. Jeder rennt. Wohin? Fort, weg! Hastige Seitenblicke irren empor, als ob man den Unsichtbaren sehen könne.

Der Transportführer schreit und brüllt Befehle, winkt mit der Hand einen Kreis überm Kopf: Sammeln!

Einer ist durch eine dünne Stelle der Grashaut gebrochen und sitzt bis an die Hüften im Schlamm. Zwei bemühen sich, ihn aus den zähen Fesseln zu ziehen, bis einer von ihnen selber drin sitzt.

Endlich stockt der wirre Lauf. Wie eine versprengte Herde Schafe steht alles durcheinander, bereit, bei der nächsten Sendung weiterzulaufen. Irgendwohin. Deckung gibts nirgends. Aber der Führer weiß, daß der zähe, weiche

Sumpf die beste Deckung ist: er verschluckt die Granaten wie Steine und erstickt die Splitter in seinem Morast.

Einige vernünftige Leute kehren um und gehen zaghaft und beschämt auf den Winkenden zu. Andere folgen, und die Herde findet sich schnell von selber zusammen.

In beschleunigter Gangart geht es weiter, raus aus der gefährlichen Gegend, aus der „dicken Luft". Am Rande des Sumpfes wird ein Halt gemacht, und es gibt die üblichen Verhaltungsmaßregeln bei Artilleriefeuer. Zum Schluß sagt der Offizier:

„So! Das war eine Einundzwanzig-Zentimeter-Granate. Wenn das Ding schon beim Aufschlag und nicht erst im Sumpf geplatzt wäre, läge jetzt bei so naher Entfernung manch einer von uns auf der Nase. Da haben wir alle mal Schwein gehabt."

Das war die erste Granate! Der Eindruck ist unbeschreiblich, unvergeßlich. Der erste Genuß des „Faust", der erste Blick auf ein griechisches Bilderwerk, auf ein Bild von Rembrandt oder Böcklin, eine Beethovensche Symphonie, — sie erschüttern und überwältigen das Herz, — aber was ist ihr Eindruck gegen den, mit dem eine berstende, schwere Granate haushoch und mauerbreit vor uns aus der Erde schießt! Das ist eine Offenbarung, gegen die alles verblaßt.

Menschen töten Der Frontsoldat hat oft, namentlich im Anfang, die Frage gehört: „Sagen Sie mal, bringen Sie das denn so glatt fertig, auf einen Menschen zu schießen? Ist Ihnen denn da nicht ganz eigenartig zu Mut? Nee, — ich könnte das nicht so ohne weiteres!"

Vor allem Frauen sind in solchen Fragen groß.

„So ohne weiteres" schieße ich an der Front nicht auf

den Menschen. Er gibt mir genügend Anlaß zu meinem Schuß. Er will in mein Vaterland einbrechen, und ich weiß, daß er es nicht sanft behandeln und schonen wird. Er will mein Volk besiegen, und ich weiß, daß er, wenn es ihm gelingt, es auf Jahrzehnte hinaus zu unterjochen versuchen wird. Und dann das Nächstliegende: vor allem will er mir persönlich zuerst mal an den Kragen und mich aus der Welt schaffen, um seine weiteren Ziele zu verwirklichen. Es ist wirklich der Feind, der Böswillige, der da drüben am Waldrande liegt und den ich dann wie einen kleinen, schwarzen Strich quer übers Feld auf mich zulaufen sehe. Ab und an wirft er sich lang auf die Erde, schwache Knalle hacken gierig wie mit Schnäbeln herüber und etwas Unsichtbares fliegt mir bösartig surrend am Ohr vorbei: das war der Tod, der kam von ihm, und der galt mir. Da wurde ich wütend. Wie du mir, so ich dir! Und ich lege das Gewehr auf meinen Erdwall und ziele sorgfältig und genau. Weg ist der Schuß! Ich habe auf einen Menschen geschossen in der aufrichtigsten Absicht, ihn zu töten. Reue, Scham, Ärger — ich empfinde nichts von alledem. Im Gegenteil: ich ärgere mich, wenn ich vorbeigeschossen habe, und freue mich und bin stolz, wenn ich ihn die Arme hochwerfen und mit einer halben Drehung um sich selbst wie einen Sack hinschlagen sehe. Menschen töten, — das kann bei manchem zum Ehrgeiz, zur Sucht werden.

Zarte Naturen werden bei ihrem ersten Schuß auf den Gegner gewiß etwas gestutzt haben; aber auch bei ihnen wird dies Zögern nur blitzartig vorübergehend gewesen sein, und wiederholt hat es sich dann kaum ein zweites Mal. Wer von dieser anscheinenden Gefühlsroheit und Gewissenlosigkeit entsetzt oder auch nur betroffen sein sollte, dem mag es gesagt sein, daß bei den meisten Schüssen eine Beobachtung des Er-

gebnisses unmöglich ist, ja daß ich sehr oft den Feind, auf den ich schieße, gar nicht sehe. Ich weiß nur, er liegt da und dort, und auf die Hügelchen schieße ich eben, um ihn niederzuhalten und seine Kampfsittlichkeit, seine Nerven zu zerstören. Den Erfolg meines Schusses kann ich aber in neunhundertneunundneunzig von eintausend Fällen gar nicht feststellen. Ich schieße nicht allein, sondern Hunderte schießen etwa in dieselbe Gegend. Da kann ich meinen Schuß nicht herausfinden. Die Vorschrift des Exerzierreglements vom Einteilen beim Schützenschießen: „einer schießt, der andere beobachtet", ist sehr hübsch für gefechtsmäßiges Übungsschießen, aber im Ernstfall ist sie ein Unsinn. Wenn der Gegner hinter seinem Erdhaufen liegt, und ich habe ihn erschossen, dann kann ich das auch noch nicht sehen. Der Erdwall deckt ihn, und die Entfernung ist zu groß. Komme ich beim Angriff an jener Stelle vorbei — was stets höchst fraglich ist —, dann kann ich auch noch nicht behaupten, daß der Tote auch wirklich mein Toter ist, denn auf ihn haben noch mehr geschossen als ich allein. Nur den im Stehen oder Laufen Fallenden kann ich als unzweifelhaft von mir erschossen feststellen. Aber auch hier gilt die Einschränkung vom andern, der auf ihn schießt, und schließlich weiß ich nicht, ob der Mann nicht bloß verwundet ist und sich tot stellt. Das Totstellen ist ein oft geübter Kniff, der vor weiterem Beschossenwerden, vorm Erschlagenwerden beim Handgemenge und manchmal auch vor der Gefangenschaft retten kann.

Das Gefühl des Menschentötens ist also an der Front überall klar vorhanden und ein ingrimmiges Bewußtsein, das sich am besten in die Worte kleiden läßt: „na warte, dir werde ich schon eins auswischen." Und sieht man dann die Toten vorm Drahtverhau liegen, dann zählt man sie peinlich

genau und sagt befriedigt und finster: „Wieder einundzwanzig weniger. Bleibt zu Hause." Das Gefühl des Mitleids, des Bedauerns ist viel seltener, wenn es auch vorhanden ist.

Fußsoldat und Geschütze Der Fußsoldat, der durch seine Schießscharte oder aus seinem Granattrichter nach drüben späht und die feindliche Stellung hoch am Höhenhang oder auf der Höhe sieht, die breiten Drahtverhaue und verwirrend vielen Verbindungsgräben nach rückwärts, der denkt nur mit allerhand Hochachtung und Mißtrauen an den Erfolg des morgigen Angriffs. Er weiß aus Erfahrung, daß dies erst der Anfang ist.

Im Beginn des Stellungskrieges begnügte man sich mit der Einnahme des ersten, zweiten oder dritten Grabens; aber dann setzte man das Ziel oft bis hinter die erste feindliche Geschützstellung, und das waren jedesmal sechs bis acht Kilometer.

In den ersten Graben komme ich rasch und ziemlich leicht, aber dann geht es erst richtig los. Was dann kommt, weiß ich nicht. Flankierende Gräben mit seitlich aufreißendem Feuer, heimtückisch versteckte Maschinengewehrnester, die sich gegenseitig unter Feuer halten können und wunderschön befestigt sind, niederträchtige Stacheldrahtanlagen, die platt am Boden liegen und beim Drauftreten hinterlistig wie mit Armen emporschnellen und sich mit Stachelklauen festhaken. Irgend etwas davon ist sicher da, meist lauert alles drei auf einen. Man hat das gemeinste aller Gefühle: blindlings jeden Augenblick in den Tod zu tapern. Der Franzose ist Meister in solchen Fallenstellereien.

Vom großen Gesichtspunkte aus sind diese Dinge ja nicht entscheidend und bloße Mätzchen, aber der Frontsoldat

hat seinen Gesichtspunkt, der meist nur einige hundert Meter weit reicht, und für ihn sind diese Mätzchen eben ganz höllische Gemeinheiten. Beim Gedanken an den Angriff denkt er unwillkürlich an ein andres, an ein Helfendes, Rettendes — an seine Artillerie!

Die Artillerie! Sie bricht dem Fußsoldaten Bahn, sie ebnet ihm die Wege, reißt die Verhaue nieder, fegt die feindlichen Maschinengewehre beiseite, stampft und rollt als krachende, zermalmende Feuerwalze glühend und vernichtend, von fünfzig zu fünfzig Meter springend über das Gelände mit all seinen Heimtückereien und Fallen hinweg und läßt einen schwer erschütterten, in seiner Kampfkraft stark gelähmten Gegner zurück. Das Gelände, das ohne Artillerievorbereitung völlig uneinnehmbar war, ist jetzt bei pünktlichem Zusammenarbeiten beider Waffengattungen und rascher Entschlußkraft ohne große Schwierigkeiten zu überwinden.

Eine vollkommen vernichtende Wirkung hat selbst das Trommelfeuer freilich niemals. Das haben wir an uns bei den flandrischen Großangriffen der Engländer feststellen können. Aber die Kampfsittlichkeit der Überlebenden ist dann gebrochen, wenn das Feuer tagelang dauert. Reserven sind die einzige Rettung. Diese erste Frage: „Wie wird die Artillerievorbereitung sein? Ausreichend? Gut gezielt? Mit Gasgranaten?" die bewegt jeden Fußsoldaten vorm Angriff.

Und ist der Angriff gelungen, dann verraten die Gespräche und Bemerkungen der Leute genug von der tiefen Dankbarkeit, die alle ihre Herzen erfüllt. Vorüberkommenden Artilleristen werden anerkennende Worte zugerufen und von ihnen mit Stolz erwidert, vorbeifahrende Geschütze werden mit großer Wißbegierde und innigster Anteilnahme betrachtet, die sich vor allem auf Kaliber, Reichweite, Splitterwirkung erstreckt. Je schwerer das Geschütz, desto besser.

Als wir einmal auf einem Ablösungsmarsch an einigen 21 cm-Mörsern vorbeimarschierten, die grade in Feuerstellung waren, ließ der Hauptmann die Kompagnie halten und sich das Schauspiel ansehen und -hören. Die Leute staunten gewaltig, freuten sich über jeden Schuß, ließen sich von den Bedienungsmannschaften über technische Dinge belehren und gerieten schließlich in Ernst und Nachdenken. Als das Feuer vorüber war, liefen die Leute zu den Geschützen, und wie streichelnd glitten ihre Hände über die riesigen, grauen Leiber dieser Elefanten des Krieges, die so manchem von ihnen das Leben gerettet haben.

Jede Division ist stolz auf ihre Artillerie, die stets hinter ihnen ist, Monat um Monat, jahraus, jahrein, und eine treue Freundschaft verbindet sie mit ihr. Und der Artillerist vertraut seiner Division:

„Wenn unsere Division vor uns ist, dann sind wir beruhigt, dann können wir sicher schlafen. Dann kommt keiner durch."

Und wenn der Fußsoldat auf Urlaub fährt und unterwegs im Bahnwagen einen Artilleristen mit einer der bewußten Nummern trifft, dann rückt er ihm näher, und das Gespräch ist im Gange:

„Du bist doch von der achtziger Division, — was?"

„Ja, Reservedivision."

„Stimmt. Sag mal, warst du auch dabei, wie wir damals . . ."

Und jeder lobt die andre Waffe, und beide tun sie recht daran. Manchmal wird auch geschimpft. Da hat die Artillerie zu kurz und in die eigne Infanterie geschossen, was des öfteren geschehen ist und nicht stets unvermeidbar war, oder die Infanterie hat die Stellung nicht halten können und der Feind hat die Artillerie „geschnappt", was im Westen

auch trotz des besten Willens geschehen kann. Aber beides ist nur die Ausnahme. Einer ist der gute Engel des andern und einer auf den andern angewiesen wie der Soldat auf den Führer und der Führer auf den Soldaten.

Kameradschaft Gutes Verhältnis zu den Kameraden, Freundschaft, — das ist persönliche, ureigenste Sache des Einzelnen. Beliebtheit, Bekanntschaft, Freundschaft, — das sind Einzelheiten mit persönlicher Begrenzung. Es gibt etwas, das steht hoch über all dem: Kameradschaft.

Die Lebensmittel können im feindlichen Feuer nicht herankommen. Du hungerst und hast noch eine Schnitte Brot; dein Nebenmann hungert und hat nichts mehr. Brich dein Brot und gib ihm die Hälfte, und wenn du ihn nie zuvor gesehen hast. — Es ist ein Mann in deiner Gruppe, der niemals ein Paket aus der Heimat bekommt — und es gibt solche Bedauernswerten — und du bekommst deren viele. Gib ihm davon ab! Er bittet dich gewiß nicht. — Teile die letzte Zigarette Zug um Zug mit deinem Nebenmann. Du wirst dir davon nicht die Schwindsucht holen. Das ist Kameradschaft! Standesunterschied, Haß, Selbstsucht, Furcht, Zorn, — alles erbleicht vor ihr!

Im Vorfelde zwischen den beiden Gräben klagt ein Verwundeter, der in der Nacht auf einem Spähgang die Kugel ins Bein bekam und ungefunden liegen bleiben mußte. Es ist schwer, aber nicht unmöglich, ihn in der Dämmerung zurückzubringen. Das ist kein Fremder, der dort liegt und sich quält, — hörst du, das ist dein leiblicher Bruder! Hörst du! Dein Bruder! Du gehst und bringst ihn unter Gefahren und Mühsalen. Das ist höchste Kameradschaft! Und hast du ihn im Graben, dann halte den Mund und rühme dich

nicht, sondern denke: „Hätt' ich's nicht getan, — ein andrer wäre gegangen." Großes Verdienst ist nicht daran.

Man will im Felde oft die Kameradschaft nicht wahr haben, und mancher, der Kameradschaft gegeben und genommen hat, sagt höhnisch:

„Kameradschaft! Wenn's die nur gäbe hier draußen!"

Mag er so reden! Unsere Leute sind sehr bescheiden und verheimlichen lieber als daß sie enthüllen. Und dann. Kameradschaft! Soll ein so großer Begriff wirklich an die Nebensächlichkeiten des Feldzuglebens verschwendet und bei jeder kleinlichen Gelegenheit laut verlangt werden? Wenn die Kompagnie in Ruhe liegt, und jemand ißt sein Brot vor der Zeit auf und bittet unter Anrufung der Kameradschaft einen andern um Brot, — das ist eine Herabwürdigung der Kameradschaft, das hat mit Kameradschaft nichts zu tun. Jene wahre Kameradschaft aber — verlaßt euch drauf! — die hat da draußen unzählbare Male aufgeleuchtet aus Not und Tod, Hunger und Durst, Kälte und Nässe, Schmutz und Schlamm und ist uns eiserne Bürgschaft gewesen, daß in der großen Verzweiflung, in der Vernichtung zwischen Mensch und Mensch eine Liebe, die Liebe von Mensch zu Mensch, unsichtbar unter uns war und uns nie verließ.

Urwaldsumpf Wir liegen mitten in den Urwäldern der Podlesie-Sümpfe. Links und rechts, vor und hinter uns unzählige Kilometer voll Sumpf und Wald, — eine riesige Insel einsamen Urzustandes, schrankenloser Naturherrschaft inmitten europäischer Kultur, wie zum Schutz umgürtet mit den Sandbänken der Armseligkeit fremdartiger Kultur, die sich mit dem Beiwort „russisch" nennt und richtet.

Rings um uns ist alles wilde Willkür, rohe Kraft und Kampf aller gegen alle. Eine wirre Wildnis undurchdringlich verschlungener Bäume, Büsche, Kräuter, Gräser und Schilfhalme kämpft sich aus dem morastigen, lachenblinkenden Boden hoch. Grasüberwucherte, flechtenbepelzte Baumwurzeln kriechen schlangenhaft, verborgen unter der grünen Graswirrnis, schließen sich, von allen Seiten ankletternd, zum Stamm zusammen, der plötzlich wie eine Wassersäule senkrecht emporschießt und Äste, Zweige, Blätter wahllos wie Tropfen ringsum in die heiße, starre Luft streut. So schließt sich Birke an Birke, Erle an Erle. Hoch in der Luft auf silbernen und graubraunen Säulen tragen sie eine zweite Wildnis, schwebendes Durcheinander der Wipfel, schwingende Dächer, hängende Gärten.

Überraschend umfangreiche Stämme und ungeheure Laubkronen gibt es hier nicht. Die Bäume werden nicht alt. Sumpfwasser nährt nicht. Die Stämme wuchern hastig empor, verfallen und verfaulen von innen rasch und früh wie Pilze. In halber Höhe zerbricht die Birke wie Glas, zerreißt sie wie brüchige Seide, und hängt schräg, schwer und tot in den Nachbarwipfeln oder kracht wuchtig in die hundertfach verstrickte und verschnürte Masse des Unterholzes, bald überklettert, bewuchert, durchstochen von Gestrüpp und Schilfhalmen. Spitze Gräser breiten auf hochgewölbten Wurzelpolstern lange, dünne Halme ringsum wie Strahlenkronen, Büschel kauert sich an Büschel zu einem zähen, schwankenden Teppich über dem Gummi des Sumpfgrundes, ein zwergischer Binsenurwald.

An den Rodungsplätzen dehnt sich schwarz und feucht der nackte Boden. Auf tintigem, dickem Wasser schwimmt eine braune, klebrige Decke wie Schleim der Urzeugung, aus dem alles Leben mit verwirrtem Staunen zum Licht emporkroch.

An den Rändern, zu den Flüssen lichtet und öffnet der Wald seine Massen, wie vorgestreckte Arme mit tastenden Fingern sich vorfühlen. Die Birken und Erlen treten voneinander, sammeln sich zu vereinzelten Gehölzen, versprengten Gruppen und ragen allein für sich. In Stufen fällt der Wald zum Unterholz ab. Auch das Kleingehölz verkriecht sich, verschwindet, und den Fluß umbändern breite, starrende Felder von Rohr und Schilf, schwellende Kornfelder der Unfruchtbarkeit.

Die Halme stehen wie Speere spitz, breit und glänzend, eng Schaft an Schaft geschlossen gleich den Schlachtreihen römischer Legionen und griechischer Schwerbewaffneter, hoch überweht und übertrotzt von den Fruchtkolben und Blütenbüscheln wie von Feldzeichen und Kriegsfahnen. Über zwei Meter hoch heben sich die Halme. Nur die gedrängte Wucht des ganzen Körpergewichts kann in diese trotzigen Scharen und Massen eine Bresche brechen und einen Hohlweg bahnen, der hinter dem Eindringling zusammenrutscht. Hier stampft nur der Elch breithufig überm Schlamm sich Pfade, plump und schwer wie ein Elefant dieser europäischen Dschungeln sich hinschiebend. Im letzten Augenblick erst gewahrt man den Fluß, die Schtschara. Lautlos und träge blickt sie empor, und mit hundert Windungen schleicht diese riesige Wasserschlange durch die Sümpfe, von Seerosenblättern überschuppt, unter denen die Wasser wie unter einer Überdachung rollen. Die lastende Masse des Sumpfes kennt nur die Gleichmütigkeit des Wagerechten. Gefälle gibt es hier kaum.

Eine ungeheure Hitze hockt im Sommer über diesen Wäldern und Sümpfen von Feuchtigkeit und Erschlaffung und lastet wie ein stickender Mantel auf der Landschaft. Die Luft hängt schwer und reglos von den Baumdächern herab

auf den dampfigen Boden. Leichter Windzug, der zuweilen durch das Dickicht irrt und taümelt, ist wie der unhörbare Atem eines Betäubten. Die schwarzen Tümpel und Lachen gären in schaumigen Blasen, die zerplatzend das faulige Gas des Fiebers emporwirbeln. Durch dunkles Grün äugen Hunderte von rosigen, gelblichen, weißen, blauen und bräunlichen Blüten mit Sternen, Dolden, Trauben und Rispen von buschartigem Gekraut, eine schaukelnde, satte Fülle von Wasserviolen, Pfeil- und Nixenkräutern, Baldrianstauden, darunter schwarzgraue Wasserhühner zierlich und wie luftgeweht entlang rascheln. Aufschwirrend fallen sie nach ängstlichem Bogenflug wie Steine versinkend ins Strauchwerk, und ein enttäuschtes Wiesel schlüpft beschämt und grimmig unter die Wurzel einer Rüster.

Der Wald steht wie gemauert, die Laubmassen schweben bewegungslos wie Wolken, und die aufatmend strömende Luft und Helle der Lichtungen wird von den Gittern der Stämme, von den breiten Flächen der Blätter umengt und umschlossen wie von Kerkerwänden. Der Blick dringt nicht weiter als einige zwanzig Meter, wenn man auf dem Grunde dieser dichten Schwüle von Graskissen zu Graskissen springt. Unwillkürlich, traumhaft, verzaubert liegt die Landschaft, ein Märchenland, ein gemaltes Traumbild. Die einzelnen Birken des Schilf- und Grasfeldes der Schtschara schneiden sich haarfein und greifbar deutlich in das dunkle Blau des Himmels, von dem die Glut wie Regen fällt. —

In diesem grünen Gefängnis leben wir nun schon sechs Monate. Mich wundert's, daß die Feldpost noch ihren Weg zu uns findet, daß Fernschreiber und -Sprecher hier arbeiten, daß man von hier aus noch auf Urlaub fahren und sich nach Deutschland zurückfinden kann, daß es hier so etwas Nüchternes wie Vorschrift, Ordnung, Befehle gibt. Man

hebt überrascht den Kopf, wenn aus dem aufrauschenden Gehälm statt eines Urmenschen plötzlich so prosaisch-wirkliche Geschöpfe treten wie uniformierte deutsche Soldaten und auf die ewigen Graupen im Mittagessen schimpfen.

Aber man ist nicht erstaut, daß man in diesem Märchenlande nicht a u f dem Boden geht, sondern ü b e r dem Boden, in der Luft, daß man nicht Erdreich unter den Sohlen hat, sondern Holz. Fortbewegung ist hier nur auf Bretterstegen, Knüppeldämmen und Brücken möglich. Ihr verschlungenes Netz wirrt und schlängelt sich bis weit hinter die Front auf einer Länge von Hunderten von Kilometern. Jeglicher Verkehr ist auf diese holprigen, halsbrecherischen Wege angewiesen, die bei Regen und leichtem Frost fast ungangbar schlüpfrig und glatt werden. Kraftwagen, Feldküchen, Geschütze und Wagen rollen, knarren und ächzen schwankend und schaukelnd über die runden, unbehauenen Stämme der großen Dämme oder gleiten glatt und leicht über die fußbodenpeinlich gefügten Bretter der endlosen Brücken, meterhoch über dem schlammigen Boden, entlang unter dem Schwung der Wipfelhallen, quer durch den Verhau der Büsche.

Von hier aus leiten Bretterstege von der Breite eines Meters den Einzelverkehr in die Blockhäuser und Postenstände der vorderen Linie, wie von den Schlagadern die kleineren und schmälsten Netzadern das Blut verteilen. Bei jedem Schritt wogen diese leichtgebauten Luftpfade, die gleich Hohlwegen durch den Wald führen, der von beiden Seiten und von oben her mit aufstrebenden Gerten und hängenden Zweigen Kopf und Schultern streift. Von Lager zu Lager, von Blockhaus zu Blockhaus ringeln sich diese Wege.

Das Wohnen ist hier nur ü b e r , nicht wie sonst überall, in den Stellungen nur i n der Erde möglich. Jedes Lager

ist ein steinzeitliches Pfahlbaudorf. Auf mehreren übereinandergeschichteten Balken ruht ein Bretterboden, der Fußboden, der von senkrecht und tief gerammten Stämmen eingezirkelt ist. Das sind die vier Wände, die ohne Seitenstreben und -stützen das Dach aus dünnem Rundholz mit einem Belag von Dachpappe tragen. Der Innenraum ist bei den größeren Gebäuden noch wiederum durch senkrecht gerammte, dünnere Pfähle, die allesamt noch Rinde und Borke tragen, in einzelne Stuben geteilt. Kantinen, Küchen, Vorrats- und Mannschaftsräume einer Kompagnie bilden ein Dorf.

Die Blockhäuser der vorderen Stellungen gleichen jenen der rückliegenden Lager, aber in ihrer Umgebung sind sie zu wahren Festungen ausgebaut. Eine Umwallung aus drei, vier Schichten der dicksten Stämme umschützt das Blockhaus. Rings um diese Brustwehr läuft ein tiefer, vom nachdrängenden Sumpfwasser erfüllter Graben, an den sich ein zwanzig Meter breites und einen halben Meter über dem Boden straff gespanntes Stolperdrahtnetz anschließt, das versteckt im Gras und Gestrüpp lauert. Weit davor umschließt eine zweifache Reihe von Drahtverhauen das Ganze, und im Vorfelde draußen läuft vor der Stellung der vorderste Verhau, eine geschlossene Linie Hunderte von Kilometern durch den Urwald von Tuchowitschi bis weit südlich von Pinsk.

Hinter diesem Wall von Stacheleisen, Pfählen, Wasser, Gestrüpp und Holz hausen wir. Zwischen Brustumwallung und Blockhaus befindet sich ein nur wenige Schritte breiter „Hof" aus einem Rost von roh zugehauenen Stämmchen. Dieser Hof und das Blockhaus sind für die zehn Mann starke Besatzung monatelang die Welt. Hier spielt sich alles ab, was ein Mensch treiben und lassen kann. Die Front ist sehr ruhig. Artillerie ist in diesem Gelände fast unmöglich

und beschränkt sich auf vereinzelte leichte Geschütze, die nur der Drohung und Warnung halber da sind. Freund und Feind werden sich hüten, sich gegenseitig die Blockhäuser einzuschießen. Niemand hätte bei diesen undurchführbaren Kämpfen einen Vorteil, beide würden nur obdachlos. So lebt man verhältnismäßig ungestört, fast wie im Frieden. Nur des Nachts flackert zuweilen irgendwo Gewehrfeuer auf wie das unruhige Atmen eines Schwerträumenden und erlischt, als sei es ein Irrtum.

Bei so unkriegerischem Dasein saugt das Blockhaus alles Leben in sich auf. In dieser Zeit des Ersatzes ersetzt es alles: Konzert, Spaziergang, Theater, ein Steingebäude, Familie und Heimat. Beschäftigungslos hocken die Leute in der dämmrigen Enge der Stube, in denen abends bei lichtdicht verschlossenen Fenstern purpurrot und trübe die elektrischen Lampen von bescheidener Kerzenstärke aufglühen. Lesen und Schreiben ist fast unmöglich, und so sitzt man am rohbrettrigen Tisch und hält einen uralten Kalender fingernah an die Lampe, um mit einiger Sicherheit das undeutliche Rätsel der Buchstaben lösen zu können. Über dem Kopf, zwischen Rundholz und Dachpappe, treiben die Mäuse zwitschernde und wispernde Liebesspiele. Voll Wut nimmt man ein zum Feuerhaken gebogenes Stück Draht und sticht wie besessen zwischen die verstopften Fugen. Ein Regen von Moos, Rinde und Holzwolle, Triumphgepfeif der Mäuse und eine erschrockene Pause von zehn Sekunden ist die niederschmetternde Antwort. Hat man Glück, dann hat man ein Loch in die Dachpappe gestoßen und freut sich kindisch über jeden Regentropfen, der eines trüben Regentages plötzlich zwischen Kragen und Haut fällt.

Blickt man vom Buch auf, dann starren einem die runden, borkenüberkrusteten Erlenstämme entgegen. Die

Fugen sind mit Zement verschmiert, mit Birkenrinde übernagelt und mit Holzwolle verstopft, um die Zugluft fern zu halten. — Die Wand rechts neben mir ist abwechslungsvoll. Das obere Drittel ist mit einem zerschnittenen Postsack bespannt, die Mitte mit großen, viereckigen Stücken Birkenrinde benagelt, und das untere Drittel zeigt die kahlen Birkenstämme. In die Rindenverkleidung hat ein findiger Geist Löcher geschnitten und sie mit vergilbten Liebeskarten, fliegenbeschmutzten Städteansichten und Ulkbildern von trauriger Witzleere und furchtbarer Geschmacklosigkeit ausgefüllt. Drüber weg hängt an einem ungeheuren, für einen Kronleuchter berechneten Haken ein Stoß Papierblätter, die Postenzettel, und daneben baumelt an dünnem, von der Last gebogenem Drahtstiftchen ein schweres Zeißsches Fernglas Vor dem Fenster trauert, von einem beschwerenden Ast straff gezogen, ein zerschnittenes Zelt, der Vorhang. Gegenstand paßt so zu Gegenstand. Die Ausstattung ist von einer gradezu verblüffenden, auf die Dauer allerdings verdummenden Anspruchslosigkeit.

Ein Vorteil allerdings ergibt sich aus der naturwüchsigen Einfachheit der Einrichtung: Bequemlichkeit. Wir haben eine Art der Stubenreinigung an uns, die eine deutsche Hausfrau mit Grauen oder Neid erfüllen würde. Der Stubendiensthabende fährt mit seinem birkenreisernen Besen kunstlos quer zur Richtung der Bretterritzen des Fußbodens über den Boden, und Zigarettenstummel, Asche, Holzspäne, Papier fallen durch die Spalten zwischen den Brettern in den Abgrund des Sumpfes, der einen Meter tief unter dem Bodenbelag empordünstet. Dort ist Raum genug, niemand sieht den Schutthaufen, und im Winter hält er den Frost ab.

Diese Sümpfe sind feucht und heiß gleich den Tropen; und wie in den Tropen gibt es hier Regenzeiten. Im Nu

ist der Himmel nachtdunkel von hängenden Wolken. Plötzlich und mit rasender Wucht stürzt der Regen. Die Tropfen kommen schwer wie Steine geschossen, unendliches Rauschen wie das Brausen einer Brandung füllt den Wald, und schattenhaft blicken die Bäume durch den triefenden Nebel. Es ist, als seien die Wolken geplatzt und stürzten mit einem einzigen Guß ihren Inhalt hernieder. Stunden-, tage- und wochenlang hält diese Sintflut an; nur kurze Pausen unterbrechen sie. Die Tümpel und Lachen senden Wasserrinnen aus und beginnen ineinander überzulaufen, bis unter der grünen Decke des Unterholzes sich Meilen und Meilen ein einziger flutender See ergießt, der den zähesten Boden völlig durchweicht. und grundlos macht. Die Schtschara tritt über die Ufer und strömt ihre Wasser in die Wälder. Im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, wenn kein belaubtes Gebüsch und kein starres Grasfeld die Wege sperrt, wandern die Fische zum Laichen in das Überschwemmungsland, und die Blockhausbesatzungen fangen manchen Hecht, der mit seinen fünfzehn Pfund für die Streckung der Lebensmittel schwer in das knappe Gewicht fällt.

Über den Blockhausboden läuft plötzlich eilfertig etwas Blankes. An zehn, zwanzig Stellen zugleich klimmt und schlüpft es durch die Bretterfugen, vereinigt sich zu lautlosem Gewimmel und bedeckt den Boden: das Wasser. Geschäftig rennt es hin und her und trägt sorgsam und gründlich wie eine Aufwartefrau allen Unrat mit der Strömung in einer Stubenecke zu einem feuchten Haufen zusammen. Man weiß niemals, wieviel Schmutz man innerhalb seiner vier Wände hat, bis die Überschwemmung kommt und es mit stummer Anklage und schweigender Deutlichkeit klarmacht.

Dies alles läßt sich mit handfestem, grobfäustigem Humor ertragen. Eine Plage aber lauert in den Sümpfen,

die kein Humor der Welt ertragen kann: die Mücken. Im Mai erheben sie sich aus Pfützen, Pfühlen und feuchten Senkungen in summenden Wolken. Bis in die Tage des Oktobers hinein geht man ständig umtanzt und umtaumelt von diesen höllischen Plagegeistern. Mückenschleier und Handschuhe schützen nur mangelhaft. Als wir im Juni in diese Stellung rückten, hatten wir zwei Tage lang keine Schleier, und am Abend des zweiten Tages kamen zwei Leute mit formlos geschwollenen Händen, Armen und Gesichtern ins Lazarett. Der glückliche Witz der Leute nannte die Mücken „Trommelfeuerersatz", und dieser Beiname war nicht zu milde. Irgend jemand mit literarischen Kenntnissen und lateinischer Harmlosigkeit las einmal den wissenschaftlichen Namen „Anopheles" für diese fliegende Geißel Gottes, und seitdem nannte er sie nur „Mephistopheles", was die satanische Bosheit und Hinterlist ihres Wesens ganz hübsch kennzeichnet.

An feuchten, schwülen Tagen tauchen sie in ganzen Schwaden wie Nebelrauch aus Büschen und Gräsern und fallen toll und blind, fast erschöpft von Blutgier auf Gesicht, Hals und Hände. Auf dem Rücken eines Pferdes schlug ich einmal mit einem einzigen Schlag aufs Gradewohl siebenundvierzig Stück tot, und es war, als hätte ich siebenundvierzig dafür neu erschaffen. Weder Tag„ noch Nacht bringt Ruhe vor ihnen. Bringt man es trotz der betäubenden Hitze in den Blockhäusern fertig, sich die Schlafdecke über den Kopf zu ziehen, einige Sekunden darauf dringt jenes verfluchte, feine Singen ins Ohr, und die Bestie setzt sich wie der geflügelte Blutdurst unmerklich an eine entblößte Stelle der Haut.

Es gibt kein Mittel gegen diese Strafe, nur eine einzige, aber auch nicht sichere Pferdekur: ausräuchern. Große Blechbüchsen voll fauligen Holzes und nassen Grases stehen

am Ofen und schwelen einen fetten, gelblich-blauen Qualm empor, der sich an der Decke in dicken Wolken verbreitet. Ein eigens dazu verurteilter Mann sitzt mit tränenden Augen wie der ins Geheimnis gehüllte Oberpriester dieser bösen Geister daneben und erstickt jede aufzüngelnde Flamme mit neuen, feuchten Grasbüscheln. Solange dieser atemtötende Vulkanausbruch dauert, sind die Mücken verschwunden; was sich nicht rechtzeitig hat retten können, ist betäubt auf den Boden gefallen. Nicht tot, nur betäubt! Alles, bis auf den verdammten Qualmwächter, hat den Raum verlassen, ein Fenster steht weit offen und gibt den Weg zur Rettung frei. Nach einer Stunde ist das Räucherfest vorbei, und man wagt sich in das Blockhaus. Der Boden wird gründlich gekehrt und das Ergebnis von so und so viel hundert betäubten Mücken mit Befriedigung und allseitiger Teilnahme verbrannt. Eine Stunde später ist alles wieder beim Alten und die Blechbüchsen werden von neuem gefüllt. So geht es Monate; erst der Oktober bringt die Erlösung.

Dafür treibt dann die Kälte die wenigen Mäuse und Wasserratten, die sich bisher noch draußen im Freien gehalten haben, unbarmherzig hinein in die Blockhäuser. Es raschelt, pfeift, quiekt und trappelt geheimnisvoll in allen Ecken und Fugen. Manchmal des Abends huscht in der ersten Dämmerung eine riesige Wasserratte über den Boden und verschwindet unter einem Bett wie ein böser Kobold. Läßt man sein Brot offen liegen, so kann man darauf rechnen, es am nächsten Morgen kunstvoll ausgehöhlt vorzufinden, eine Entdeckung, über die einen selbst die mögliche Verwendbarkeit des Rindenrestes als Trinkbecher nur schwach zu trösten vermag. Obwohl wir an manchen Tagen mit der einzigen Falle unseres Blockhauses fünf bis sieben Mäuse fingen, war an eine merkliche Abnahme gar nicht zu

denken. Nur einmal gelang es, dieses Elend für wenige Monate einzuschränken: wir entdeckten unter den schon monatelang vom Sommer her aufgestapelten Brennholzstößen, die unter allen Betten und Bänken geschichtet waren, zwischen den Scheitern und dem Rindenmehl etwa vierzig rötlich-nackte Mäusejunge, die eines raschen, schönen Todes starben. Aber nach zwei Wochen war Ersatz da, und einen gleich glücklichen Fund machten wir später nicht mehr.

Der Oktober bringt die ersten kalten Tage. Brennholz gibt es im Übermaß. Der ganze Urwald steht zur Verfügung und in den beiden Öfen meines Blockhauses verbrennen wir täglich einen derartigen Stoß des schönsten Erlen- und Birkenholzes, daß einer wirtschaftlichen Hausfrau in der Heimat beim Gedanken an den Preis der Atem vergehen würde. Und doch ist es zu wenig und auch zu viel des Guten. Aus dem Sumpf steigt und klettert durch den Bodenbelag eine schleichende Kälte bis zur Kniehöhe, und darüber braut und strudelt wie Fieberglut und Wüstenbrand die Ofenhitze. Die Beine sind in Decken und Zelte gewickelt, der Oberkörper ist fast entblößt, und dennoch genügt beides nicht. In den Betten herrscht der gleiche Gegensatz: der Mann „zu eb'ner Erd'" erfriert fast, und der Mann darüber im ersten Stock wälzt sich im eignen Schweiß. Schlaf sucht jeder und findet keiner. Der versöhnende Ausgleich liegt in dem Umstand, daß der Fußboden mit seiner Kälte die Speisekammer bildet für alles, was oben auf den Wandbrettern in der Hitze verderben würde.

Im Januar herrschte wochenlang eine Kälte von fünfundvierzig Grad. Das Wasser in den Schüsseln und Töpfen gefror drei Schritt neben dem glutsausenden Ofen. Und trotz dieser Kälte arbeiteten wir Nacht für Nacht fünf Stunden am vorderen Drahtverhau. Die Posten in panzerhaften

Schafpelzen, mit unförmlichen Fausthandschuhen und bärenmäßigen Stroh- oder Filzstiefeln bewegten sich schwarz und ungetümartig wie Weihnachtsmänner, die ihren Beruf verfehlt haben, auf dem bleichen Schimmer des Eises, und wären bei einem plötzlichen Angriff unfähig gewesen, einen Schuß abzugeben, weil der Abzugsbügel für derartige Handbekleidungen nicht berechnet war und der bloße Finger am Abzug hängen geblieben wäre.

Nachtwache! Sechs Stunden sitze ich als Wachthabender am rohbrettrigen Tisch bei trüber Lampe und am glutspeienden, eisernen Feldofen. In jeder fünften Minute muß ich Holz nachwerfen, denn diese Öfen fressen das Holz wie der Krieg die Menschen. Öffne ich beim Heizen den Deckel, dann strömt mir eine fauchende Glut entgegen, die das Gehirn zu versengen droht, und ein kehlkopfkitzelnder Dunst wirbelt zur Decke und liegt noch stundenlang in der heißen Luft.

Draußen ist frische Luft, Kühle und Rettung vor dem Tode langsamen Erstickens. Die dunkle Luft streift kühl um die heiße Stirn. Schweigend und lautlos greift die sternige Nacht ins Ungeheure. Am Geländer des Bretterstegs taste ich mich vorwärts, — weit fort vom Blockhaus, hinein in das schwarze Geheimnis der Unendlichkeit, in leere Schweigsamkeit. Irgendwo bleibe ich stehen. — Kein Wind stöhnt, kein Ast knarrt, kein Tier raschelt. In grenzenlose Höhen steigt über die erfrorene Luft matt und flächenhaft die bleiche Scheibe des Himmels und hängt sternfunkig, groß und gleichgültig über mir. Wesenlos, wie Abgeschiedene heben sich die Bäume vor dem blassen Hintergrund, türmen sich zu Gruppen wie Scharen vermummter, düsterer Wächter empor. In tausend Wipfeln wellt und flutet die schwarzverworrene, breitgelagerte Masse der zum Wald gedrängten

Bäume wie ein Heerschwarm der Toten. Ringsum schweigt dasselbe Bild. Es ist, als habe ich Richtung, Weg und Ort verloren, als sei ich auf einer fremden Welt oder als versänke ich mit geschlossenen, traumbildverhüllten Augen und gebundenen Gliedern widerstandslos und betäubt in die Grundlosigkeit weichen Schnees.

Der Blick sucht nach einem Ausweg aus dieser schwarzschweigenden Einsamkeit. Aber dieses Grabgewölbe hat keine Fugen und Spalten, seine Wände schließen lückenlos, und ihre Fahlheit starrt mit dem dunklen Rätsel von schattenhaften Malereien. Aus der sternigen Höhe der Kuppel hängt eine schwebende Schale voll kalten Lichtes, — der Mond. Ungeheuerlicher Wahnglaube, unsagbare Greuel uralter Götzendienste der Unbarmherzigkeit werden leicht verständlich.

Ein fernhallender Schuß läßt mit einem Schlage den Bann zerbrechen. Die Wirklichkeit mahnt, forscht, fragt: wozu bist du hier? Was hält dich noch hier? Wofür setzt du dein Leben ein? Antwort, Antwort! Was will dieser furchtbarste aller Kriege? — Zusammenschluß der Erdvölker zu großen Bünden, Deutschland wegweisend der Führer solchen Bundes, der Welt seinen Geist einhauchend, der Zukunft, der großen, gewaltigen Zukunft sein Gepräge aufdrückend, sie mit seinem Wesen durchtränkend und erfüllend? Sollte das wirklich ein beschränkt-sondervölkischer Gedanke sein? Sollte in ihm wirklich rückständige Leidenschaft, verrannte, kurzsichtige Zeitverkennung sein? Ein heller, scharfer Knall! Noch einer, noch einer, — eine ratternde Salve, und hoch durch die Bäume knacken und klatschen die Geschosse.

Der Wald ist wieder der Wald, der Knüppeldamm ist wieder ein fühlbarer Damm aus Knüppeln, der in der Stock-

dunkelheit die Beine verrenken und die schlimmsten Flüche hervorzaubern kann, wenn man es eilig hat wie ich.

Man hat hier viel Zeit zum Nachdenken, soviel Zeit, daß man sich oft in seinen Gedanken wie in den Gängen eines Irrbaues verwirrt. Die Einsamkeit ist zu überwältigend. Wir leben hier wie eine Schar von Robinsons, wie Verbannte. Der Blick gewahrt nur Bäume, Bäume, Laub, Halme, Büsche und Himmel. Das ist alles. Hier stürzt und fällt, wächst und vermodert alles, wie es will und kann. Würde man einen Menschen hier aussetzen, er fände niemals mehr heraus aus diesem Grün, das in seiner Tausendfältigkeit doch unendlich eintönig ist. Er würde im Sturz über heimtückisch verborgene Wurzeln die Glieder brechen, täglich nur wenige Kilometer vorwärts sich kämpfen und völlig erschöpft von den Anstrengungen zusammenbrechen. Hier ohne Boden und Dach zu übernachten, ist eine Unmöglichkeit. Wenn er nicht in einem Sumpfloch zugleich erstickte und ertränke, er würde vor Fieber, Hunger, Durst, Mücken, Bremsen und Verzweiflung verrecken wie ein Tier, wenn ihn zuvor nicht der Wahnsinn packte und zerrisse. Dennoch haben entflohene russische Gefangene, die sich mühsam bis hierher durchgestohlen hatten, wochenlang in diesen Urwäldern gehaust und auf eine Gelegenheit zum Durchschleichen unserer Linie gelauert. So zwingend stark ist der Freiheitsdrang im Menschen.

Die durch den Charakter der Landschaft erzwungene Beschäftigungslosigkeit hat im Verein mit der Gleichförmigkeit der Umgebung und der Einsamkeit und Weltvergessenheit bei manch einem wenig erfreuliche Wirkungen gehabt. Viele haben dagehockt und in sich hineingestarrt, widerstandslos den Gedanken an Heimat und Angehörige preisgegeben. Ihnen erschien dies Dasein sinnlos, zweckwidrig, hassens-

wert; um es zu ändern, schien ihnen jedes Mittel recht. Und dann kam die Heimat und tat das ihre, um die Leute völlig aufsässig und vaterlandsvergessen zu machen.

Ein Ereignis an dieser Frontstelle ist mir unvergeßlich geblieben. Es war zur Zeit der beginnenden zwölften Isonzoschlacht. Man befürchtete vielleicht einen russischen Entlastungsvorstoß zu Italiens Gunsten, vermutete wohl auch, der Russe sei der Meinung, wir hätten starke Kräfte von seiner Front fortgenommen, und beschloß, ihm eine andre Meinung beizubringen. Um neun Uhr abends standen die Besatzungen sämtlicher Blockhäuser des viele Kilometer langen Abschnittes an ihren Brustwehren, aus allen Lungenkräften wurde „Hurra" gebrüllt, und dann geschah etwas, das uns alle überwältigte. Von jedem Blockhaus zischten Leuchtkugeln in die Nacht empor. Links und rechts, so weit die Blicke zu greifen vermochten, zogen glänzende Sterne stumm in hohen, lichten Bahnen strahlende Bogen in das erhellte Dunkel. In der sanften Beugung des Abstieges zerglitten sie in bunte, flimmernde Kugeln, die langsam und traumhaft wie Daunen niederwehten, als versänken die Gestirne mit einem farbig leuchtenden Regen in den tiefen Sumpf der Nacht. Die dunkle Luft sprang und tanzte mit hundert schwebenden Lichtern. Scheinwerfer fächerten huschend über die Schilfebene, taghell lagen die Waldränder und Rohrdschungel, und der ganze Himmel zitterte und bebte unter diesem lautlosen Sturm von Licht. Drüben, aus dem Schwarz der Russenwälder wanden sich glühende Schlangen empor in die Finsternis und spannten sich im Niederfall zu strahligen Schirmen, die aus einem rötlich-schwebenden Vollmond einen Regen buntwirrigen Lichts verströmten, der sich entfaltend geräuschlos über den Sumpf verschwebte. Eine Viertelstunde hindurch sprühte und zuckte die Nacht

von Glanz und Feuer. Dann, mit einem Schlag erlosch der Zauber. Die Nacht wogte zurück wie eine Meerflut.

Eins aber schworen wir uns zu, während wir wie erblindet in die Lichtleere der Nacht starrten: Wenn das fast Undenkbare, das unglaubhaft Schöne und Erlösende geschieht, wenn eines Tages plötzlich der Friede — heiliger Gott — der Friede, dieses versunkene, halb vergessene Vineta wieder aus den schäumenden Wassern emportaucht, dann soll ihn das ganze ausgewanderte Deutschland, die ganze unendliche Front begrüßen mit diesem strahlenden Fest der Lichter, dann möge der Himmel sprühen und zittern unter dem wortlosen Jubel des Lichts. Und der Friede möge all des leuchtenden Jubels wert und würdig sein.

Verwundung und Rückschub Wir liegen am Narew vor den Vorwerken der kleinen Festung Rozan mitten auf einer großen, abgeholzten Lichtung in einzelnen Schützenlöchern hinter dichtem Buschwerk, das aus den breiten Baumstümpfen emporwuchert. Vor uns ist noch eine Linie von uns im Vorgehen dicht am Waldrande, der sechshundert Meter fast entfernt ist. Dort hauen Granaten ein, fliegen Qualm- und Erdsäulen empor, klumpen sich aus dem Nichts ekelhaft gelbe Wolkenballen. Dort kracht, knallt und ächzt es, daß uns, die wir dort hinein sollen und zum erstenmal die alle Vorstellungen übersteigende Wucht der Festungsgeschütze sehen, ganz schlecht wird beim bloßen Anblick.

Wir liegen und liegen, starren auf jene wüste Hölle, erwarten jeden Augenblick solch einen heulenden Satan in unsere Reihe hineinbersten zu sehen, und werden zerrissen von der grauenhaften Seelenmarter tatenloser, ohnmächtiger

Erwartung des Unabwendbaren. Nichts. Aber lieber da hinein als hier liegen bleiben.

Gewehrgeschosse surren hier plötzlich auch. Woher die bloß kommen mögen? Kein Mensch hat 'ne Ahnung. Scheinbar von halbrechts vor uns. Piuuu! Das ging ziemlich dicht über den Schädel! Pssfff! Das flitzte haarfein neben der Helmspitze lang. Pf! Das ist einen Schritt vor mir in die Erde gesaust, und ein Brocken schwärzlicher Walderde spritzt schräg über mich weg. Alle Köpfe sind in den Löchern verschwunden. Stille!

Vorn am Waldrande kracht und knallt es in allen Tonarten. Plötzlich rast dort ein wahnsinniges Gewehrfeuer los,, wirbelnd, rollend, kochend und rauschend, Gebrüll flattert in zerfetzten Tönen herüber. Irgendeiner von uns schreit: „Die Kerls machen einen Gegenangriff! Hol' sie der Deibel zehnmal hintereinander!" Ein Befehl überschlägt sich fast, Kommandos werden von Mann zu Mann geworfen. „Vorgehen!" hör ich — „Vorgehen!" Einzelne Leute laufen schon vor, Kopf geduckt, Rücken gekrümmt, als ob das was nützte. Da erhebt sich mein Nebenmann auch. Von rechts zischt, faucht und schnarcht ein ganzer Kugelschauer über, durch und in unsere Reihe. Aber niemand fällt. Also los, — raus aus dem Loch und vor!

Wo die Dinger bloß herkommen mögen? Nur kein Bauchschuß, lieber Kopfschuß! Friede — war einmal. Zu Hause ist nicht so'n Radau. Vielleicht bist du in der nächsten Sekunde fix und fertig. Bloß rasch! Das poltert und kugelt mir durchs Gehirn, während ich aufstehe. Ein Bein ist draußen. Etwas knipst leise am Arm. Das ging noch gut, —. bloß durch den Ärmel. Ein heulendes Pfeifen: brruch, — wumm! Dichter hinter uns. Splitter heulen und prasseln, Schatten der Erdsäule verhüllt uns. Jetzt aber

los! Grad' will ich das linke Bein niedersetzen, da haut mich etwas mit aller Macht wie mit dem Gewehrkolben gegen das Knie. Im Aufstoß knickt das Bein zusammen, und in der Wucht des Laufs stürze ich kopfüber, mich halbüberschlagend, ins Moos. Drei Meter voran fliegt das Gewehr, der Helm rollt nach, und der Tornister schrubbt über Nacken und Hals.

Einige Sekunden bleibe ich liegen. Vor mir ruft einer: „Ist er tot?" — „Nein, er lebt noch", denk' ich. „Nur nicht hinsehen, nur nicht hinsehen. Sonst siehst du, wie es bloß noch an einem Hautfetzen baumelt, und dann wirst du ohnmächtig." Es schmerzt aber so rasend am linken Knie, daß ich doch mit einem flüchtigen, ängstlichen Blick dort hinsehe. Nein! Es baumelt nicht! Es ist scheinbar alles in Ordnung, — nicht mal viel Blut ist sichtbar. Aber ich kann nicht aufstehen. Es ist, als ob eine ungeheure Faust mir das Kniegelenk zusammenpreßte. Der Schmerz drückt die Zähne aufeinander.

Die andern graben sich ein paar Schritte vor mir schon wieder ein, denn jetzt fegt ein Kugelhagel ununterbrochen über uns weg. Und da in der klaren Erkenntnis der eigenen Hilflosigkeit, der Überflüssigkeit in diesem Geschehen, da faßt mich plötzlich eine rasende Angst vor allem, was Geschoß, Verwundung und Sterben heißt. „Nur weg von hier!" ist der einzige Gedanke. „Nur jetzt nicht noch eine zweite Kugel. Die trifft sicher besser. Nur fort, fort!" Aber ich kann ja nicht aufstehen. Also werde ich den Kameraden zubrüllen, sie sollen mich hier fortbringen nach dem Schützengraben hinter uns. Das besorge ich auch gründlich, den Oberleib steif auf beiden Armen aufgerichtet.

Etwas Glühendes brennt und zuckt am Oberschenkel. Zwei Löcher im Hosenbein. Glück, Glück, — nur ein Streif-

schuß. Aber nun: Mund gehalten! Lang hingelegt! So lieg' ich platt auf der Erde und quetsche mich mit aller Kraft ins Moos. Schutz hab' ich gar nicht. Und dabei huschen die Geschosse unheimlich dicht über meinen Kopf, ganz blödsinnig dicht. Das geht minutenlang so, Minuten, in denen man nur e i n Gedanke, e i n e Bitte, e i n Flehen ist: „Lieber Gott, laß mich leben, laß mich leben." Und er läßt eine solche Kleinigkeit leben.

Das Schießen hört plötzlich auf, und auch der Krach der Granaten entfernt sich. Zwei Leute stehen vor mir auf und kommen rasch zu mir. Endlich — Gott sei Dank! Das Aufstehen fällt mir selbst mit ihrer Hilfe schwer, aber es geht. Halb tragen, halb schleifen sie mich zurück bis in den Schützengraben am Waldrand hinter uns. Dort legen sie mich hin, und einer von ihnen schneidet mir das Hosenbein auf. Ein Schwall von Blut schwappt in den Sand, und die Unterhose ist rot und feucht. Da ist es: ein pfenniggroßes Loch dicht über der Kniescheibe und eine talergroße Öffnung in der Kniekehle! Rasch wird ein Notverband angelegt, und dann laufen die beiden — alles Glück der Erde sei mit ihnen — wieder nach vorn.

Da liege ich nun wie ein Geknebelter. Das Bein ist unbeweglich, ein Stück Holz. Ab und an knackt ein Geschoß durch die Äste. Verirrte Kugeln. Ich fange an auszurechnen, wie lange ich hier unaufgefunden liegen bleiben kann. In diesem verfluchten Graben sieht mich ja kein Mensch. Mühsam krabble ich mich hoch, richte mich auf und sehe mit der Nasenspitze grade noch über den hintern Rand. Nichts! Nur Gestrüpp. Aber von vorn kommt einer gerannt, daß es rauscht in Blättern und Ästen. Da taucht er überm Grabenrand auf: ein blutjunger Mensch. Er hält sich den rechten Oberarm, und lachend ruft er mir zu: „Armschuß!

Jetzt geht's nach Deutschland zu Mutter!" Er stolpert, stürzt schwer vornüber und rollt langsam und plump in den Graben. Er zuckt, streckt sich und bleibt reglos liegen, — vier Schritte neben mir. Ich kriege zu ihm. Das erbsengroße Löchlein in der Wirbelsäule und der markstückgroße Ausschuß in der Kehlkopfgrube genügen! Es ist aus mit Deutschland und Mutter. Er liegt schon in seinem Graben, man braucht ihn nur zuzuschaufeln, und das Grab ist fertig. Und sein Gesicht lacht noch ein wenig: Deutschland — Mutter!

Fünf Minuten liege ich bei dem Gefallenen. Gott im Himmel, schmerzt das Bein! Vielleicht der Nervenstrang. Im Gebüsch oben rauscht es, Schritte krachen über trockene Äste. Ich rufe laut. Die Schritte nähern sich, und zwei Soldaten mit der Binde des roten Kreuzes und einer Tragbahre tauchen auf. Beinah' fall' ich in Ohnmacht vor Freude.

„Mußt du getragen werden?" fragen sie. Ich nicke heftig. Der eine zeigt auf den Toten. „Tot?" fragt er knapp und sachlich. — „Tot", sag' ich.

Und dann lieg' ich endlich auf der Bahre, und in wiegendem Schritt geht es zurück, fort von der Nerven- und Seelenfolter da vorn, die wie eine Maschine herüberbrummt. Ich lache laut auf, wenn ich an den Gegensatz von dieser Minute und noch einer halben Stunde vorher denke. Konzert, Theater, Heimat! Das soll alles jetzt Wirklichkeit werden. Und ich lache. „Was ist?" fragt der eine Träger. — „Nichts." — Nach einer Pause füge ich hinzu: „Glaubst du, ich werde heulen, wenn ich für'n paar Wochen Ruhe habe. Was?!" — „Nee. — Schwein gehabt", meint er. —

Verbandstelle, Krankenwagen, Fahrt auf wiegenden Federn, Rast in einer Scheune, tiefer, traumloser Schlaf,

leichte, fliegende Fahrt im Kraftwagen bis Makow, — das alles geht in einem Wirbel durcheinander und ist trotz aller Schmerzen fast schön. Dann kommt eine Hölle!

Das Kriegslazarett in Makow! Es besteht erst seit zwei Tagen, und nichts ist eingerichtet, und alles ist überfüllt. Ein ausgeräumter Kramladen mit zwei Seitenzimmern, Fensterscheiben zerschlagen, dünne Strohschicht auf den Dielen, zwei Krankenpfleger als Bedienung für dreißig, vierzig bewegungsunfähige, ächzende Schmerzdurchkrampfte voll hundert Bedürfnissen, mit tausend flehenden Bitten.

Da kriecht einer auf allen Vieren durchs Zimmer. Querschläger durch die Bauchdecke. Ein Bedürfnis quält ihn. Er sucht mit den Augen. Einer zeigt auf die Tür: „Draußen auf dem Hof." Bis zur Tür kriecht er, aber er kann sich nicht aufrichten. Wie ein Hund krallt er mit den Händen an der Tür empor. Dann fällt er zurück. „Ich kann, ich k a n n doch nicht", wimmert er leise und weint vor Wut auf sich selbst. Ein Kamerad brüllt nach den Krankenpflegern, die endlich mürrisch zum Vorschein kommen und dem Mann an der Tür beistehen. Vorsichtig tragen sie ihn hinaus.

Dem wird noch geholfen; aber es gibt viele, die hilflos liegen bleiben müssen, weil nicht genügend Hilfskräfte da sind. Durcheinander, Ohnmacht und Jammer der fliegenden Lazarette, die der drängenden, rastlosen Hast des Vormarsches nicht mit allen Hilfsmitteln und der nötigen Ordnung folgen können und doch folgen müssen. Des Nachts entledigen sich viele in ihrer Not der Bedürfnisse ins Stroh, darauf sie liegen. Es sind nur einige Hand voll auf den Dielen ausgebreitet, und der Zustand dieses Krankenlagers, das nicht gewechselt werden kann, weil es an Stroh fehlt, ist grauenvoll.

An Schlaf ist nicht zu denken. Draußen rasseln Train- und Munitionskolonnen unaufhörlich über das holprige Pflaster und dröhnt Fluchen und Schimpfen; drinnen plaudern und flüstern die Schlaflosen, und dazwischen fiebert aus dunkler Ecke leises Wimmern, klagt endloses, dumpfes Stöhnen, bettelt lallender Jammer nach Wasser, Schlaf und Schmerzlosigkeit. Meinem Nachbarn haben sie gestern das rechte Bein bis zum Oberschenkel abnehmen müssen: Brand in der Wunde, zu straffer Verband. Und die Schmerzen, ach und die Schmerzen! Das ist zum Verrücktwerden. Mein Nachbar redet schwer und eintönig von seinem Bein.

„Ich bin Arbeiter. Ich brauch' mein Bein. Was fang' ich an ohne Bein. Was? Mein Gott, — mein Bein, mein Bein. Ich bin Arbeiter. Was fang' ich an."

Endlos murmelt er vor sich hin. Die Läuse kriechen kitzelnd über die Haut und drängen sich wimmelnd unterm Verband. Aufrichten kann ich mich nicht, um sie zu fangen. Kriechen lassen!

Im Nebenzimmer liegt einer, dem hat ein Granatsplitter die Kinnlade zerschmettert. Der Kopf verschwindet unter weißen Binden, und er kann nur durch Glasröhren Nahrung zu sich nehmen. Es jammert einen in all seinen Schmerzen ihn reden zu hören. Reden? Lallen, stammeln, — aber nicht reden. Kein Mensch weiß, was er will, und schreiben kann er in der Dunkelheit nicht, seine Zeichen und Gebärden sieht niemand. Mit einem tiefen, klagenden Ächzen verstummt er ohne Linderung.

Durch die zerbrochenen Fensterscheiben spritzt der Regen, faßt einen mit nassen Fingern ins Gesicht. Zur Seite sich zu wälzen, ist unmöglich vor Schmerzen, und wenn ich vom Fenster wegrutsche, liege ich auf der blanken Diele. Kalt wird's auch, und Hunger haben wir alle. Es gibt nichts zu

essen in der Nacht, und bis zum Tage sind es noch fünf Stunden. In den Pausen der Schmerzen male ich mir das Mittagessen aus: Kalbsbraten mit Beilage oder was Ähnliches. Bloß erst fort sein von hier! Wann das sein wird, weiß ich nicht.

Am frühen Morgen frage ich danach.

„Sie sind nicht gefährlich verwundet", heißt es. „Das gibt höchstens ein steifes Bein. Erst kommen die wirklich Schwerverwundeten fort. Können sie sitzen? Nein! Schade! Einen Platz zum Liegen wird es für Sie tagelang nicht geben. Täglich kommen Schwerverwundete her; die müssen gleich wieder weiter. Für die gibt es Liegeplätze. Sehen Sie zu, daß Sie mit einer Munitionskolonne fortkommen."

Hilf dir selbst! Kurz und bündig! — Mittagessen! Nun kommt er — Kalbsbraten! Ein kleiner Napf voll dünner Salzbrühe mit drei wallnußgroßen Fettstücken, dazu ein Blechlöffel.

„Für drei Mann", sagt der Pfleger und setzt den Napf neben mich.

„Was?! Dies? Für drei? Und ein Löffel?"

Der Pfleger ist schon weg, aber der Napf steht noch da. Hm!

Nach drei Tagen voll vergeblichen Wartens auf einen Kraftwagen, entschließe ich mich zur Munitionskolonne. Ein Krankenträger schleppt mich wie ein Bündel Flicken und Lumpen hinaus. Der planüberwölbte, federlose Kastenwagen ist im Innern voll gepfropft mit Säcken, Kisten und geflochtenen Geschoßkörben. Dort ist höchstens für eine Maus Platz. Auf dem Kutschbock sitzen zwei Fahrer, und sie sitzen sehr eng und unbequem. Wo nun hin? Ich kann mich kaum noch halten auf dem Rücken meines Trägers.

Das Bein hängt mir schwer wie Blei vom Blutandrang und schmerzt in dieser Haltung unerträglich.

„Setz' mich doch irgendwohin, — rasch", bettele ich.

Ich denke mich soll der Schlag rühren, als er mich plötzlich oben auf den Plan, auf das runde, platte Zeltdach hinaufschiebt. Hier oben —? Er läßt mich los, ich rutsche ab und fasse noch rechtzeitig einen Arm des Fahrers, der beinahe vom Bock fliegt. Ein Drittel geschoben, ein Drittel gezogen und ein schwächliches Drittel aus eigner Kraft erreiche ich halb toll vor Schmerz im hängenden Bein das höchste Rund des Plandaches und klammere mich an den eisernen Rückenstangen des Fahrersitzes fest, den breiten, eisernen Reifen der Verdachung als eine Art Beinschiene benutzend. Von unten stechen die Kistenecken spitz ins Fleisch.

„Fertig?" fragt der Fahrer ungeduldig.

„Fertig", sag' ich, und „jetzt geht's los", denk' ich.

Die Peitsche knallt, die Pferdehufe klirren aufs Pflaster, und es geht los! Im Augenblick des Anrucks suche ich mir Mut zu machen: Raus aus Makow. Gott sei Lob und Dank! Dann denke ich nichts mehr, sehe nichts mehr, höre nichts mehr, sondern ich fühle, fühle nur, aber dafür hundert- undt tausendfach.

Das fürchterliche Pflaster Makows liegt bald hinter uns, aber dann kommt die Chaussee, die endlose Chaussee nach Praszniss. Sie ist achtundzwanzig Kilometer lang und keine feste, gepflasterte Chaussee im deutschen Sinn. Vom Dauerverkehr der Wagenzüge aller Größen ist sie aufgefahren, voller Löcher, verschlammt, stellenweise mit Steinen übersät. Die Kolonne, zu der mein Wagen gehört, ist wohl zwanzig Fuhrwerke stark, und auf allen Plandächern, auf den Kutschersitzen und den schmalen Hintergestellen sitzen, hocken und kauern überall Verwundete, meistens Leute mit

Arm- und Schulterschüssen, denen das Sitzen leicht fällt. Aber auch einige meines Schlages sind darunter, und ich erkenne sie in den wenigen Pausen, die wir machen, an den bleichen, feuchten Gesichtern, an den zusammengebissenen Zähnen und den wirren Haaren. In solchen Rasten liegen wir schwerer Verwundeten auf grünem Rasen, indes die andern lustig umherlaufen. Mit Grauen denkt man an die Weiterfahrt. Ehe man zur Besinnung kommt, sitzt man schon wieder auf seinem Foltersitz, und es geht weiter.

Der Wagen hat keine Federn und springt wie ein Ziegenbock. Ich sage keinen Ton, ich hole nur Atem und unterdrücke, erwürge jeden Schrei. Nach achtzehn Kilometer Fahrt bin ich am Ende aller Kräfte. Wir halten. Der Kolonnenführer gibt plötzlich den Befehl, alle Wagen zu entladen und den Inhalt auf eine nachfolgende, leichte Munitionskolonne zu verteilen. Weshalb? Zwei Verwundete sind soeben unterwegs gestorben. Der eine hatte einen Lungen-, der andere einen Brustschuß. Die furchtbaren Erschütterungen der Fahrt haben die Wunden aufgerissen, und sie sind innerlich verblutet. Wir fragen nicht viel danach. Stroh wird gebracht, und man packt mich ins Wageninnere. — Weiter! Jetzt geht es im Trab. Der ganze Körper wird durch die Stöße des Wagens hochgeschleudert. Ich denke an nichts mehr und glaube nur noch an die Ewigkeit der Fahrt.

Prasznyſz! Das große Kriegslazarett ist überfüllt. Man weist uns ab. Überfüllt! Die Kasernen, in denen es untergebracht ist, sind riesenhafte Steinwürfel, in denen Tausende von Menschen sich zur Not unterbringen lassen. Das ist e i n Lazarett von vielen. Wieviel mag der Sieg kosten?

Wir fahren zum nächsten Lazarett. Das Pflaster von

Praszniß ist zehnmal so schlecht als das Makower, und wir fahren eine halbe Stunde drüber weg. Das ist zuviel! Die ganze Zeit über schreie ich in einem einzigen langen, gedehnten Schrei. Auch das neue Lazarett ist überfüllt. Also zurück! Wieder ein Schrei durch ganz Prasznysz hindurch bis zur alten Stelle. Der Führer verhandelt mit einigen weißschürzigen Hilfsärzten. Ich werde in meinem Wagenkäfig besichtigt wie eine schlachtreife Kuh. Nach kurzem Hin- und Herfragen will man mich aufnehmen. Zwei Träger heben mich heraus. Der Fahrer gibt mir die Hand und sagt, er sei froh mich los zu sein. Und weil ich geborgen und glücklich bin, lache ich ihm zu. Der Atem geht mir vor Lungenüberanstrengung rasch und kurz aus der Brust, während ich auf einer Bahre die Treppe empor durch das riesige Eingangstor ins Innere des Gebäudes schwanke. — „Wie ein Pascha von sieben Roßschweifen", denk' ich.

„Wohin geht's?" frage ich die Träger.

„Operationssaal", antwortet einer mürrisch.

Alle Haare stehen mir zu Berge. Sollte mein Bein —? Aber das ist ja unmöglich, das kann ja gar nicht —! Nein, nein! Bloß das Bein behalten.

Im Operationssaal setzen sie mich ab. Da liege ich zitternd vor schmerztötender Erregung in einer Ecke und sehe mir die Geschichte an. Ärzte mit weißen Schürzen, von denen das Blut sich schön und leuchtend abmalt, Messer, Zangen, Eimer, dunkle Flecke auf der Diele, ernste, abgehetzte Gesichter. Drüben steht noch eine Bahre, über die ein Zelt gebreitet ist. Unter dem Zelt hebt sich etwas Unbewegtes ab, das mir starr und feierlich erscheint wie ein Altar. — Ich fange an zu grübeln, aber man läßt mir die Zeit nicht. Da liege ich auf dem Tisch wie ein „Objekt", und zwei scharfe Augen bebrillen meine Wunde.

„Ist es schlimm? Kann es üble Folgen haben?“ Ich bin sehr aufgeregt.

Der Arzt schüttelt den Kopf. „Höchstens ein steifes Bein. Aber auch das glaube ich nicht.“

Da haben mich schon die Träger, packen mich auf die Bahre, und ich schaukle wieder zur Tür hinaus. Es geht eine Treppe empor, noch eine, noch eine, bis wir unter dem Dach und vor einer kleinen Holztür stehen, die der vordere Träger mit dem Ellenbogen aufklinkt. Ein langer, niedriger Raum voll Dämmerung und Dunst mit Strohaufschüttungen zu beiden Seiten und in der Mitte. Wir sind auf dem Boden, der gestopft voll von Verwundeten liegt. Mit Not und Mühe wurde ich in Reih' und Glied gequetscht, und kaum liege ich, als ich auch schon einschlafe vor Erschöpfung. Halb im Schlaf höre ich noch, daß der eine Träger in den Raum ruft: „Morgen um sieben Uhr früh kommt ihr alle mit der Feldbahn nach Muschaken. Dort ist Vollbahn!“ Nach der Heimat! Mit dieser großen Freude im Herzen schlafe ich ein.

Ich wache auf. Ringsum ist heller Tag, und der Raum ist leer. Die unvermittelte Leere bedrückt mich. Durch die zahllosen Löcher des Dachs, die von Schrapnellkugeln herrühren, fallen Sonnenstrahlen, die wie ein wirres Gitterwerk goldener Speere schräge auf den Dielen stehen. Aus den unteren Stockwerken schallt dumpfer Lärm. Ich sehe nach der Uhr: 10 Uhr! Und um 7 Uhr ging die Feldbahn! Wer weiß, wie lange ich nun noch hier liegen kann! Ganz verzweifelt vor Enttäuschung und nervöser Überreizung krieche ich zur Tür und öffne sie.

Allmächtiger! Draußen am Treppengeländer stehen wie schmutzige Bildsäulen drei Russen und starren mich verblüfft an. Sollten etwa —? Dann sehe ich's an den scheuen Mie-

nen und der verlegenen Haltung, daß es Gefangene sind. Ehe ich noch einen Wunsch geäußert habe, läuft einer in den Bodenraum und holt meine Sachen, der andere lädt mich auf den Rücken, und der dritte lacht mir verlegen zu. In diesem Aufzuge geht es treppab mit hängendem, schmerzendem Bein. Wie dankbar ich den dreien bin! Eine Schachtel Zigaretten, die ich in der Tasche finde, stecke ich dem einen in die Hand. Unten läuft alles durcheinander: Krankenträger, Pfleger, Ärzte, Soldaten, Schwestern, Gefangene. Wohin mit mir? Dieser Sorge werde ich gleich enthoben. Ein vorbeihastender Russe brüllt meinem Gefolge ein paar russische Worte zu. Erschrecktes Zusammenfahren! Und im Nu bin ich abgeladen und sitze mitten im Gewühl auf den Steinfliesen mit dem Rücken gegen die Flurwand gelehnt.

Ewig kann ich da nicht sitzen bleiben, und so rufe ich jeden Vorbeilaufenden an wie ein beinloser Bettler am Wegrand. Kein Mensch hört auf mich. Ich gerate in Wut und fange an zu schimpfen. Plötzlich kommt eine junge Schwester um die Ecke, sieht das schimpfende Häufchen Unglück und beugt sich mitleidig zu mir nieder, worauf ich ihr in hastiger Kürze wie durch den Fernsprecher den Sachverhalt klar mache.

„Gleich, gleich“, sagt sie und macht, daß sie wegkommt. Den Fluch, den ich ihr nachschicke, möge mir Gott verzeihen, denn nach zwei Minuten kommt sie mit zwei Russen zurück und läßt mich in ihr kleines Verwundetenzimmer bringen.

Dort hab ich's zum ersten Male seit meiner Verwundung gut, bekomme satt zu essen und trinken, erhalte die bestimmte Versicherung, daß ich mit der Feldbahn um zwölf Uhr mitgeschickt werde, und denke selbstsüchtig und philisterhaft: „solch eine Frau müßtest du mal haben.“ — Sie plaudert einige Minuten mit mir, und diese erste deutsche Frauen-

stimme seit einem halben Jahre hat einen klingenden Ton von Musik in sich, einen Wohllaut von solcher Weiche und Süße, daß ich die Feldbahn und alle Lazarettzüge der Welt versäumen könnte, nur um dieser singenden Stimme und diesen bezaubernden Worten zu lauschen. Aber als sie mir den neuen Verband angelegt hat, ist das Märchen zu Ende.

Zwei Russen kommen, heben mich auf ihre verschlungenen Arme, und es geht zur Haltestelle der Feldbahn. Dort werde ich behutsam wie eine Glaskiste in einer der Loren verstaut und sitze nun satt, neu verbunden und mit der schönen Aussicht auf Lazarettzug und Heimat vergnügt auf den nackten Brettern. Der Wagen ist allerdings überfüllt, denn in diesen Zug, die einzige Gelegenheit rasch fortzukommen, drängt sich natürlich alles. Aber es läßt sich unter so erfreulichen Aussichten leichter ertragen.

Die vierzig Kilometer lange Strecke bewältigen wir in dreizehn Stunden. Es ist, als wolle der Krieg uns noch einmal kurz vorm Hafen seine Faust zeigen. Um ein Uhr nachmittags fängt es an, stark zu regnen, und so geht es zehn Stunden lang unaufhörlich fort. Die Loren haben weder Dach noch Zeltbahn, der Regen klatscht ins Gesicht, läuft in den Kragen und strömt in Bächen über den Wagenboden. Wir hocken naß bis auf die Haut, bewegungslos in der eigenen, vor Feuchtkälte schaudernden Masse. Brrr! Das Bein meldet sich wieder.

Um elf Uhr nachts hört der Regen auf. Wind kommt kühl und schneidend über die Felder und bläst uns in den durchnäßten Uniformen noch kälter, als wir's schon sind. Um ein Uhr sind wir in Muschaken und müssen dort noch vor der Zelttür zum Kriegslazarett, vor den Pforten des Paradieses eine volle Stunde draußen liegen.

Dann endlich fliegt, wie im Theater der Bühnenvor-

hang, die Zeltwand der Lazaretttür mit einem Ruck beiseite, ein Arzt erscheint wie ein Herold und sagt als Vorrede nur ein einziges, kleines Wort: „Rein!“

Und während wir wie eine Reihe von Fürsten auf Sänften unsern Einzug in diesen Leinwandpalast halten, sagt der Arzt, der an der Tür steht und jedem von uns die Hand gibt, Worte, aus denen der Himmel blaut: „Morgen früh kommen Sie alle mit dem Lazarettzug rein nach Deutschland!“

„Hurra!“ brüllt der letzte, der über die Stufe hoch auf den Schultern der Träger ins Innere getragen wird. Hinter ihm fällt der Vorhang.

Dies ist ein Beispiel vieler Verwundungen und vieler Rückschübe aus der großen Zeit der Niederwerfung Rußlands im Sommer 1915. In Frankreich kommt in vielen Lazaretten des Operationsgebietes und der Etappe noch die ständig drohende Gefahr des Bombenabwurfs durch feindliche Flieger hinzu. Ich habe damals in manchen Dingen noch Glück gehabt: so schnell wie ich sind nicht allzu viele im dichten Gestrüpp gefunden worden; und so gut aus minutenlangem Kugelschauer, in dem er verwundet und ohne Deckung lag, ist so mancher nicht hervorgegangen.

Eines mag manchen überraschen: die gute, frohe Stimmung, in der sich jeder Leichtverwundete bald nach seiner Verwundung befindet. Man sollte sich aber hüten, sie dem Mann als Verbrechen anzurechnen und sie als Gesinnungslosigkeit und Feigheit auszulegen.

Während wir langsam weit ausgeschwärmt in zweiter oder dritter Linie vorgehen, kommt uns ein Mann vorn entgegengelaufen, schwenkt eine blutende Hand und lacht übers ganze Gesicht und ruft:

„Raus aus dem Dreck! Jetzt geht's nach Deutschland!"

D a s ist es und nichts andres, nicht eine erlöste Angst vor dem Tode und nicht ein feiges Flüchten in Mutters Schoß oder an den gedeckten Tisch. Das fröhliche Zurückgehen der Leichtverwundeten ist das berechtigte Vermeiden eines Platzes, an dem sie zu nichts mehr zu gebrauchen sind, ist eine Freude über wohlerfüllte Pflichten und über die blutige Bürgschaft dafür, ein mit Blut erkauftes Recht auf Freude und nicht zum geringsten das große, befreite Aufatmen, so gut davongekommen zu sein und einen so leichten Schuß erwischt zu haben. Es hätte ja ebensogut durch den Bauch oder den Kopf gehen können. Die Lebensgefahr hat bedeutend weniger Anteil an dem lachenden Gesicht des Leichtverwundeten als vielmehr die Anstrengungen, die vielfachen Entbehrungen, die zermürbende Knochenmühle des Feldzuglebens.

Die ersten Sekunden der Verwundung wirken fast immer niederdrückend. Ein Versagen der Nerven, die während des Gefechts ununterbrochen unter dem Druck der Erwartung von Tod oder Verwundung zitterten und nun ganz überraschend und blitzartig die Bestätigung erhalten. Die anschließende Erschlaffung ist nur Nachwirkung, die bei manchem durch andre Umstände verstärkt wird. Die Seele ist weicher und nimmt jeden Eindruck leichter und tiefer auf. Mancher kann kein Blut sehen, namentlich das eigne nicht, und erleidet durch den plötzlichen Blutverlust überdies eine große körperliche Schwäche. Der Anblick der Verwundeten, die Schreie der Sterbenden, der Krach der Granaten — das alles stürzt nun auf einen seelisch Wehrlosen. Das Gefühl, man könne jetzt, wo man hier überflüssig ist und ein Recht auf Lebenssicherheit, Heimat und Zukunft hat, ganz sinnlos und als überflüssig nutzloses Opfer fallen, tut das Seinige

und erzeugt bei manchem eine schläfenzuckende, lippenbeißende Angst, wenn der Stumpfsinn nicht überwiegt.

Durch die Zeit des martervollen Rückschubes hindurch begleiten den Verwundeten nur drei Gedanken: Heimat und Angehörige, möglichste Beschleunigung der Fahrt und das behaglich neuartige Gefühl der Sicherheit. Der Augenblick, in dem man zum erstenmal seit Monaten wieder entkleidet in einem richtigen Bett liegt, schneidet alles Rückliegende wie mit einer Schere ab; begierig sieht man der ungewohnten Friedenswelt entgegen, die neu und lockend aus den Dampf- und Rauchwolkenwirbeln des vorwärts hastenden Zuges auftaucht.

Tod und Grab

Sterbende und Tote Der junge Ersatz, der von der Heimat gekommen ist, marschiert schon den zweiten Tag hinter der vorgehenden Front her. Durchstampfte Kornfelder, umgestürzte Autos und Wagen, gefallene Pferde, verbrannte, schwelende Dörfer, fortgeworfene Gewehre, Kolonnen schmutziger Gefangener mit lachenden Gesichtern, Soldaten mit blutigen Binden um Stirn, Hand oder Arm, vorrasselnde Munitionskolonnen, hastige Meldereiter — sie erzählen ihm eine noch verworrene Geschichte voll unbestimmter Ahnungen, leichter Beklemmungen, machen ihn neugierig und etwas bänglich zugleich. Und plötzlich kommt etwas aus weiter, weiter Ferne, leise, dumpf, fast unhörbar, mehr mit dem ganzen Körper als mit den Ohren wahrnehmbar, mehr zitternder Luftdruck als Geräusch, ein dumpfes Murren, rollendes Poltern, Hämmern, Stoßen, unregelmäßig, ruckweise, wie der schütternde Lärm eines fernen Eisenhammers, einer leerlaufenden Maschine.

„Die Front", bemerkt beiläufig einer, der schon zum zweitenmal ins Feld rückt, ein Alter, Erfahrener, und die Neulinge alle sehen sich nach ihm um und haben bewundernde, bittende, allesgläubige Gesichter.

„Das sind die Geschütze", erläutert er weiter und macht ihnen herablassend den Unterschied von schwerer und leichter Artillerie, Granaten und Schrapnells, Abschuß und Einschlag klar.

„Haltet die Ohren steif“, fügt er zum Schluß hinzu, „es ist keine Kleinigkeit.“

„Keine Kleinigkeit — ja, ja“, wiederholt ein blutjunger Ersatz-Reservist, und dann erzählt er, was er schon früher von seinem Bruder über die Front gehört hat.

„Ihr werdet ja selber sehen“, unterbricht ihn der Alte, Erfahrene. „Aber immer: Kopf hoch!“

Die Marschkolonne schwatzt, lacht, raucht und singt sich weiter. Ein zerstörtes Dorf nähert sich.

„Das Dorf hier haben wir gestern gestürmt“, ruft ein vorüberhumpelnder Verwundeter dem Trupp zu. Allgemeines Staunen!

„Gestürmt!“ Wie das klingt! Nach Heeresbericht, Krieg, Schlachtenbildern! Das ist also ein Verwundeter, der bis gestern noch mitten drin gestanden hat in dem, wovon man als Knabe mit leuchtenden Augen gehört hat und was einem stets als fabelartig, erhaben und ganz unfaßbar erschienen ist. Und jetzt sollen sie selbst hinein!

Plötzlich entsteht an der Spitze eine kleine Stockung. Die ersten Gruppen drängen nach rechts zum Chausseegraben, und es gibt einen stauenden Aufenthalt da vorn. Was mag da sein? Ein scharfer Befehl des Transportführers, und die Kolonne setzt sich wieder in Bewegung, langsam, wie zögernd. Aber die Stockung pflanzt sich wie eine ansteckende Krankheit durch die ganze Abteilung fort. Jeder wirft einen raschen Blick in den Graben und macht dann, daß er weiter kommt. Endlich sind die letzten auch an der Reihe. Ein schneller Blick nach rechts.

O! Da liegt der erste Tote.

Es ist ein deutscher Soldat. Er liegt halb auf dem Rücken an der Böschung des Grabens, die lehmigen Kommißstiefel halb im Wasser der grasüberwachsenen Sohle, den

Oberleib bis zum Hangrande emporgelehnt. Der Kopf ist rücklings seitab gesunken, der Helm mit geplatztem Kinnriemen im Sturz halb entglitten und gibt an der rechten Schläfe mitten im blonden, kurzen Haar etwas Schwärzlichkrustiges frei, das fremd und unheimlich klebt und drei schmale, dunkle Streifen über das graubestaubte Gesicht spreizt. Die Augen sind starr weitoffen, leer und glastrübe in eine weite, große Ferne gerichtet. Der Körper lastet auf dem linken Arm, und der rechte ist steif wie ein Stück Holz fortgereckt. Unter dem weiten, hängenden Ärmel kommt aus dem Schatten der Höhlung etwas Grauweißes hervor, — eine kleine, staubige Hand wie ein Ding, ein Stück und krallt sich mit allen fünf Fingern in die aufgekratzte Erde. Das Ganze liegt da starr, unbeweglich wie zur Ausstellung.

Einen Blick nur warf jeder hin, aber der eine Blick sah alles und behielt es unvergeßlich. Der erste Tote!

Die Abteilung marschiert weiter, aber sie lacht nicht mehr, sie scherzt nicht mehr. Die Zigaretten und Zigarren erlöschen, und schweigsam zieht die Kolonne weiter. Jeder schleppt noch einmal so schwer an seinem Tornister. Aber der Eindruck war zu gewaltig, der Niederdruck des Anblicks ist zu schwer, als daß man ihn allein zu bewältigen sich traute.

Zaghaft fängt bald hier, bald dort jemand an, sich auszusprechen. Den hat das Steifhölzerne der Erscheinung besonders erschreckt, jenem hat die fahle Farbe der Haut und der festgeklebte Staub und Schweiß des Gesichts einen tiefen Eindruck gemacht, dieser hat sich entsetzt vor der kleinen, grauen Hand und den fünf festgeklammerten Fingern, einer ist zurückgeschaudert vor dem dunklen Geheimnis des geronnen Bluts an dem blonden Schläfenhaar, und einem andern hat sich die wilde Starrheit und leere Blickferne des weitaufgerissenen Auges unentrinnbar in das Gedächtnis ge-

brannt. Es wirkt alles zusammen auf den Menschen ein, erschreckend, lähmend, drohend. Das unendlich Erbarmenswerte kommt erst später in der Erinnerung zum Durchbruch.

Da liegt er ganz allein, verlassen von allen, staubig, beschmutzt im Schmutz des Wegrandes, und Tausende von Lebendigen ziehen lachend und plaudernd an ihm vorbei und lassen ihn in seiner regungslosen Erbärmlichkeit liegen, bis endlich eine Sanitätskolonne kommt und ihn ein paar Schritt feldein begräbt, rasch und hastig, denn es warten noch viele andre.

So zieht man weiter an seinem ersten Toten vorüber, — das Herz umschnürt von einer dumpfen Beklommenheit der Mahnung solchen Anblicks: wann wirst du so daliegen?! Man weiß genau, daß es hineingeht ins Gefecht. Man kennt — ist man an der Westfront — die furchtbaren Verluste, und der Tote liegt wieder vor einem, in die Verlassenheit des belebten Weges geschleudert, ein fortgeworfenes Stück Fleisch, ohne Sinn, ohne Leben, ohne Verstand. Der Heldentod hat viel von seinem Schimmer verloren. Der große Gedanke, für den der Tote gefallen ist, das große Ziel, für das er sein Los auf sich nahm, das verbleicht bei solchem Zusammentreffen und vergeht vor der kalten, bestaubten Wirklichkeit. Und man beginnt, diese Erinnerung fortzujagen. Heute lebe ich noch, — was nachher kommt, das ist mir gleich! Und die Abteilung löst sich allmählich wieder vom Bann der schreckhaft starrenden Augen.

Der zweite und der dritte Tote wird weniger beachtet. Man vergleicht sie mit dem ersten, findet erleichternde Unterschiede im Aussehen, wird abgelenkt durch andre Dinge der Front, die nun gottlob mit tausend neuen Eindrücken auf einen einstürmt und losschlägt. Über den zwanzigsten Toten blickt man hinweg wie über einen Schlafenden. Der erste

Schrecken ist vorbei. Das Unerhörte wird geduldete Gewohnheit. Nur dort, wo einem die Gefallenen in Massen vor Augen kommen, stutzt der Blick und regen sich die Gefühle. Kam man nach einem Durchbruch an der Ostfront durch die gewonnene russische Stellung, dann ging man an den Haupteinbruchsstellen förmlich über Leichen. Schlug man russische Massenangriffe ab, dann sah man sie in dichten Linien und Haufen bewegslos vor dem Drahtverhau liegen. Sprachloses Staunen erfüllte einen über diese geopferten Massen, und in die finstere, stumme Freude über den Erfolg mischte sich dem russischen Gefallenen gegenüber ein Tropfen Mitleid. Mitleid mit dem Manne, der ohne Staats- und Volksbewußtsein, ohne den Schwung eines großen Gedankens, ohne den Glanz eines Zieles stumpf und ergeben unter unfähigen, selbstsüchtigen Führern, die ihn betrogen und aussaugten, in einen Krieg zog, in dem zu unterliegen ihm Bestimmung und Gewißheit war, und der dennoch mit dem Mute eines Tieres für nichts und wieder nichts in den gewissen Tod ging. „Armes betrogenes Volk!" Das war das deutsche Urteil vor den Leichenhügeln der russischen Knutenpolitik. Dem Engländer und Franzosen gegenüber habe ich nur die grimmige Freude des Siegers, vor den toten Farbigen nur Haß, Verachtung und Widerwillen bei unsern Soldaten gesehen.

Mir persönlich sind unsere Toten stets ein milderer Anblick gewesen als die russischen Gefallenen, deren Gesichter unter dem unerbittlichen Griff des Todes nur den versteinerten Ausdruck naturhafter Triebe zeigten, ohne die leise Verklärung eines Gedankens, eines innerlichen Erlebens. Es ist keine Voreingenommenheit vaterländischen Stolzes, die mich so sprechen läßt, es ist ein unwillkürliches Gefühl, das mich jedesmal beim Anblick toter Russen zurückschauern

ließ, ebenso wie vor gefallenen Farbigen. Von englischen und französischen Leichen ist dies Gefühl der Abstoßung nie auf mich übergegangen.

Die stärksten Wirkungen von Toten haben mich eines Sommernachmittags an der Ostfront gepackt und geschüttelt. Das Regiment hatte im Juni 1915 ein russisches Dorf nahe der ostpreußischen Grenze gestürmt, nachdem der Stellungskampf in jener Gegend etwa ein Vierteljahr gedauert hatte. In der neugewonnenen Linie kamen wir gegen Mittag an, halbtot vor Durst, und ich wurde von dem Gruppenführer bestimmt, für die Gruppe aus der etwa zwei Kilometer zurückliegenden alten Waldstellung Wasser zu holen. Gegen drei Uhr nachmittags machte ich mich durch das Gewirr der genommenen russischen Annäherungsgräben auf den Weg, der bis zum Waldrande durch ein hohes Kornfeld und brache Äcker lief. Zuweilen waren die Gräben durch unser Artilleriefeuer eingeebnet. Dann ging es im Sprung und Laufschritt darüber weg und dran vorbei, während von drüben russische Kugeln herübersurrten.

Das Koppel voller Feldflaschen, trat ich gegen fünf Uhr den Rückweg an und kürzte den Weg durch ein tiefer gelegenes Kornfeld, das zwischen den beiden alten Stellungen lag und jetzt beim Vorsturm von Hunderten von wirren Zickzacklinien niedergetretener Ähren durchzogen war. Ein Vierteljahr hatte es zwischen den beiden Gräben gelegen, mancher Spähgang war in ihm des Nachts gegangen und geschlichen worden, und mancher „Vermißte“ der Verlustlisten mochte in den Ähren einen jämmerlichen Tod gestorben sein.

Ein niederträchtig-häßlicher Fäulnisdunst machte meine Schritte langsamer. Ich sah aufmerksam nach rechts und links. Nichts. Schließlich tauchte schräg, halbrechts von

mir etwas Schwärzliches im gelben Netzgewirr der Halme auf: eine große, unbewegliche Masse. Obschon ich wußte, was das sein mußte, warf ich doch einen schnellen Blick hinüber. Da lag er, ungeheuerlich zu formloser Masse gedunsen, den aufgeblähten Bauch durch den Leibriemen zur Wespentaille geschnürt, schwarz wie ein Neger und riesenhaft wie ein Urmensch, — ein russischer Soldat. Ich machte, daß ich weiter kam. Der hat auch eine Mutter, eine Frau, — Kinder, die ahnungslos an ihn denken, auf ihn warten.

Das Feld hört auf in einer Wirrnis von Granattrichtern, Drahtschlangen, Balkenfetzen: die russische Stellung, eine Hölle von Sand, Erde, Balken, Splittern, Sandsäcken, überlagert vom süßlichen Duft der beginnenden Fäulnis. Schon wieder! Der Ekel stößt einen förmlich zurück. Wo liegen die Kerle nur?

Plötzlich sehe ich, daß ich mitten unter ihnen bin. Aus leichtem Flugsand starrt eine blutige Fratze, reckt sich ein starrer Arm, krümmen sich ohnmächtige, steife Finger, wölben sich braune Uniformen, Stiefel, Mützen. Verschüttet. Weiter! Ich springe in den eroberten Graben, steige über querliegende Leichen, Bretter, Löcher, verlaufe mich im Grabengewirr. Querab führt ein schmälerer Graben, — vielleicht der Verbindungsweg zu unserer neuen Stellung. Ich renne auf, — eine Sackgasse! Und was ist das?

Auf quergeschlagener Stange sitzt, den Rücken an die Grabenwand gelehnt, ein Russe, Kopf schief zur Seite wie im Schlaf. Das Gesicht starrt mit hängendem Kiefer, glotzenden Augen und schwachblödem Grinsen ins Leere. Die linke Hand hält er auf den Bauch gepreßt, und zwischen Zeige- und Mittelfinger windet sich eine gelbgraue Schlange bis zum hochgezogenen Knie, auf dem sie sich zu wirrem, gelb-grün-bläulichem Knäuel ballt. Eine Sekunde — dann

begreife ich! Granatsplitter in den Bauch. Hier auf der Latrine! Und ein Höllengestank! Zehn Laufschritte weiter erleichtere ich mich gründlich. Als ich endlich bei der Kompagnie ankam, hatte ich meine Feldflasche bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken, und der Hunger war mir vergangen.

An dem Abend vor einer größeren Unternehmung wurde ein acht Mann starker Spähtrupp gegen ein noch vor der weitab liegenden russischen Stellung befindliches halbzerschossenes Gehöft geschickt, um seine Belegstärke und die Art der Bewaffnung festzustellen. Aber kurz vor dem Ziel wurden die Leute entdeckt. In einem Regen von Leuchtkugeln und einem Sturz von Licht, der sie auf kürzeste Entfernung völlig deckungslos preisgab, knatterten russische Salven und rasendes Schnellfeuer. Nach Minuten erloschen die Lichter und schwieg der Lärm.

Als eine Stunde verronnen und niemand zurückgekehrt war, ging ein zweiter Trupp nach vorn. Ergebnislos kam er zurück.

Mitten in der Nacht rief ein Grabenposten etwas an, das da vorn in der Dunkelheit raschelte. Ein deutscher Verwundeter! Und dann ließ sich in einen Regen von Steinen und Erde unser Schiffskoch, ein Bayer, in den Graben fallen, todmatt, aus leichter Armwunde blutend. Hinter sich zog er einen schweren Körper. Der Posten griff zu, und beide zerrten und hoben einen der besten Leute der Kompagnie in den Graben, einen Mann, der im Zivilberuf Akrobat und Jongleur war, der beste Freund unsers Bayern.

Als ich später vom Posten zurückkam, sah ich in meinem Unterstand ein Licht aufblitzen. Ich blickte hinein, und da hockte der Bayer auf seinem Tornister, den Oberleib seines Freundes im Schoß. Er strich ein Streichholz nach dem andern an und beleuchtete des Toten Kopf, der von drei

Schüssen zerschmettert, unkenntlich geschwollen und blutübergossen auf seinen Knien lag.

„Schau ihn an!", sagte er mit klagender, eintöniger Stimme, „wie sie ihn zugerichtet haben! Dreimal durch den Kopf und zweimal durch Schulter und Brust geschossen."

Und wieder flammte ein Streichholz auf und beleuchtete den Toten, bis die Schachtel leer war und schwärzeste Finsternis den engen Erdschacht verhüllte. Ich sprach ihm gut zu, sein Schweigen verriet mir viel von der Aufrichtigkeit seines Schmerzes. Er antwortete nicht. Erst als ich seine Hand faßte, sagte er mit einem Seufzer:

„Das war der einzige, der beste, — und nun ist mir alles gleich, — alles."

Am nächsten Tage begruben wir den Gefallenen, und sein Freund ließ sich's nicht nehmen, ihm selber aus schmalen, roh zubehauenen Fichtenbrettern ein einfaches Kreuz zusammenzuschlagen und unter den Namen, Todestag und „Ort und ein paar kurze Abschiedsworte mit Tintenstift zu schreiben.

Wenn man hinter der vordersten Linie in Bereitschaft liegt, vorn das Gefecht gierig toben und lärmen hört, dann rührt ein Anblick vor allem mit eisigem Finger ans Herz: das sind die Toten, die zurückgeschafft werden. Da kommen zwei Mann an, langsam, mit schwerem, wiegendem Gang, die Zipfel einer Zeltbahn schulterüber in fester Faust. Das Zelt schaukelt schräg und traurig im Takt hin und her und schließt sich eng um einen schwerlastenden Körper. Über den umgebogenen Rand greift ein fortgereckter Arm, baumelt eine schwingende fahle Hand wie ein Abschiedswink. Keiner rührt sich von seinem befohlenen Platz, aber alle Augen wandern mit dem schweigenden Geleit, und die Gesichter werden ernster, härter, unerbittlich. Dann kommt der Meldeläufer, der die Kompagnie ins Gefecht ruft, nach vorn, dorthin, wo

der Tote hergewandert kam. Wortlos tritt die Kompagnie an. Und hinter ihr werden die Toten auf einen Platz getragen, wo sie nebeneinander in Reih und Glied liegen, wie sie zusammengestanden haben und wie sie begraben werden.

Der Lebendige geht draußen vor dem Toten. Wenn es angeht, schafft man die Gefallenen zurück, sonst bleiben sie liegen, wo sie lagen. Es soll kein Lebender um eines Toten willen sein Leben lassen. Und hat man die Gefallenen zurückgebracht, dann kann man sie in keiner Halle und keinem würdigen Totenraum aufbahren, man legt sie unter einen Baum, in einen Graben, auf eine Lichtung, wo sie dem Blick der Lebenden entzogen sind.

Mit einer Meldung war ich aus der vordersten Linie auf dem Wege nach rückwärts zu einem Wäldchen geschickt, in dem der Bataillonsstab lag. Ich gab die Meldung ab und hatte auf die Antwort etwa eine halbe Stunde zu warten. Todmüde suchte ich mir ein Loch, etwas Stroh, um langausgestreckt die schlappen Glieder zur Ruhe zu bringen. Draußen soll man jede Sekunde zum Ausruhen nutzen. Am Rande des Gehölzes fand ich eine große Grube, die bis zum Rand mit Kiefernzweigen weich ausgefüllt war. Ohne weiteres trat ich drauf zu und suchte mit den Augen eine passende Stelle, bis mir ein müdes, blasses Gesicht, regungslose Arme und Leiber unter den grünen Nadeln durchschimmernd sagten, wer dort die müden Glieder ausruhte. Die Toten der vordersten Linie lagen hier zusammen in einem großen Granattrichter.

Hunderttausende von Toten, — die Front spricht nicht viel von ihnen. Im drangvollen Wirrwarr der Ereignisse erstirbt ihr Name auf den Lippen, nur Freunde werden von Freunden genannt, und die stumme Mahnung an das eigne Ende, die aus jedes Toten Gedanken den Finger erhebt, mei-

det man lieber. Trübe Gedanken an der Front — es gibt nichts Widerstreitenderes, Törichteres, Gefährlicheres.

Der Franzose ist im Morgengrauen gegen unsre Stellung gerannt. Er ist zurückgeschlagen worden. Am Vormittag rennt er wiederum an. Seine Massen ebben zurück. Am Nachmittag stürmt er zweimal vergeblich vor, und beim dritten Male macht er auf halbem Wege kehrt. Das Gebiet zwischen den beiden Stellungen, das bisher durchsprungen, durchlaufen war von hunderten von dunklen Leibern, durchbohrt vom blitzschnellen Emporschießen schwarzer Erdsäulen, überwogt von klumpigen Wolken der Granateinschläge, liegt am Abend wieder stumm und regungslos. Ein endloses Kornfeld, dessen Ährengewirr Granattrichter, Tote, Verwundete und verstreutes Gerät verbirgt, wie das Meer seine versunkenen Schiffe. Die Nacht kommt. Der Posten horcht und späht mit allen Sinnen hinaus, feindwärts.

Minute um Minute schleicht. Nichts. Kein Laut, nur das halbunterdrückte Husten des Nachbarpostens und das Kommen und Gehen des eignen Atems.

Plötzlich schreckhaft, sinnlos laut schwillt ein klagender Ton. Die Luft bläht sich wie zum Zerreißen unter diesem gedehnten Laut. Unhörbar leise wie aus der Luft, wie von Geistern beginnt er, steigt, hebt und weitet sich bis zur höchsten Tonfülle und senkt sich in regelmäßigem Bogenfall bis zum verhallenden Schweigen, — etwas Heulendes, Tierisches liegt in diesem Klagen. Aber es kommt nicht aus der Luft, es entstammt keiner Geisterkehle, keinem Unirdischen: es jammert da vorn, irgendwo im schwankenden Korn, — Verwundete.

Erst ist es nur einer, und er verstummt bald; aber ehe er geendet, beginnt eine zweite Stimme, dann eine dritte. In das fast sanfte Schwellen gellt ein wilder Schrei, preßt

sich ruckartig-stoßendes Jammern, weint schluchzendes Bitten und Betteln. Ehe der eine endet, ehe sein Schreien erstirbt im unhörbaren Wimmern der Hilflosigkeit und Schwäche, fängt wilde Verzweiflung an, mit aller Macht um Hilfe zu rufen, schreien, flehen, bitten, jammern, fluchen, um Wasser, um Schlaf, um Schmerzenslinderung und um die Erlösung, um Ende und Tod.

So ruft es unsichtbar aus dem hohen Felde die halbe Nacht in den beweglichsten, eindringlichsten Tönen und Worten einer fremden Sprache. Niemand schießt, weder herüber, noch hinüber geht eine Kugel, — alle Stoßtrupps, die nach vorn gehen, sollen zurückschleppen, was sie an Verwundeten finden können; sie bringen einige, aber gerufen haben mehr als diese wenigen, die schon dicht vor dem Tode stehen und schlaff und mühsam die Lider über angstvollen, erschreckten und die sie gleichgültig und unbewußt über halbgebrochenen Augen heben. Draußen müssen noch viele liegen.

Und die nächste Nacht ist wieder laut von den Stimmen der Verzweiflung und Todesnot. Aber die Rufe und Schreie klingen geisterhafter, verhüllter und es sind nicht so viele mehr, wie man dachte. In der dritten Nacht ruft nur noch einer. Wo mag er liegen? Ein Spähgang ist erfolglos, das Rufen klang auch zu unwirklich, zu unbestimmbar, bald hier, bald dort. Um Mitternacht verstummt es, und nur gegen Morgen will einer der Posten noch einmal etwas Stimmenartiges aus den Nebeln gehört haben. Wie viele mögen da gestorben sein, unaufgefunden, verreckt wie Tiere, die sich im Sterben verkriechen? Die amtliche Verlustliste sagt: vermißt.

Und zu Hause warten sie Wochen, Monate, Jahre und trösten sich und verzweifeln und hoffen doch noch, bis die letzte Hoffnung allmählich erstirbt, wie der letzte Schrei des Kornfeldes erstarb in leisem Wimmern und totem Schweigen.

Die Kompagnie geht ausgeschwärmt durch einen unterholzverfilzten Wald vor. Ziel ist der Waldrand. Dort soll ein verlassener feindlicher Schützengraben liegen, und der soll von unsern Leuten besetzt werden. Rechts und links haben die Anschlußkompagnien denselben Auftrag. Wo der Franzose steckt, weiß genau kein Mensch. Irgendwo, nicht weitab vom Wald soll er sein. Aber wo? Vorsichtig späht jeder in das grüne Gewirr. Rechts und links sind sie schon drin in dem verlassenen Graben, aber unsre Kompagnie hat natürlich wieder Dusel und hat den am weitesten ausgebogenen Waldteil zugewiesen bekommen.

Nanu! Was ist das? Vor uns lichtet sich der Wald, — aber ein Graben ist nicht da. Und der Franzose? Kein Schuß fällt, es ist alles totenstill. Drüben steigt ein steiler Hügel mit grasigem Hang empor. Wir gehen unter den letzten Bäumen und sehen jetzt, daß wir vor einer 200 Meter breiten und 150 Meter langen Lichtung stehen, die in den Wald gerodet ist. Drüben, am eigentlichen Rande liegt so etwas wie ein Graben. Bis dahin sind es also 150 Meter. Mit einer ganz leichten Beklommenheit gehen wir ins Deckungslose, weithin Sichtbare der Lichtung.

Jeden Augenblick kann —! Tak, tak, tak, tak — rrr! Richtig! Maschinengewehre und Gewehre. Alles liegt lang auf der Nase hinter Baumstümpfen, Büschen, Wurzeln, Erdkanten. Die Schüsse kamen von dem Steilhang aus einer Entfernung von etwa 200 Meter. Ist es ein Wunder, wenn sie gut gesessen haben?! Hier liegt einer ganz still auf der Seite, dort jammert einer mit einem Beinschuß, dort ruht einer schweratmend, gleichgültig mit durchbohrter Lunge, wachsgelb im Gesicht, und neben mir wälzt sich einer keuchend, röchelnd, brüllend und preßt die Hände auf den getroffenen Unterleib. Helfen kann keiner. Wer aufsteht,

wird, ehe er hoch ist, von einer Kugel gefaßt und umgeworfen. Wir liegen wie angenagelt auf dieser verfluchten Lichtung. Bis zum Abend — jetzt ist es zwei Uhr mittags — liegen wir so.

Was ist das? Von links kommt es wie der gellend-hohe Ton einer Signalpfeife herüber. Sollen wir angreifen? Sollen wir zurück? Liegen bleiben ist das einzig Richtige. Die Pfeife schrillt ununterbrochen eine Minute lang beinah, geht in einen zitternden Triller über und endet in ruckweißen Stößen. Solch ein Zeichen gibt's gar nicht; das ist doch keine Pfeife! Kopf und Leib eng an den Boden gepreßt starrt man fragend den Nachbarn an. Die Töne klangen gar nicht metallisch, sondern merkwürdig dünn und fistelnd. Ein paar Schüsse knallen abgehackt herüber, und der Widerhall wandert schallend und verhallend langsam durch den Wald.

Da wieder! Diesmal von rechts. Nadelscharf sticht der gleiche Pfiff ins Trommelfell, zitternd, schwingend endet er in Trillern, Wirbeln und Stößen, wie luftschnappend. Diese gespenstischen Töne birgt kein Metall. Aber was mag es sein?

Am Abend hörten wir die Lösung. Kurz hintereinander hatten zwei Leute der Kompagnie denselben Schuß erhalten, von Jochbein zu Jochbein quer durch den Kopf. Beide starben einige Sekunden später mit dem gleichen pfiffartigen Schrei. Vielleicht war das Kleinhirn gestreift. Es schüttelte uns noch oft, wenn wir an diesen langgedehnten Todesschrei dachten.

Ablösung in einer hart umstrittenen Waldstellung. Durch den vielfach geschlängelten Annäherungsgraben stampfen wir nach vorn. Rechts schräg vor uns taucht durch rötliche Kiefernstämme und breite Nadelkronen ein gelbglänzen-

des, flaches Holzgebäude auf. Bei der nächsten Windung nach links verschwindet es, die Biegung nach rechts bringt es näher. So geht es eine Zeitspanne weiter. Endlich führt eine große Schleife dicht daran vorbei. Ein umzäunter Platz mit birkenem Eingangstor. Unter der Regimentsnummer steht mit weithin sichtbaren Buchstaben: „Schlaft wohl, liebe Kameraden." Der Friedhof. Die gelbe Bretterhalle ist die Leichenkammer oder Kapelle..

Hinter mir geht ein riesiger, breitschultriger Unteroffizier.

„Sehr hübsch gemacht", meint er anerkennend. „Aber liegen möcht' ich hier doch nicht. Nee! Lieber nicht."

Ich drehe mich um und sehe in ein ernstes, braungebranntes Gesicht, das gleich darauf nach kurzem Stirnrunzeln wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck annimmt: unbekümmerte Sorglosigkeit.

Nach einer halben Stunde sind wir im vordersten Graben und lösen ab. Eine Minute später prallt ein feindliches Gewehrgeschoß an einem Gewehrlauf ab und fährt dem Unteroffizier als Querschläger durch die rechte Brust. Einschuß wie ein querliegendes Geschoß, Ausschuß wie ein Handteller. Auf einer Bahre tragen sie ihn durch den Graben zum Unterstand der Krankenpfleger. Aus der Zeltbahn, die sie ihm übergeworfen haben, sieht sein Gesicht mit großen, angstvollen Augen, die suchend umherirren. Unter dem tiefen Braun der Haut verblaßt das Blut, breitet sich fahles Weiß. Er ist ganz still, er ächzt nicht einmal. Nur einmal bittet er flüsternd, man solle ihn auf die linke Seite legen. Dann verschwindet er in dem Unterstand. Ein Freund von ihm begleitet ihn, und die andern sammeln sich vor dem Eingang, um wortlos zu lauschen, was aus ihm wird, ob er durchkommt, ob er's nicht aushält.

Plötzlich macht einer kehrt und geht behutsam davon, mehrere folgen ihm, und die letzten laufen fast, so eilig haben sie es. Der Verwundete drinnen hatte das Bewußtsein verloren, und im letzten, schönen Wahn des Sterbens war ihm noch einmal die Heimkehr in die Heimat beschieden. Mit der leisen, wimmernden Stimme eines Kindes rief er ununterbrochen nach der Mutter, und dieses eintönig klagende „Mutter, Mutter" eines großen, starken Mannes war selbst den hartgewordenen Herzen der Frontsoldaten so furchtbar, daß keiner es zu ertragen vermochte, und jeder vor diesem Ruf beiseite schlich. Gleich darauf starb er, und einige Stunden später lag er auf demselben Friedhof, der ihm noch eben so schön und doch so unerwünscht erschienen war.

Ein Blitzschlag! Neben mir stürzt er vor, das Gewehr in der Faust, die Lippen klaffend, die Brust gespannt unter dem Druck des Atems, die Augen aufgerissen und funkelnd in den Flammen glühendsten Erlebens und tausendfach gesteigerten Lebens, — plötzlich schwillt der Atem zum krächzenden Schrei, und der Körper haut vornüber wie ein Sack, wie ein vom Haken geschnittenes Stück Fleisch, seelenlos, ohne Gefühl, ohne Denken, ohne Sinn und Verstand, wertlos wie ein Kadaver. Alles in einer Sekunde und durch ein Stück stahlumhülltes Blei, das mit der Geschwindigkeit von 900 Metern in der Sekunde blindlings durch die Luft saust und alles zu Boden wirft, was das Unglück hat, ihm in den Weg zu rennen, gleichgültig, ob es Dutzendmensch oder Genie, Jüngling oder gereifter Mann ist.

Wenn das Feuer beim Vorgehen zu stark wird und Verluste eintreten, dann wirft der Befehl „Hinlegen!" alles auf die platte Erde. Gott sei Dank! Jeder legt sich auf die rechte Seite, nestelt seinen kleinen Spaten aus der Lederhülle und fängt mit vorsichtig geducktem Kopf an, sich ein=

zugraben. Wie ein Wahnsinniger und mit aller Kraft stößt jeder in der unbequemen Längslage das Blatt in den knirschenden Boden und wirft die Schollen nach vorn, alle Augenblicke erregt den viel zu langsam wachsenden Hügel musternd. Es geht ums Leben; Todesangst hat Peitschen und Knuten!

Da legt mein rechter Nebenmann seinen Spaten vor sich, den Kopf darauf und fängt in seiner Todmattheit an einzuschlafen und mit japsendem Luftgreifen zu schnarchen. Dabei ist seine Deckung sehr minderwertig. Welch eine Torheit! Ich rufe ihn an!

„He!“ Er schläft so fest, daß er mich nicht hört.

„He!“ Das Schnarchen wird leiser, erschwächt zu Gurgeln und Röcheln, verstummt. Jetzt schläft er fest, so fest, daß kein Mensch ihn je mehr erwecken wird aus diesem Schlummer.

„Kopfschuß!“ sage ich, und dann renne ich den Spaten noch einmal so wild und wütend in die rettende Erde.

So liegen sie alle, die beim Eingraben durch Kopfschuß gefallen sind: auf dem Bauch, Spaten halb in der Erde, Kopf mit dem Gesicht auf die nackte Erde gelegt, — wie Schlafende. Kopfschuß von vorn in den Scheitel erwürgt jede wilde Bewegung und duldet nur den zitternden Krampf der Zuckungen.

Eine weit in Kornfelder und Wiesen vorgebogene Waldecke soll gegen die von vorn und schräg von beiden Seiten flankierenden Franzosen unter allen Umständen gehalten werden. Kommt der Franzose in den Wald, dann ist er in unsrer heute hier neu gewonnenen Linie und kann im Schutz der Bäume ungesehen gegen uns vorgehen und uns nach beiden Seiten hin aufrollen. Das darf nicht sein, zumal

da dies der erste Tag eines anscheinend sehr großzügig angelegten Angriffes ist.

Meine Kompagnie liegt in dieser Waldspitze, und ich habe das Glück, neben dem Kompagnieführer als Meldeläufer zu liegen. Rechts von uns liegen fünf Leute nebeneinander mit Kopfschüssen, links von uns ist die Hälfte tot und schwer verwundet. Reserven sind nicht mehr zu erwarten. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder sind wir in wenigen Stunden alle bis auf den letzten Mann ohne Gnade und Erbarmen abgeschossen, oder wir bekommen Verstärkung von den am rückwärtigen Waldrand liegenden Kompagnien, die nicht halb so sehr als wir bedroht sind. Wenn der Franzose jetzt angreift, sind wir in einem Ruck erledigt. Das weiß der Dümmste.

„Hören Sie mal", sagt der Leutnant zu mir, „Sie müssen sofort zurück zum Bataillonskommandeur. Ich lasse um mindestens vierzig bis fünfzig Mann Verstärkung bitten, aber sofort, — sofort. Nehmen Sie sich in acht unterwegs: die Meldung ist mehr als wichtig, sie muß durchkommen. Sagen Sie ihm, wie's hier aussieht!"

Er kritzelt rasch ein paar Worte auf ein Meldeblatt, während ich mir die allgemeine und besondere Lage noch mal ansehe. Links unter den letzten Bäumen liegt ein Vizefeldwebel und jagt Schuß um Schuß nach einem dunklen Streifen Buschwerk weit draußen in den Kornfeldern. Rechts fallen vereinzelte Schüsse unsrer Leute. Sie schießen in ein kleines Gehölz seitlich von unsrer Waldspitze, aus dem ein ununterbrochener Regen von Kugeln durch und über uns hinwegfegt. Der Leutnant gibt mir die Meldung.

„Nun los! Aber rasch, rasch!"

Eine Sekunde des Zauderns, — dann krieche ich halb auf allen Vieren, halb auf dem Bauch nach hinten. Unter

einem Wacholderbusch ruhe ich einen Augenblick, denn zweihundert Meter zu kriechen, ist nicht leicht. Ein Fauchen und blitzschnelles Zucken und Schlagen des Zweiges, der mir ins Gesicht hängt, warnt genug. Schleunigst krieche ich weiter. Nach zweihundert Metern springe ich auf — hier sieht mich niemand mehr — und renne aus Leibeskräften zurück.

Der Bataillonskommandeur liest achselzuckend die Meldung und hört sich meinen Heeresbericht ruhig an. Dann stößt er scharf die Luft durch die Nase.

„Zwanzig Mann von der links angelehnten Kompagnie ist schon zuviel, aber er soll fünfzehn haben. Mehr nicht. Eingraben und wenig zeigen. Heute abend geht es weiter. Der Franzose greift nicht an. Sagen Sie das Ihrem Leutnant."

Weg bin ich! Ich laufe und renne. Eigentlich müßte ich schon bald da sein. Knack und klatsch! Im Lauf reiße ich mich rechts herum, und in Sprung und Satz falle ich längslang in eine metertiefe Mulde.

Hier liegen schon zwei. „Drückeberger!" denke ich. Dann sehe ich sie mir nochmals an. Sie liegen beide auf dem Rücken, der eine mit einer zusammengewickelten Decke, der andere mit einem Tornister unter dem Kopf. Gebückt gehe ich näher. Und dann bitte ich ihnen stillschweigend den „Drückeberger" ab. Zwei sehr bleiche Gesichter sehen mir mit einem glücklichen Ausdruck entgegen, vier Augen wenden sich mir zu voll ängstlicher Erwartung und voll aufatmender Hoffnung. Den Kopf können sie nicht drehen. Ein Alter und ein Blutjunger. Wie schwer sie verwundet sind, sehe ich auf den ersten Blick.

„Wo?" frage ich.

Der Alte tastet schwach, kraftlos mit dem rechten Arm zum Unterleib und läßt ihn einen Augenblick dort ruhen.

„Hier!“ sagt er mit heiserm Flüstern. „Quer — von links nach rechts.“

Bauchschuß. Schwer fällt der Arm. Irgend etwas will er von mir, er winkt mit den Augen. Ich knie neben ihm. Hier sind wir ja in Deckung. Eine schwache Kopfbewegung, und ich halte mein Ohr dicht neben seinen Mund, aus dem bei jedem Atemzuge ein hellroter, dünner Faden über die weißen Lippen quillt und schmal und fein über Kinn und Hals in den Sand rinnt.

„Was ist?“ frage ich, und unwillkürlich spreche ich leise und sorgsam.

„Wir liegen hier schon — fast zwei Stunden. Krankenträger! Wir können noch gerettet werden. Krankenträger, — rasch! Hier ist kein Arzt. Ich hab' eine Frau — und drei Kinder zu Hause. Krankenträger.“

Es dauert lange, bis er das alles geflüstert hat. Jetzt blicken die Augen mich fast gierig an, und der Junge da neben ihm hat den Kopf zu mir sinken lassen und starrt angstvoll auf meinen Mund. Und ich weiß doch, daß sein Wunsch unmöglich zu erfüllen ist. Unmöglich! Wir können niemand mehr entbehren, und die Krankenträger dürfen nach Regimentsbefehl nicht mehr in die vorderste Linie; drei von ihnen sind beim letzten Gefecht abgeschossen worden, und wir haben nur noch zwei. Es geht nicht, es ist unmöglich. Aber ich habe Angst, ihnen das zu sagen, Angst vor diesen Augen!

„Ich werde den Leutnant fragen“, sag' ich, und zugleich mache ich eine Bewegung, um aufzustehen.

Ein Blick und eine Handbewegung hält mich fest.

„Du kommst wieder?“ fragt er voll Sorge und Furcht.

„Ich komme wieder. Ohne Sorge, — gewiß.“

Ich nicke den beiden zu, reiße mich los aus dem Bann der Augen, und während ich mich in die Büsche werfe und

weiterkrieche, überlege ich schon, ob ich es fertig bringen werde, mit der Trostlosigkeit des Kopfschüttelns zu ihnen zurückzukehren.

Der Leutnant wartet voll Sehnsucht auf mich. Hastig teile ich ihm den Erfolg mit. Er sagt gar nichts, zieht nur die Stirn hoch und wirft einen prüfenden Blick auf seine Leute. Ich sehe einige stumm daliegen, die vorhin noch schossen. Sie liegen da wie kleine Hügel, überflitzt von Geschossen, die zuweilen mit dumpfem Prall in sie hineinfahren. „Kugelfang“, denk' ich.

„Meinetwegen“, sagt der Leutnant ergeben. „Also fünfzehn Mann! Wie Gott will.“

„Herr Leutnant“, sage ich, und dann erzähle ich ihm von den beiden Leuten da hundert Meter hinter uns. „Kann ich zwei Leute bekommen oder vier, die sie zurückbringen?“

„Unmöglich“, ist die scharfe Antwort. „Ich brauche jeden Mann — jeden einzigen. Nein, nein!“

„Kann ich den beiden wenigstens sagen, daß sie auf nichts zu hoffen haben?“ fang ich wieder an.

„Ja, aber kommen Sie bald wieder. — Halt! Ist nichts mehr zu hoffen?“

„Nein, nichts“, antwortete ich. Der Leutnant faßt nach seiner Feldflasche und reicht sie mir hin.

„Man soll zwar bei Bauchschuß nichts trinken“, sagt er. „Es ist guter Rotwein.“

Auf allen Vieren, Feldflasche am Koppel, krieche ich zurück. Unterwegs streift mich was Glühendes am linken Oberarm. „Aha“, denk ich. „Beinahe, aber nicht ganz!“ Kopfüber lande ich in der Mulde.

Die beiden liegen noch genau so, wie ich sie verlassen habe, und suchen die Augen nach rückwärts zu drehen, da ich

hinter ihren Köpfen her komme. Angst, Hoffnung, Fieber der Erwartung, Eis der Furcht liegt in den Augen. Nun soll ich ihnen mit dürren Worten sagen, daß es unmöglich ist, soll ihnen den letzten Rest des Lebens mit einer Enttäuschung verbittern. Das soll ich tun? Ich?

„Habt Ihr Durst?"

Die Worte fallen mir schwer. Sie nicken. Mit aller Behutsamkeit, deren meine Hände fähig sind, stütze ich des Jüngeren Kopf empor und setzte den Aluminiumring der Öffnung an seinen Mund. Die Flüssigkeit rinnt in ihn hinein wie in eine Flasche, er schluckt kaum und nur mit höchster Mühe. Plötzlich packt ihn ein Husten mit hartem Stoß, und rotes Blut und roter Wein schwappt ihm über die Lippen. Sofort lasse ich ihn los, daß er matt zurückgleitet. Der andre trinkt ebenfalls ein paar Schluck. Er keucht etwas, und dann fragt er noch mühseliger als vorhin:

„Krankenträger?"

Ich vermeide es, ihn anzusehen, und während ich einen langbeinigen schwarzen Käfer betrachte, der in größter Eile über den Sand läuft, schüttle ich den Kopf:

„Es geht nicht. Der Leutnant braucht jeden Mann vorne. Wir haben sehr schwere Verluste. Es ist unmöglich. — Aber in einer Stunde vielleicht."

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Jetzt — gleich. In einer Stunde ist — es zu spät."

Sein Gesicht ist ganz bleich und ausdruckslos, nur in den weitgeöffneten Augen flackert eine tödliche Angst. Die Fliegen kriechen ihm schwarz über Hände und Gesicht und wimmeln in krabbelnden Mengen um Lippen und Kinn, darüber noch immer das dünne Blut hellrot in feinen Fäden läuft. Der Junge ist schon gleichgültiger geworden, sein Kopf liegt noch immer zu mir herüber, aber die Lider sind fast ganz herab-

gesunken über den dunklen Augen, die nur noch glimmen, und der Atem geht ihm unhörbar. Ganz still und ruhig liegt er.

„Es ist unmöglich", wiederhole ich nochmals.

Die Blicke des Alten verzehren mich fast. Ich bin ihm jetzt Retter oder Verderber, das Einzige, das er noch an Hoffnung hat, das Schicksal selber.

„Eine Frau und — drei Kinder", fängt er wieder an zu reden. „Krankenträger."

Das ist kaum zu ertragen! Was soll ich tun? Nichts? Was kann ich denn tun? In meiner Ratlosigkeit knie ich dicht bei ihm nieder, und plötzlich habe ich das Gefühl, ihm in dieser Verlassenheit und Heimatferne mehr sein zu müssen als bloß der fremde Kamerad, ihm etwas zu ersetzen, irgendetwas, das nicht hier ist, sondern daheim, Mutter, Frau, Kinder. Die Hand, die ich leise fasse, ist in den Fingern schon kühl, und die Stirn, die ich streichle, ist feucht von einem kühlen, klebrigen Schweiße. Eine summende Wolke von Fliegen rauscht hoch und umsurrt uns. Er sagt kein Wort, er beobachtet mich nur unausgesetzt und späht und forscht nach dem Hoffnungsfunken, der ihm doch endlich in meinen Augen blitzen muß.

„Kannst du mich nicht tragen?" fragte er plötzlich.

Ich? Bis zur Verbandstelle sind es mindestens achthundert Meter, der Mann vor mir ist groß und schwer, und ich darf es nicht, ich bin Meldeläufer, und dann der Bauchschuß! Es ist vollkommen unmöglich.

„Du!" mahnt er.

Mein Gott! Irgend etwas muß ich tun, nur nicht so untätig dasitzen und jede Bitte fortjagen und die Hoffnung zollweise totschlagen. Gut! Ich will's versuchen! Ich nicke ihm zu. Über sein Gesicht gleitet etwas, das wie Aufatmen und Lächeln aussieht. Mit unendlicher Vorsicht schiebe ich

ihm den rechten Arm unter die Beine im Kniegelenk, und den linken lasse ich an den Schulterblättern unter Rücken und Arme gleiten. Den rechten Arm legt er mit aller Kraft der Hoffnung um meinen Nacken. Im gleichen Augenblick fährt es mir durchs Hirn: wenn ich so mit ihm aus der Mulde heraustrete, komme ich nicht fünfzig Meter weit. Aber dann schüttle ich den Gedanken ab. Irgend etwas wird sich schon finden lassen. Was? Das ahne ich nicht.

Fest sehe ich ihm ins Gesicht, um den ersten Ausdruck eines Schmerzes in seinen Zügen zu lesen, und gleich darauf hebe ich zaghaft an. Halb hängt er mir schon in den Armen, da schreit er auf mit einem krächzend-hellen Kreischen. Voll Entsetzen lasse ich ihn los und habe nur soviel Besonnenheit noch, ihn nicht fallen zu lassen. Während er mit dem Oberleib zurücksinkt, schießt ihm ein Schwall von dickem Blut über die Lippen. Das ist unerträglich! Irgend etwas packt und schüttelt mich unwiderstehlich. Grenzenloses Mitleid, Furcht, Ekel, Haß auf das, was dieses hier möglich macht, auf Staat und Krieg. Alle Gedanken gehen und rennen mir wirr durcheinander. Scheu seh ich zu ihm hinüber. Keuchend und röchelnd liegt er da, die Fliegen fallen ihm schwer und dicht auf Lippen, Kinn und Hals. Seine Augen irren weitaufgerissen zwischen den Baumwipfeln umher. Mit einemmal scheint ihm die klare Einsicht in die Aussichtslosigkeit seines Lebens zu kommen. Er winkt mir mit dem Arm. Wieviel Kraft mag ihm das wohl kosten! Mein Ohr horcht dicht an seinem Mund.

„Uhr — mein Notizbuch", stammelt er, „meine Frau."

Ich verstehe, löse ihm die Uhr und ziehe das Notizbuch aus der Rocktasche.

„Adresse."

Er deutet mit einem Nicken auf meine Hand, die das Buch hält.

„Ich schick' es heute noch an deine Frau", sag' ich ihm.

Ob er mich verstanden hat, weiß ich nicht, — seine Augen starren schon wieder auf einen Punkt hoch oben zwischen den schwingenden Wipfeln. Einen schnellen Blick werfe ich zu seinem Kameraden. Der liegt noch immer mit halbgeschlossenen Augen, den Kopf zur Seite. Nur die Brust ist jetzt auch so unbeweglich wie der ganze Körper. Der ist schon zu Hause. Was soll ich nun hier? Ich bin so übrig und hilflos wie ein Kind in der Wiege. Der Leutnant wartet gewiß sehnsüchtig auf mich! Es ist höchste Zeit, daß ich gehe. Der Alte merkt nichts. Heimlich hebe ich den Fuß, um von ihm fortzukommen. Aber er hat noch feine Ohren, er hört mich und errät die Absicht. Der Kopf sinkt schwer zu mir, und während etwas wie Schluchzen und Röcheln aus seiner Kehle dringt, trifft mich ein Blick voll so verzweifelten Flehens und Bettelns, daß meine Kraft zu Ende ist. Ich beiße die Lippen aufeinander und springe mit einem Satz in die aufrauschenden Wacholderbüsche, die sich hinter mir schließen, hinter mir und ihm.

Wielange er noch gelegen hat, kann ich nicht sagen. Bald darauf gingen wir hinter dem plötzlich abziehenden Franzosen vor. Uhr und Buch gingen am nächsten Tage in die Heimat. —

Diese zwei Dinge sind es, die die Nerven des Frontsoldaten vor allem angreifen und zu lähmen suchen: starkes Artilleriefeuer und das Schreien und der Anblick der Verwundeten und Sterbenden. Jeder, der da im feindlichen Feuer liegt, erwartet und fürchtet jeden Augenblick den Schuß, der entweder tötet oder verwundet. Aber er hofft immer auf einen raschen Tod oder eine leichte Verwundung;

den Gedanken an Bauch-, Kiefer-, Augen- und andre schwere Verwundungen, an Dumdumgeschosse und Querschläger, an große, fetzende Granatsplitter läßt niemand aufkommen, — sonst hielte er nicht lange stand da vorn. Und nun sieht und hört er mit einemmal neben und vor sich einen Verwundeten sich winden und krümmen, schreien und jammern. Er sieht, wie hilflos der eben noch starke, frohe Mann ist, wie er allen Foltern der rasendsten Schmerzen widerstandslos hier preisgegeben daliegt, und wie er mit allen Tönen höchster Qual tobt, vom Lallen, Winseln und Wimmern bis zum Heulen und Brüllen. Das ist schlimmer, als er's in seinen geheimsten, unterdrücktesten Vorstellungen sich ausgemalt hat. Unwillkürlich stellt er die Folgen der Verwundung ihren Schmerzäußerungen gleich und erblickt den Betreffenden bein- oder armlos, blind oder mit furchtbar entstellenden Narben.

Es ist nur natürlich, daß er als Mensch mit Selbstsucht sogleich an sich denkt und sich in ähnlicher Lage sieht, was ihm ja auch tatsächlich jede Sekunde geschehen kann. Er weiß genau, daß er mit solchen Gedanken und Bildern, die jetzt noch Gedanken und Bilder sind, in der nächsten Sekunde aber Wirklichkeit werden können, daß er mit ihnen nicht übertreibt. Er möchte am liebsten machen, daß er von hier fortkommt. Furcht vor Strafe, Pflichtgefühl, Kampfgeist halten ihn. Alle Nerven sind gespannt auf den Feind, nichts darf sie durch Ablenkung in Verwirrung bringen. Fangen die Nerven an, nachzugeben, — das ist der Anfang vom Ende und das Ende vom Liede.

Und kommt dann mit einem Blitzschlag die Verwundung, dann ist dieser Zusammenbruch der Nerven im gleichen Augenblick da. Man fällt in sich zusammen. Eben noch fiebernde Erwartung des Todes, nun jähe Verwundung.

Es ist entschieden, wo der Schuß sitzt. Da werfen selbst leichte Verwundungen den Mann um.

Im Juli 1918 lagen wir tagelang deckungslos zwischen Chateau-Thierry und Soissons in trommelartigem Artilleriefeuer, das tagüber drei- bis viermal einsetzte. Mitten im tobenden Vulkanausbruch der Granateinschläge brach neben mir mein Meldeläufer zusammen, verzerrte das Gesicht, ward totenbleich, schrie und jammerte durch den Lärm. Als ich den Schaden nachher besah, war ihm ein kleiner Granatsplitter in den Oberarm gedrungen. Die gespannten Nerven waren mit dem Schlag des Splitters ebenso zerrissen wie die Muskeln des Armes.

So ist es erklärlich, daß man so oft ganz leicht Verwundete sehen kann, die in den ersten Minuten nach der Verwundung toben und klagen und dann in eine Gleichgültigkeit und Schwäche versinken, die man sonst nur an Sterbenden beobachten kann. Der Riß durch die Nerven!

Soldatengräber Hinter den Fronten bei den großen Verbandstellen, Kriegs- und Feldlazaretten liegen die umzäunten, gepflegten Friedhöfe des Stellungskrieges; an Wegrändern und -Kreuzungen, unter einzelnen Feldbäumen, in Kornfeldern und Wiesen, unter Kreuzen und Heiligennischen, auf Höhenzügen hier und dort wölben sich die Einzel- und Massengräber des Bewegungskrieges, Kennzeichen der Schlachtfelder, Mäler der Gefechte.

Die großen Soldatenfriedhöfe des Hintergeländes und der Etappe sind oft kunstvoll angelegt und stets peinlich gepflegt. Zeit, Ruhe, Ungestörtheit und vielfach auch Geldmittel standen zur Verfügung. Nicht die Truppenteile der Gefallenen haben sie errichtet, — die nachgezogenen Kolon-

nen, Etappentruppen, Lazarette haben sie geschaffen. Hier ruhen Angehörige aller Truppenteile und Waffengattungen, fast ausnahmslos Opfer des Bewegungskrieges, auf dem Rückschub gestorbene Schwerverwundete.

Die künstlerische Gestaltung dieser Friedhöfe ist im Grundsatz immer die gleiche: eine große, versöhnende Gleichmäßigkeit liegt über ihnen allen. In Reih und Glied wölben sich die Gräber, alle einheitlich mit Blumen bepflanzt, von demselben sockellos dem Boden entwachsenden Kreuz überragt, Name und Todestag von einerlei Schrift verkündet. Gleichförmigkeit und soldatischer Schmuck sagen es: hier schlafen Soldaten. Jeder persönlich unterscheidende Prunk in Gitter und Kreuz fehlt: sie alle sind nur einen Tod gestorben, nur für ein Ziel, nur für einen Gedanken gefallen.

Ich habe auf manchem dieser Friedenshöfe des Krieges gestanden; auf ihnen allen bringt nur ein Gefühl alle lauten Stimmen zur Ruhe: die große, schweigende Versöhnung mit allen Qualen langsamen Sterbens, mit allen Schrecken gewaltsamen Todes in den Tagen der Jugend. Noch einmal sind sie hier in Reih und Glied aufmarschiert, angetreten vor einem andern Herrn des Krieges und des Friedens. Not und Elend der Zeit, Erhabenheit des Opfertodes, Würde und Schlichtheit verweben sich mit dem Soldatentum der Gefallenen zu einer Stimmung, die den Helm in die Hand und das Herz in die Knie zwingt zur letzten Ehre.

Tiefer noch ins Herz greifen die Einzel- und Massengräber des Vormarsches, die kärglichen Friedhöfe opferreicher Brennpunkte des Stellungskrieges. Der Truppenteil selbst hat sie seinen Angehörigen gegraben, die Kameraden, ein guter Freund haben den kleinen Handspaten in die kiesige Erde gestoßen, den Schacht geschaufelt, den

flachen Hügel fest und dauernd zu machen sich gemüht, das karge Holzkreuz aus Ästen oder Brettern behauen und querüber geschlagen, in den Boden gebohrt und gerammt und mit feuchtem Tintenstift Namen, Todestag und ein rasches Wort des Gedenkens drauf gekritzelt. Mit Tintenstift! Tintenstift soll im Regen nicht verlöschen. Unvergängliches wollte die Kameradschaft schaffen!

Und die Soldatentreue wand Laubzweige, Tannengrün als Kranzgewinde um das schiefe Kreuz und legte ein paar Handvoll rasch gepflückter Feldblumen auf die kahle Erde des Hügels, damit das Grab nicht gar so arm und verlassen sei. — Dann ging es weiter, und der letzte, der beste Freund, blieb noch einen Augenblick stehen, riß sich kurz entschlossen den Stahlhelm vom Kopf und stülpte ihn über die Kreuzspitze. Dann lief er der Kompagnie nach. Er wird schon bald einen andern Helm finden.

Da liegt das Grab. Der Wind reißt die Blumen fort, das Laub des Gewindes wird welk und braun, und der Luftzug stöhnt und klagt in der stählernen Höhlung des Helmes.

Und dann, — später, nach dem Kriege? —

Über diesen Soldatengräbern des Schlachtfeldes wittert Erdhauch und Blutdunst der Ursprünglichkeit, die den Soldatenfriedhöfen fehlen, flammt ein Strahl von Unsterblichkeit, weht ein Hauch der großen Unerbittlichkeit des Schlachtenschicksals und steht groß und still jener eine Gedanke, dem sie alle gefallen sind, wie Trost und Erlösung voll Versöhnung für die einsame Heimatferne des Schlachtentodes. Das ist es, was das Herz so ergreift und erschüttert, wenn man an den kreuzüberhöhten Hügeln des Gefechtsfeldes vorbeimarschiert weiter und weiter — wer weiß, wohin, — vielleicht in den gleichen Tod.

Diese Einzelgräber haben in der Einfachheit ihres Äußern die Grundlage gegeben für die Gestaltung des Kriegergrabes überhaupt. Das bewußte Opfer des eignen Lebens für das Vaterland, dieser große Gedanke hat im Einzelgrab des Schlachtfeldes seine große Form gefunden.

Diese Gräber verkünden den Gedanken des freiwilligen Opfers nicht durch Masse, Pracht, Wucht oder Fülle des Schmuckes, sondern durch Schlichtheit der natürlich gegebenen Form. Diese Form ist gewöhnlich das sockellose Kreuz aus einfachstem Holz, dessen Nachteil allein in seiner Vergänglichkeit liegt. In gebirgigen Gegenden findet sich ein flechtenumkleideter Steinblock als Künder des Opfergedankens.

Anders bildet sich die Form dieser Verkündung dort, wo die Toten solcher Stätten, die sich zu dauernden Grabplätzen nicht eignen oder zu weltentlegen sind, umgebettet und auf einem Höhenzug, einer Ebene zu einem Massengrabe vereint werden müssen, in dem jeder sein durch Namen gekennzeichnetes Sondergrab hat. Das Massengrab der Schlacht hat fast immer das Wesen des Denkmals, von dem seine Form bedingt wird. Da erhebt sich statt vieler Kreuze ein großes Kreuz über allen Gräbern und meldet eine Tafel die Namen der Gefallenen.

Weit hinaus in die Landschaft reden die Denkmäler der Massengräber. Breit hingelagerte Buschmassen, zusammengeballt in der überragenden Wölbung eines mächtigen Steinblocks, verkünden von Höhen und Hügeln den Ruhm gefallener Krieger. In den Feldern der Ebenen kennzeichnen Säulen, hochragende Kreuze fernhin wirkend die Stätten des Opfertodes. Als einziger Schmuck wirkt eine schön verteilte, rein stilisierte Schrift auf den Namens- und Gedenktafeln.

Der Geist eines Volkes und seines Heeres redet zu uns aus seinen Kriegergräbern. Deutschland braucht sich der seinen nicht zu schämen. Kein Grab, zu dessen Pflege auch nur die geringste Möglichkeit gegeben, ist verwahrlost, jedes ist in seiner anspruchslosen Schlichtheit würdig erhalten. Die kurzen Worte und Verse, für die zuweilen flüchtige Zeit und Ruhe war, kennzeichnen den deutschen Soldaten in seinem treuen Geradsinn für die Kameraden, in seinem vollen Verständnis für die Größe des gebrachten Eigenopfers und verraten, daß er auch dort, wo er den gefallenen Freund begrub, sich stets der Achtung für ihn bewußt war. In der Knappheit dieser nachrufenden Worte liegt großer Stil, redet eine des großen Gegenstandes würdige Sprache.

Auf einem Massengrabe von dreiundzwanzig Soldaten las ich die fünf Worte:

Wir starben, damit Deutschland lebe.

Ein im Walde verstecktes Einzelgrab trug auf dem Kreuz unter dem Namen die sechs gerecht wägenden Worte:

Dies tat er für sein Vaterland.

In das Steinblockdenkmal eines Massengrabes hinter der Westfront waren die Verse eingegraben:

Wir liegen zusammen in Reih und Glied,
Wir standen zusammen im Leben,
Drum gleiches Kreuz und gleicher Schmuck
Ward uns aufs Grab gegeben.
Nun ruhen wir aus von dem heißen Streit
Und harren getrost der Ewigkeit.

Auf der Gittertür zu einem Grabe von zwei deutschen und zwei russischen Soldaten fand ich die Verse:

Wir reichen uns im Tod die Hand.
Wir starben alle fürs Vaterland.

Es gibt weniges in der Welt, das gleicher Art das Herz bewegt, wie auf dem Marsch, in Stellung oder Gefecht ein Augenblick der Rast an diesen Gräbern, an diesen Worten des Nachrufs. Der sie ersann, ist unbekannt. Das Volk hat sie gemacht, das ganze Heer hat sie geschaffen und redet aus ihnen.

Was sind alle Kirchhöfe des Friedens gegen diese Gräber des Krieges! Marmordenkmäler der Erbgrabstätten vergehen vor der schiefgenagelten Armseligkeit der Zweig- und Lattenkreuze der Fronten; kranzüberlastete, marmoreingefaßte Hügel der Heimatkirchhöfe zerfallen vor zusammensinkenden, schmucklosen Hügeln weit, wegfern in den Kornfeldern Frankreichs, in den Wiesen Flanderns und den Endlosigkeiten russischer Einöden.

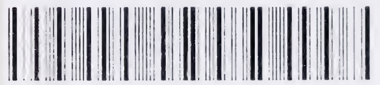
Die bewußte Freiwilligkeit des Opfertodes, die Gemeinsamkeit des Todes und eines Gedankens birgt etwas Überwältigendes. Dem Daheimgebliebenen kann es in seiner Größe und Herbheit, in seiner Selbstverständlichkeit und Bescheidenheit gar nicht zum Bewußtsein kommen, weil er diesem Tode nie gegenübergestanden hat. Das erst, das gemeinsam-gleichmäßige Erleben und die allen gleichmäßig geltende Dauernähe des Todes, das erst schweißt und hämmert die Herzen in eins und senkt in sie jenes tiefe Mitfühlen und ganze Verstehen, das mit der Kargsamkeit weniger Worte alles zu sagen weiß.

Ist das Grab zugedeckt und die Kompagnie weitermarschiert, dann geht das Gedenken des Gefallenen in neuen Mühsalen und Nervenerregungen, in der neuwachsenden Zahl der Toten bald unter. Frischer Ersatz trifft ein, die Abgänge aller Art mehren sich, und nach wenigen Wochen oder Monaten besteht eine Kompagnie, die an vielen

Kämpfen teilgenommen hat, größtenteils aus neuen Mannschaften, die die Toten nicht mehr kennen. Kommt dann später der eine oder andre Verwundete zufällig zu derselben Kompagnie zurück, so ist inzwischen so viel Neues geschehen, daß er der Toten nur selten gedenkt. Es ist ja auch kaum jemand da, mit dem er von ihnen reden könnte. Man spricht an der Front nicht gern vom Tode. Es ist genug, ihm täglich in die kaltblickenden Augen starren zu müssen.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle.


University of
Connecticut
Libraries


39153029463199


BOUND BY
HNM